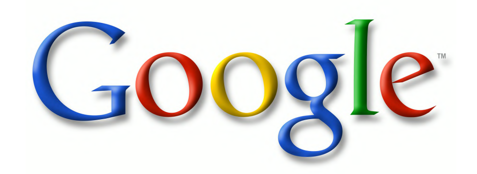
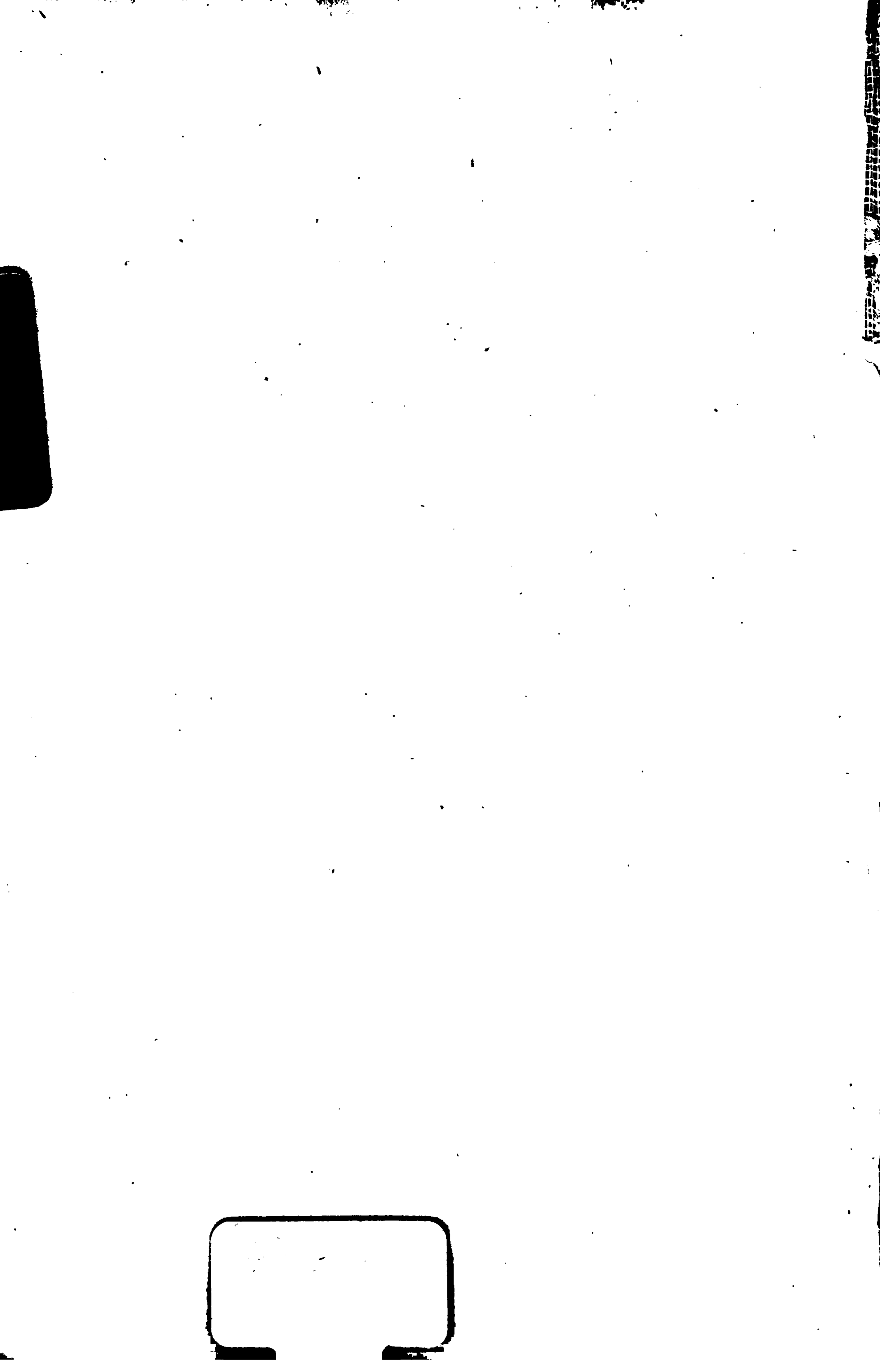

Google


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08232815 8



(Boshart)
BMS

~~7795~~

ZEHN JAHRE AFRIKANISCHEN LEBENS.

VON

AUGUST BOSHART

Capitaine, Commandant I. Cl. de la force publique à l'Etat Indépendant du Congo.

LEIPZIG
VERLAG VON OTTO WIGAND.
1898.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil.

Im Gebiete des Congo.

Eine Congo-Expedition unter Stanley 1—105.

Zweiter Teil.

In Südwest- und Ost-Afrika.

Erster Teil.

Im Gebiete des Congo.

Erstes Kapitel.

Eine Congo-Expedition unter Stanley.

Abreise von Europa. — Madeira. — Ankunft in Banana. — Weiterreise nach Vivi. — Marsch nach Isanghila. — Fahrt nach Manyanga. — Lutété. — König Makito. — Rückkehr nach Vivi. — Zustände daselbst. — Heimreise nach Manyanga. — Kämpfe um Manyanga sud.

Es war am 5. März des Jahres 1883, als wir, Brüssel verlassend, uns zuerst nach Liverpool begaben, um uns dort auf dem Dampfer „Biafra“ für unsere Reise nach dem äquatorialen Afrika einzuschiffen. Wir waren unser sechs — einen kleinen, unglückseligen Juden abgerechnet, der, weiss Gott aus welchen Gründen, sich entschlossen hatte, für die „Association internationale“ nach dem Congo zu gehen, und sonderbarer Weise angenommen wurde. Meine übrigen Begleiter waren: zwei belgische Offiziere, die Herren van Kerckhoven und Liebrecht; ein schwedischer Schiffskapitän, Herr Enn; Lommel, ein Unteroffizier der belgischen Artillerie; und Toeben, ein junger Deutscher — Angestellter des Etablissement Krupp in Essen. Letzterer war nur auf kurze Zeit engagiert und kehrte nach Europa zurück, nachdem unsre Ladung, die unter anderem aus zwei vollständigen Gebirgsbatterien bestand, in Vivi abgeliefert war.

Meine Reisegefährten waren von der grössten Liebenswürdigkeit, sodass wir uns bald enger aneinander schlossen, und obgleich die Seereise volle sechs Wochen in Anspruch

nahm, wurde uns die Zeit nicht lang. Unter gewöhnlichen Umständen jedoch mag diese Fahrt zur damaligen Zeit ganz schauerlich gewesen sein; denn zur Bequemlichkeit der Reisenden war auf dieser Linie gar nichts gethan; weder ein Spiel, noch eine annehmbare Lektüre, nichts war vorhanden; man war lediglich auf das angewiesen, was man selbst mit sich führte, und der Vorrat ist in der Regel nicht gross bei Leuten, die gewillt sind, eine Reise nach dem Innern des noch immer dunkeln Kontinents zu unternehmen. Auch die Betten waren schlecht, die Küche liess viel zu wünschen übrig, der Wein war fast nicht trinkbar, und so vereinigten sich alle nur denkbaren Unannehmlichkeiten im kleinen Raume, und das auf den Schiffen einer Gesellschaft, welche nur aus praktischen Engländern besteht.

Die „Biafra“ war zu der Zeit zwar das grösste Fahrzeug, welches auf dieser Strecke verkehrte, jedoch ein alter Rumpelkasten und wenig sauber; sie war ausserdem ein arger Roller und hat von letzterer Eigenschaft unzweideutige Proben abgelegt, besonders während der Ueberfahrt nach Madeira, die sehr stürmisch war. Schon beim Verlassen des Hafens von Liverpool sahen wir am südwestlichen Horizont schwarze, gewitterschwere Wolken sich auftürmen; als wir den Kanal verliessen und die hohe See erreicht hatten, war das Unwetter in seiner ganzen Gewalt losgebrochen. Uns war die geräumigste Kabine des Schiffes — der sogenannte Damen-Salon — angewiesen worden, in dem wir alle sechs nebst unserer Bagage zusammengepfercht lagen. Das Gepäck kollerte bald fröhlich durcheinander, und wir selbst hatten Mühe genug, uns in den Betten festzuhalten. Vier meiner Reisegefährten waren schon bedenklich seekrank, und blieben das auch getreulich, bis wir auf Madeira an Land kamen. Bei der Ankunft auf der Rhede vor Funchal hatte der Sturm zwar ausgetobt, aber der Seegang war noch so gewaltig, dass sich während des ersten Tages unseres Aufenthaltes daselbst kein Boot heranwagte, das uns an Land hätte bringen können. Am nächsten Morgen lachte ein heiterer, blauer Himmel über der Stadt, deren freundliche, helle Häuser sich in Hufeisen-

form ausbreiten und sachte den Berg hinansteigen. Vom tiefen Dunkel der deutschen Fichte bis zur lichten Färbung der Banane heben sich alle Nüancen des Grün von ihrem weissen Gemäuer ab. Das veraltete, portugiesische Fort — mehr romantisch, als fürchterlich — klebt auf einem Felsvorsprung in Mitte der Bai, an welchem sich noch mächtig die Wogen brechen und ihren Gischt hoch am verwitterten Gestein emporschleudern. Das Gebirge ist nebelfrei geworden und liegt in ganzer Pracht vor uns, seine bizarren Formen in den tiefblauen Fluten des Meeres wiederspiegelnd. Die Wasser sind hier wirklich blau — nicht von jener zweifelhaften Farbe der „schönen, blauen Donau". Endlich war auch die See so weit beruhigt, dass eine Bootsfahrt nach dem Lande unternommen werden konnte, und wir waren alle herzlich froh, als wir wieder festen Boden unter den Füssen fühlten.

Abgesehen von seinen landschaftlichen Schönheiten bietet Funchal wenig Sehenswertes; eine der Merkwürdigkeiten bildet der Obstmarkt durch die Mannigfaltigkeit und Fülle der dargebotenen Ware. Wie man hier stets die Vereinigung des Schönen und Angenehmen zweier Weltteile vor Augen hat, so ist es auch bezüglich der Früchte; man trifft hier alles, was Europa und Afrika zu erzeugen vermögen, in vollendetster Güte. Hat man noch die Bazars besucht mit den bekannten und beliebten Stickereien, den Korbflechtereien und den Filigranarbeiten in Gold und Silber, so hat man die Spezialitäten gesehen, und nun begibt man sich entweder in William Reids Etablissement oder nach dem deutschen Hotel „Hortas", um auch für des Leibes Notdurft zu sorgen. In beiden Häusern ist man bestens aufgenommen und vorzüglich verpflegt. Wenn noch genügend Zeit vorhanden ist, so erklimmt man zu Pferd oder zu Fuss eine der umgebenden Anhöhen, um sich nach genossener Aussicht in starken Holzschlitten, von einem Paar kräftiger Ochsen gezogen, wieder zu Thal befördern zu lassen. Nachdem wir an Bord zurückgekehrt waren, und der Dampfer sich zur Abfahrt bereit machte, kamen in kleinen Booten noch etwa ein Dutzend

nackter Jungens angerudert, um gegen ihnen zugeworfene kleine Silbermünzen ihre Taucherkünste zu zeigen, die sie auch mit erstaunlicher Gewandheit ausführten.

Mit schwerem Herzen schieden wir von diesem Punkte der herrlichen Gotteswelt, und ich glaube, dass jeder von uns sich heimlich die Frage stellte, ob er sein liebes Funchal wohl wieder sehen würde.

Als wir Liverpool verliessen, war es stürmisch, neblig, kalt, mit einem Wort „abscheulich"; von nun an hatten wir die günstigste Ueberfahrt, die man sich denken kann. Bei wolkenlosem Himmel und glatter See ging es an den kanarischen Inseln vorüber, und der Pik von Teneriffa schien uns aus Nebelschleiern mit seinem schneebedeckten Haupte die letzten Grüsse zuzuwinken. Auf Deck sah es nun auch etwas sommerlicher aus; über unsern Häuptern war jetzt ein Leinwanddach gespannt, auf Madeira waren aus Weiden geflochtene Kanapees und Stühle gekauft worden und paradierten nun auf Deck, und so konnten wir uns fast den ganzen Tag oben bewegen. In Sierra Leona wurde zum ersten Male auf afrikanischem Boden gelandet, um dort für die Weiterfahrt schwarze Mannschaften als Schiffsbedienung aufzunehmen, da die englischen Matrosen in den Tropen nur den Dienst unter Deck verrichten. Von jetzt ab wurde fast täglich an dem einen oder andern Punkte der Küste angelegt, um Neger zu engagieren, teils für verschiedene Faktoreien, teils für unsere Expedition am Congo. An den bedeutenderen Plätzen gingen wir ans Land, so z. B. in Bonin, Old Calabar, Camerun, Gabon. An letzterer Station statteten wir der dortigen französischen Mission einen Besuch ab. Die Anstalt ist splendid und die Herren der Mission sind die Liebenswürdigkeit selbst.

Seit unserer Abreise von Madeira dampften wir durch die klaren, smaragdgrünen Fluten des Atlantischen Ozean; umsomehr waren wir überrascht, uns eines Morgens inmitten trüben Wassers zu befinden, dessen Färbung immer intensiver wurde, und schliesslich ein schmutziges, unappetitliches Rotbraun annahm, ohne dass weit und breit Land zu sehen

gewesen wäre. — Es war der Congo, der seine ungeheuren, trüben Wassermengen Meilen weit ins Meer hinauswälzt; wir waren dem Ende unserer Seefahrt nahe.

Bald tauchten auch die weissgetünchten Dächer und Gebäude von Banana in glänzender Beleuchtung aus dem Meere auf; doch der erste freundliche Anblick schwindet in dem Masse, als man sich dem Lande nähert. Der Strom selbst gewährt an seiner Mündung nirgends einen wirklich grossartigen Anblick; die Küste ist flach und unbedeutend und bietet dem Auge nichts als Sand; etwas Wald, der seiner Ausdehnung nach kaum diesen Namen verdient, ist nur am Südufer des Congo wahrnehmbar. Wir biegen um die schmale, sandige Landzunge, auf welcher der Banana benannte Häuserkomplex liegt, und fahren in den sogenannten Banana-Creek ein, der den natürlichen Hafen der Congo-Mündung bildet. Am Lande keine Spur von Vegetation; ein grosser Mango-Baum vor dem Wohnhause der holländischen Faktorei bildet die einzige Ausnahme; alle sonstigen Versuche von Kultur bieten ein trauriges Bild der Verkommenheit. Vor der französischen Faktorei ein Trupp schwarzer, in Ketten geschmiedeter Sklaven, die mit Ausladung eines Fahrzeuges beschäftigt sind, vervollständigt das wenig sympathische Bild.

Der Hafen wimmelt von Schiffen aller Herren Länder, und der Verkehr zwischen den ankommenden und abgehenden Fahrzeugen und den Faktoreien ist äusserst rege. Obwohl Banana nur aus einigen Faktoreien besteht, ist es doch vermöge seiner geographischen Lage und seines Hafens, der weit und breit den besten Ankerplatz bietet, der bedeutendste Handelsplatz nicht der afrikanischen West-Küste, wohl aber Nieder-Guineas. An der Spitze steht unstreitig das holländische Haus; es ist ein splendides Etablissement, das über ungeheure Räumlichkeiten verfügt, in denen für mehrere Millionen Waren aufgestapelt sind, und dessen Gebäulichkeiten stets in besterhaltenem Zustande sich befinden. Unter Leitung des Vertreters des Hauses, Herrn de la Fontaine, arbeiten sets 40 bis 50 Weisse und 300 bis 400 Schwarze; letztere be-

stehen teils aus Kruboys, teils aus Kabindas; unter diesen befinden sich aus früherer Zeit noch manche Sklaven, die aber mit ihren Leidensgenossen der anderen Faktoreien nichts gemein haben, als den Namen; seit vielen Jahren schon hat das Haus keine Sklaven mehr angekauft und sucht den allmählichen Abgang durch freie Arbeiter aus allen Teilen des Landes zu ersetzen. Auch unbegrenzte Gastfreundschaft gewährt das grosse und mächtige Haus allen Reisenden, die stets in grosser Zahl anwesend sind, und nicht selten schleichen sich Elemente ein, welche diese Noblesse in bedauerlicher Weise, missbrauchen.

Einen Schatz hat sich das Haus durch den Ankauf der 3—4 Stunden in nordwestlicher Richtung von Banana am Meeresstrande gelegenen, ursprünglich von den Portugiesen angelegten Faktorei „Vista" erworben. Obwohl auch hier nicht von übermässiger Fruchtbarkeit die Rede sein kann, ist es doch jedenfalls einer der zur Plantagenanlage geeignetsten Plätze des unteren Congo-Landes. Hundertjährige Mangobäume gewähren Schatten, soviel man will, eine Wohlthat, deren man sich nicht überall am Congo erfreuen kann. Orangen- und Citronenbäume giebt es in Hülle und Fülle; auch die Kokospalme, die sonst nirgends am Congo zu sehen ist, gedeiht prächtig, und ihre Früchte bedecken den Boden; selbst der europäische Weinstock fristet hier ein wenn auch kümmerliches Dasein. Die Holländer unterhalten hier eine nach Hunderten zählende Herde einheimischen Rindviehs, das freilich jedes Jahr gegen Ende der Trockenzeit, wenn das Futter spärlich wird, Schaden leidet, das ihnen aber doch den sonst nicht zu beschaffenden nötigen Bedarf an frischem Fleische für Banana liefert. Deshalb ist auch die Tafel des holländischen Hauses stets gut besetzt, während in den übrigen Faktoreien Schmalhans Küchenmeister ist.

Sämtliche Anlagen von Banana sind stets in Gefahr, eines schönen Tages von einer Hochflut weggeschwemmt zu werden; am schwersten gefährdet sind die Holländer, deren Faktorei die äussere Hälfte der Landzunge einnimmt; in neuerer Zeit suchen sie sich vor einer solchen Katastrophe durch Auf-

werfung eines kolossalen Steindammes, an dem Jahr aus Jahr ein gearbeitet wird, zu sichern.

Unsere Ankunft und Landung in Banana waren von Umständen begleitet, die uns das ohnehin düstere Bild noch trüber erscheinen liessen. Ich habe bereits oben erzählt, dass wir auch den Aufenthalt unseres Schiffes in Gabon benutzten, um an Land zu gehen. Unser Freund Enn feierte an diesem Tage sein Geburtsfest, und wahrscheinlich hatte er aus diesem Anlass des Guten etwas zu viel gethan; die Folge davon war ein Katzenjammer, der nach einigen Tagen in ein bösartiges Fieber ausartete und unserm armen Kapitän den Tod brachte. Er starb bei unserer Ankunft in Banana, im Momente des Ausschiffens, zu Hause eine Witwe und zwei Kinder hinterlassend. Gewiss kein gutes Zeichen, unter dem wir den Fuss auf afrikanischen Boden setzten.

In Brüssel hatten wir den Befehl erhalten, uns in Banana in der französischen Faktorei von „Damas & Comp.“ vorzustellen, weil deren Vorstand zugleich Vertreter der Gesellschaft in Banana sei. Dort würden wir sowohl die ausgiebigste Gastfreundschaft bis zur Weiterreise nach Vivi finden, als auch alle nötigen Aufklärungen und Nachrichten erhalten. Dass wir des Letzteren nicht bedurften, hatten wir dem glücklichen Umstande zu verdanken, dass wir an der Küste mit den Herren Kapitän Elliot und Leutnant van de Velden zusammentrafen, die von einer gemeinschaftlichen Expedition nach dem Innern zurückkehrten und die Reise nach Vivi mit uns fortsetzten. Leutnant van de Velden war damals Vorstand der Station Vivi; so waren wir an der Quelle selbst und konnten auf die Gefälligkeiten des französischen Hauses verzichten. Die Gastfreundschaft mussten wir soweit in Anspruch nehmen, als nötig war, um unserem verstorbenen Kameraden die letzte Ruhestätte zu bereiten. Gleich bei unserem Eintritt ins Haus wurde uns ganz unmotivierter Weise — denn niemand hatte danach gefragt — erklärt, dass weder im Hause noch am Tisch für uns Platz sei. Widerwillig genug hat man sich endlich dazu entschlossen,

einige Leute zu beordern, um für den Toten ein Grab herzurichten und eine Proviantkiste in einen Sarg umzuwandeln. Auf einer Sandbank hatte man ein ungefähr drei Fuss tiefes Loch gegraben, das noch obendrein zur Hälfte mit Seewasser gefüllt war; Träger für die Leiche waren nicht zu haben, und so waren wir gezwungen, unsern armen Kameraden selbst zu Grabe zu tragen, ein letzter Dienst, den wir ihm gern erwiesen haben. Ein Missionar der englischen Baptistenmission erbot sich freiwillig, die religiöse Ceremonie vorzunehmen. Zurückgekehrt von dem traurigen Geschäft, bot man uns — wir waren unser acht — zwei Flaschen einer höchst zweifelhaften Limonade an, und wir gingen an Bord der Biafra zurück, deren Kapitän, obwohl ein Engländer, viel höflicher war, als der Repräsentant der Gesellschaft in Banana, und wahrscheinlich im voraus wissend, welch freundlichen Empfangs wir uns zu gewärtigen haben würden, uns zum Verbleiben auf seinem Schiffe eingeladen hatte.

Wir traten noch am selben Abend auf dem „Héron", einem eisernen Handelsdampfer der Gesellschaft, die Weiterreise an, und fuhren bis zum Einbruch der Dunkelheit den Strom aufwärts. Der Lauf des unteren Congo bietet in keiner Weise irgend welchen landschaftlichen Reiz. Einen für uns Europäer ganz eigenartigen Anblick, von dem wir uns auch zu Hause in unseren Gewächshäusern keine Vorstellung machen können, gewährt in den Tropen der Strand überall da, wo Süsswasserläufe sich ins Meer ergiessen. In dem Gemische von süssem und salzigem Wasser, dem sogenannten Brackwasser, gedeiht die Mangrove, eine für unsere Begriffe vollständig neue Flora. Nähert man sich dem Strande zur Flutzeit von der See aus, so gewahrt man weiter nichts, als ein dichtes Gebüsch, dessen hellgrüne oder graue, lederartige Blätter auf dem Wasser schwimmen, und dessen kleine, gelbliche Blüten einen betäubenden Duft ausströmen. Einen ganz anderen Anblick zeigt die Mangrove zur Zeit der Ebbe; da gewahren wir, dass das dichte Gebüsch aus den Kronen grosser, 15—20 Meter hoher Bäume gebildet wird, deren

Stämme mit zahlreichen, in weitem Bogen abstehenden, verzweigten Wurzeln bedeckt sind und so gewissermassen eine nach abwärts gewendete Krone bilden. Die Mangrove ist nicht ohne Bedeutung für den Handel; sie liefert gutes Bau- und Brennholz, und enthält in allen Teilen reichlichen Gerbstoff. Auch wächst auf den Mangrovebäumen eine sehr geschätzte Färberflechte, die die beste Orseille liefert und heute bereits in nicht unbedeutender Menge ausgeführt wird.

Der Strom erscheint mit Inseln und Sandbänken wie übersät; seine Wasser eilen still und schnell abwärts, mächtig an der Bildung eines Delta arbeitend, was ihnen dereinst auch wahrscheinlich gelingen wird. So üppig die tropische Vegetation auf den Inseln und am Ufer ist, so öde scheint es landeinwärts zu sein — nichts, was das Auge erfreuen könnte. In nordwestlicher Richtung, fern am Horizont, zeichnet sich in dunklen Umrissen ein Höhenzug ab, dessen Gipfel in eine platte Fläche ausgehen. In derselben eintönigen Weise geht es fort, bis wir „Puerta da Lenha“ erreichen, wo endlich aus der traurigen Oede Holz auftaucht; der einzige Wald, der den ganzen Congo entlang bis zum Stanley-Pool diesen Namen verdient, und der auch den Faktoreien von Banana und M'Boma das nötige Material liefern muss. Nun vermehrt sich die Anzahl der Inseln und bringt einige Abwechselung in die Landschaft; hie und da steht jetzt am Ufer eine einzelne Palme, welche daran erinnert, dass wir uns in Afrika befinden. Wir kommen an einer Sandbank vorbei, auf welcher schon seit zwei Tagen ein Dampfer der Association liegt und sich vergeblich abquält, loszukommen. Es ist die „Belgique“, die der Volkswitz längst in „Amphibium“ umgetauft hat, in Anbetracht ihrer Gewohnheit, sich wenigstens ebensolange am Lande, wie im Wasser aufzuhalten. Wir können ihr keine Hilfe leisten, da keiner der beiden Dampfer ein Boot besitzt, mit dem man sich in die reissenden Fluten des Stromes wagen könnte. Am Nordufer tritt jetzt allmählich die Hügelkette näher an das Strombett heran und mildert in etwas die Monotonie des Bildes; die Fahrt geht noch immer zwischen

Inseln und Sandbänken hindurch; auf einer der letzteren tummeln sich — unbekümmert um den vorbeieilenden Dampfer ein Dutzend Hippopotame. Bis jetzt war der Strom so breit, dass man nur mit Mühe und nur sehr undeutlich die Ufer erspähen konnte; nun verengt er sich nach und nach, und vor uns am Nordufer sehen wir im Sonnenschein „M'Boma“ liegen.

M'Boma ist entschieden der grösste und freundlichste Ort am ganzen Congo; wie alle europäischen Ansiedlungen Westafrikas besteht auch M'Boma aus einem Komplex von Faktoreigebäuden, die fast durchgehends wieder Filialen der in Banana befindlichen Handelshäuser sind, deren Schiffe bis hierher den Strom befahren, um die angesammelten Erzeugnisse Innerafrikas ihrer weiteren Bestimmung entgegenzuführen. Fast täglich sieht man aus Majombé und den angrenzenden Distrikten Karawanen niedersteigen, deren Träger nach Hunderten zu zählen sind und die ihre Schritte bald nach der einen, bald nach der anderen Faktorei lenken. Diese Faktoreien sind alle längs des Stromes in kurzen Zwischenräumen aneinander gereiht; den äussersten linken Flügel, aufgebaut auf steiler Anhöhe, von welcher man eine überraschende Aussicht auf das Strombett und das gegenüberliegende Gebirgspanorama geniesst, nimmt die katholische Mission der „Pères français du Saint-Esprit“ ein. Das bedeutendste Etablissement ist auch hier wieder das holländische; dann kommen noch etwa acht portugiesische Faktoreien, eine französische, eine englische; früher hat auch eine belgische bestanden, sie fungiert aber jetzt als Stationsgebäude der Association.

Das ganze Bild ist ein viel freundlicheres, als jenes von Banana; das Auge findet doch stellenweise auf einer Gruppe ungeheurer Mango- oder Affenbrotbäume einen Ruhepunkt; bei jeder Faktorei sind Gemüsegärten angelegt, in denen neben einheimischen Pflanzen auch — mit Ausnahme der Kartoffel — fast sämtliche europäischen Gemüse prächtig gedeihen. Freilich bedarf die Bearbeitung des Bodens vieler Mühe, und die Pflanzen müssen weit mehr als bei uns gepflegt werden.

Man kann aber nicht behaupten, dass der Boden unfruchtbar oder kulturunfähig sei; das Gegenteil wäre eher durch den starken Graswuchs nachzuweisen, der fast überall am unteren Congo eine Höhe von 12 Fuss und darüber erreicht; was das Land sozusagen zur Wüste stempelt, das ist der Mangel an Regen, der selbst während der Regenzeit nicht immer in genügender Quantität fällt, und dessen gerade der afrikanische Lateritboden am meisten bedarf.

Wie die ganze niedrige afrikanische Westküste nur eine Fieberregion bildet, so ist auch das Stromgebiet des Congo nicht als klimatischer Kurort anzuempfehlen; jenseits des Stanley-Pool, der schon 1200 Fuss über dem Meeresspiegel liegt, kann der Europäer nur bei grosser Vorsicht und Enthaltsamkeit leidlich durchkommen; die sumpfigen Niederungen jedoch sind dem Weissen verderbenbringend. Zu einem in dieser Beziehung sehr verrufenen Orte gehört auch M'Boma. Die Hitze ist dort erdrückend, hinter den Wohnungen der Europäer liegen grosse Sümpfe und übelriechende Marschen, die sich Meilen weit ins Innere erstrecken und auch die an Gestalt und Blutdurst gleich fürchterlichen Moskitos ausbrüten.

Wir verlassen M'Boma den nächsten Morgen etwa gegen 10 Uhr, um Vivi noch am Abend zu erreichen. Die Höhenzüge treten jetzt rasch an das Strombett heran und fangen an, die Wasser einzuzwängen, daher wird der Strom immer tiefer und reissender; auch hat er schon die schmutzig-braune Färbung, welche für die Congo-Mündung so bezeichnend ist, verloren und wird immer klarer, je weiter wir aufwärts dringen. Wir passieren zuerst die Prinzeninsel und halten uns dann infolge der starken Strömung nahe am Nordufer. Nachdem wir kaum eine halbe Stunde M'Boma verlassen, biegen wir um eine Krümmung des Stromes und erfreuen uns hier für kurze Zeit eines reizenden Bildes. Ein kleiner tropischer Urwald hat sich unmittelbar am Wasser festgesetzt, seine ungeheuren, langgestreckten, vielverschlungenen Wurzeln im Strome badend; hundertjährige Riesenbäume sind durch unzählige Lianen zu einem fast undurchdringlichen Laubdache

verbunden; dazwischen steht hie und da am Rande des Ufers eine Fächerpalme; ein kleiner Bach schlängelt sich zwischen durch, und ihm verdankt dieses Stückchen Erde vermutlich seinen üppigen Pflanzenwuchs. Affen verfolgen sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum und staunen neugierig das ungewohnte Schauspiel an, das ihnen der keuchende, mühsam gegen die starke Strömung ankämpfende Dampfer bietet. Ein grosser Pelikan hält gemütlich am Ufer Siesta und reizt die Mordgier eines mit uns fahrenden Engländers; er feuert aus seinem Henry-Martini nach dem nichtsahnenden Vogel; die Kugel schlägt zwanzig Schritte davon ins Wasser; der Pelikan lässt sich nicht aus seiner behaglichen Ruhe stören, kaum, dass er langsam den Kopf erhebt und einen melancholischen Blick über die Wasserfläche schweifen lässt; dagegen hat der Knall des Schusses das Echo des Waldes erweckt, ein grosser Schwarm Papageien ist aufgescheucht und saust lärmend und kreischend durch die Lüfte, um auf der nahen Insel sein Heil zu suchen; die langgeschwänzten Vierhänder aber sind mit einem Schlage im Dickicht verschwunden.

Wir kommen um eine andere Biegung des Stromes, und das Bild hat sich total verändert. Wir sind an der Stelle angekommen, wo der Congo, der gleich unterhalb M'Boma noch 30 Seemeilen Breite zählt, durch etwas über 1000 Fuss hohe, fast senkrecht ins Strombett abfallende Berge auf einen Raum von 3 Seemeilen zusammengedrängt wird. Die Strömung wird natürlich immer reissender, die Krümmungen häufiger; trotz der sehr grossen Tiefe fehlt es nicht an Sandbänken, Felsenriffen und Untiefen, die der Schiffahrt sehr gefährlich werden, da die starke Strömung das Steuern erschwert. Wir befinden uns in der zweiten Hälfte des Monats April, also gegen Ende der Regenzeit; die Berge erscheinen nicht in jener düsteren, schwarzen und rötlichen Färbung, in der sie sich den grössten Teil des Jahres hindurch dem Auge des Beschauers präsentieren, sondern sie sind jetzt über und über mit frischem, saftigem Grün überwachsen, das nur selten durch kolossale Felsformationen unterbrochen wird. Kein Baum,

kein Strauch ist sichtbar; kein lebendes Wesen auf Erden, kein Vogel in der Luft; feierliche Stille schwebt über den malerischen Konturen der Berge; ein eigenartiges Bild, das auf den Neuling bedrückend wirkt. So kommen wir an Nocki und Ikungulu, den letzten europäischen Ansiedelungen, vorbei; sie scheinen ebenso wenig Leben zu besitzen, wie die düstere Pracht, welche sie umgiebt. Nun erreichen wir die letzte Biegung des Stromes, die wegen der schauerlichen Wirbel, welche sich hier bilden, „Bocca di Inferno“ — d. h. Teufelsrachen — benannt wird. Es ist dies die gefährlichste Stelle des unteren Congo; in mächtigen, trichterförmigen Wirbeln — entstehend durch die Vereinigung zweier, aus verschiedener Richtung kommenden Strömungen, scheinen die Wasser zu sieden und zu kochen. Sobald wir die gefährliche Ecke glücklich umfahren haben, sehen wir uns plötzlich wie mit Zauberschlag in eine romantische Wildnis versetzt, die unwillkürlich an ein heimatliches Bild — den Königssee — erinnert, und vor uns liegt Vivi mit seinen weitläufigen, weissgetünchten Gebäuden, wie es sich in der Sonne hell und glänzend heraushebt, hingestreckt auf dürrer Felsklippe, gleich einer Bergfeste. Der Strom hat sich hier wieder zu einem See erweitert, umrahmt von hohen Bergen, die jäh nach dem Wasser abfallen; die schmalen Uferstellen sind mit pittoresken Granitblöcken übersäet, aus den Schluchten wuchert undurchdringliches Dickicht hervor, die jenseitigen Berge sind zur Hälfte mit Wald bewachsen; selbst die Wasser des Stromes haben hier die dunklen Tinten angenommen, welche dem Königssee so eigen sind. Schwere, regenschwangere Gewitterwolken hängen zu Häupten Vivis in den Bergen und vermehren das Düstere des Bildes; die schon tief im Westen stehende Sonne wirft einen fahlen Schein in die Landschaft und verleiht ihr einen eigenen Schimmer, der den romantischen Reiz noch hebt; über dem Strome, hoch in den Lüften, schwebt ein Aar, mit langsamen Flügelschlage sich nach seinem Horst in den Bergen zurückziehend. Endlich haben wir den Landungsplatz erreicht, und nachdem wir noch den

steilen Aufstieg auf rotgelber, lehmiger Strasse zurückgelegt, sind wir in der Station angelangt.

In Vivi erwartete uns ein anderer Empfang; dort wurden wir mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen, die uns allen wohl that und uns auch bald das französische Haus in Banana vergessen liess.

Von der Station selbst ist wohl nichts zu loben, als ihre romantische Lage und die wundervolle Aussicht, die man geniesst. Vor uns der majestätische Strom, ruhig aber unaufhaltsam seinen Weg nach dem Meere fortsetzend, umrahmt von malerischen Ufern; amphitheatralisch erheben sich um Vivi die gigantischen Formen der Berge, fast bis oben mit frischem Grün bewachsen. Durch das hohe Gras schlängelt sich ein rotgelber Streifen nach dem rückwärts liegenden Gebirgskamm, um dort auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden — es ist der durch seine Nichtexistenz berühmt gewordene fahrbare Weg Stanleys zwischen Vivi und Isanghila. Vivi besteht, wie alle Stationen der Association, aus grossen Magazinen und den Wohnungen der Europäer; letztere halten mit den Behausungen der Weissen von den Faktoreien keinen Vergleich aus; sie sind weder wohnlich eingerichtet, noch sauber gehalten. Da jeder Tropfen Wasser erst eine halbe Stunde weit hergeholt werden muss, so ist natürlich nie welches zu Reinigungszwecken vorhanden, und das wäre wohl bei den unpraktischen Bretterbuden die Hauptsache. Ich habe stets während meiner Anwesenheit in Vivi vorgezogen, unter meinem Zelte zu wohnen, als mich in den saloppen Räumen der Station von allem möglichen Ungeziefer malträtieren zu lassen. In einem engen, schattigen Seitenthale des Congo, berieselt von dem klaren Wasser eines Gebirgsbaches, lag zur Zeit ein von deutschen Mitgliedern der Expedition angelegter grosser Garten, der nicht allein während gewisser Tageszeiten einen angenehmen Spaziergang in leidlicher Temperatur gestattete, sondern auch die Station reichlich mit frischem Gemüse das ganze Jahr hindurch versorgte. Das dankbare Stück Land wurde in richtigem Verständnis von den jeweiligen deutschen

und belgischen Kommandanten als Kleinod gehegt und gepflegt, ist aber später unter der Leitung der praktischen Engländer zur Wüstenei geworden.

Ein Ausflug auf der kleinen Dampfbarkasse „Espérance“ — den Strom aufwärts — zu den Yelalla-Fällen lohnt kaum die Mühe; mit Ausnahme eines die Sinne betäubenden Getöses bringen sie keinen aussergewöhnlichen Eindruck hervor.

In Brüssel wurde ich dahin instruiert, dass ich hauptsächlich zu Terrain-Aufnahmen bestimmt sei, und es wurde mir ferner mitgeteilt, dass ich sowohl in Vivi, als auch in allen grösseren Stationen die nötigen Instrumente und Materialien vorfände. Bei meiner ersten Unterredung darüber mit dem Stationschef van de Velden wurde ich mir klar, dass ich der Dupierte war; von Instrumenten oder sonstigen notwendigen Dingen war auch nicht das Geringste vorhanden, dagegen lag ein Befehl Stanleys vor, der mich für den Dienst einer Station im Innern des Landes berief. Ich erklärte dem Vorstand der Station meine Bereitwilligkeit zum sofortigen Aufbruch nach dem Bestimmungsort, erhielt jedoch zur Antwort, dass für den Augenblick weder Zelt noch Bett in der Station vorhanden seien, dass man mir somit vorläufig das Nötige zur Weiterreise nicht zur Verfügung stellen könne und ich noch einige Tage in der Station verbleiben möge, da man mit dem nächsten Schiffe, das von Banana heraufkommen werde, das Gewünschte erwarte. Mit meinem Vorschlage jedoch, dass ich darauf gern Verzicht leisten würde, wenn hiermit das einzige Hindernis beseitigt wäre, das meiner Abreise im Wege stände, erklärte man sich einverstanden; ich bekam ein Gewehr System Henry-Martini mit 100 Stück Patronen, Herr von Dankelmann, der schützende Geist der Station, versah mich mit den nötigen Provisionen für sechs Wochen, ferner erhielt ich noch vier Kabindas als Träger für mein Gepäck und den schriftlichen Befehl, mich nach Manyanga, als meinem Bestimmungsorte zu begeben. So ausgerüstet verliess ich frohen Mutes, hoffnungsvoll in die Zukunft sehend und begleitet von den Segenswünschen meiner

bisherigen Reisegefährten die Station Vivi, um den Marsch nach dem Innern des schwarzen Erdteils anzutreten. Man hatte mir den Rat gegeben, anfangs keine zu grossen Märsche zu unternehmen, und demzufolge verwendete ich zu der Reise nach Isanghila — 85 Kilometer — vier Tage, in welcher Zeit man wohl ohne grosse Anstrengung dorthin gelangen kann.

Nachdem man gleich hinter Vivi ein paar Dörfer der Eingeborenen passiert hat, beginnt der Anstieg zur ersten Gebirgskette, deren Kamm man nach zweistündigem Marsche, teils durch 12 Fuss hohes Gras, teils über Geröll und Felsblöcke hinweg, auf Stanleys fahrbarem Weg erreicht. Oben noch einige ganz nahe beisammen liegende Dörfer, dann die echt afrikanische Wildnis, durch nichts unterbrochen, als durch das aus der Ferne herüber tönende einförmige Gebrause der Yellala-Fälle. Wir marschieren unausgesetzt bergauf, bergab, durch hohes Gras, das jeden Ausblick unmöglich macht, des Morgens von starkem Tau bedeckt, uns selbstverständlich bis auf die Haut durchnässt, und uns bei dem rastlosen Bemühen, vorwärts zu kommen, vielfach Hände und Gesicht zerschneidet. In den feuchten, sumpfigen Schluchten wildverwachsenes Dickicht, durch das man sich stellenweise mit dem Jagdmesser Bahn brechen muss. Wir durchwaten täglich mehrmals Bäche und Flüsse, welche durch die Regengüsse der letzten Wochen hoch angeschwollen meinen Gepäckträgern viele Mühe verursachen. Die Sonne brütet hinter Wolken und erdrückende Schwüle herrscht in der Atmosphäre, so dass das Atemholen beschwerlich wird, besonders in den tiefen Schluchten, aus denen feuchte Wasserdämpfe emporsteigen. Am Abende des zweiten Tages erreichen wir das Thal des Boundi, den wir noch überschreiten, um uns auf den jenseitigen Höhen für die kommende Nacht festzusetzen. Den nächsten Morgen verfolgen wir während mehrerer Stunden das Boundi-Thal aufwärts und geniessen eine prächtige Aussicht auf die benachbarten teils bewaldeten, teils wildzerklüfteten Berge; das Gras ist bedeutend niedriger, dafür

auch feiner, und giebt reichliche Nahrung für die hier hausenden Antilopen. Von letzteren gewahrten wir heute zum ersten Male einige Stück, und da wir auch heute zu keinem bewohnten Orte kommen sollten, so machten wir Jagd darauf, um uns mit frischem Fleische zu versorgen. Der angenehme Marsch nimmt bereits nach drei Stunden ein Ende; wir schwenken wieder gegen den Congo ab, und finden für die nächsten zwei Stunden einen schauerlichen Weg durch ein rohrartiges, kaum zu bewältigendes Gras, und tiefe, einen unausstehlichen Geruch verbreitende Sümpfe, in denen wir zum Ueberfluss auch noch von Milliarden von Moskitos verfolgt werden, während zahlreiche Blutigel sich an den nackten Beinen der Träger ansaugen. Endlich, nach mühevoller Wanderung erreichen wir am Congo eine Lagerstelle, wo wir Rast halten, um unser Mittagmahl zu bereiten; aber auch hier finden wir keine Ruhe, wir sind von einem grossen Schwarme Bienen verfolgt und können uns ihrer kaum erwehren. Des Nachmittags marschieren wir während kurzer Zeit durch Wald und kommen abends zu der Stelle, an welcher der belgische Ingenieurleutnant Valcke jene vielbesprochenen Felssprengungen ausgeführt hat, die dann später Stanley den Namen „Bula-Matari“ — d. h. Steinbrecher — eingetragen haben.

Wenn wir uns nach der Spitze des kleinen Dammvorsprunges begeben, so übersehen wir eine der herrlichsten Partien des Congo — die sogenannten „Ngoma-Fälle“; wir geniessen die Aussicht auf die beiden dichtbewaldeten Ufer, deren hundertjährige Riesenbäume durch die mannigfaltigsten Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht vereinigt sind; im Hintergrunde ragen die zackigen Häupter der Berge über das dunkelschattierte Laubdach empor; die Ufer sind zerklüftet und mit abgestürzten Felstrümmern bedeckt. An verschiedenen Stellen des Strombettes tauchen kolossale Granitblöcke auf, an denen sich brausend und schäumend die Wogen brechen. Mit starkem Gefälle, in wellenförmigen Schwingungen rasen die Wasser an uns vorüber, um weiter

unten mehrere Kaskaden zu bilden, und dann um eine Biegung des Stromes dem Blicke zu entschwinden. Die Müdigkeit ist vergessen, sprachlos steht man hier, das Wunderwerk der Natur anzustaunen, bis die einbrechende Dunkelheit zum Rückzug mahnt.

Wenn Johnston — dessen Werk übrigens nichts weiter ist, als eine gänzlich ungerechtfertigte Lobhudelei auf Stanley und den Congo — bei Betrachtung dieser Stelle nichts anderes zu sagen weiss, als dass er im Geiste schon den Zeitpunkt vor sich sieht, wo hier eine Eisenbahnstation der Ngoma-Fälle steht, mit Omnibussen und ihren sich überschreienden Führern; wenn er von einem „Hotel zum schönen Ufer“ und einem „Wirtshaus zum Wasserfall“ faselt, von Morgenzeitung und Abendblatt, von Billardzimmern und Tanzsälen; dann kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, vorerst ein Narrenhaus für verrückte Engländer zu errichten und die zu erbauende Eisenbahnstation mit etlichen Zwangsjacken zu dotieren.

Bei Fortsetzung unseres Marsches am nächsten Morgen zog sich der Weg etwa eine halbe Stunde lang durch einen Galeriewald, und führte uns dann über Geröll und durch stark koupiertes Terrain gegen Mittag oberhalb der Katarakte von Isanghila zur Station gleichen Namens.

Diese viertägige Reise war reich an Strapazen; das zu durchschreitende Gelände ist sehr gebirgig, der Weg grösstenteils herzlich schlecht; dazu kommt noch das Durchwaten von Bächen und Flüssen, das sich täglich 6—8 mal wiederholt und bei Regenzeit, wenn die Wasser hoch sind, gerade nicht zu den Sonnenseiten des Reiselebens gezählt werden kann. In den weitaus meisten Fällen jedoch wäre dem Uebelstande durch Herstellung von einfachen Stegen abzuhelfen, und das Material dazu fast immer an Ort und Stelle vorhanden. Ich habe bei der Gelegenheit auch Stanleys fahrbarem Wege nachgespürt, der zwei Jahre früher so viel Lärm in der Presse gemacht; ich habe auch hie und da eine Spur entdeckt, wie man z. B. noch heute in Deutschland Ueberbleibsel der Römerstrasse finden kann. Stanley hat vermutlich die Idee gehabt,

einen derartigen Weg herstellen zu lassen, was für die Expedition allerdings von ungeheurem Nutzen gewesen wäre; vielleicht hat er auch von der Ausführung seines Projektes lebhaft geträumt — bei längerem Aufenthalt in den Tropen wird man ja sehr nervös — und bei seiner bekannten, von ihm selbst stets hervorgehobenen Wahrheitsliebe sofort als vollendete Thatsache an seine englischen Journale berichtet. — Da ich Vivi in den letzten Tagen des Monats April verlassen hatte, somit noch während der Regenzeit reiste, waren auch nächtliche Regengüsse häufig genug; sie hatten jedoch das Gute, dass meine schwarzen Begleiter des Morgens froren und deshalb eher zum Aufbruch zu bewegen waren.

In Isanghila wurde ich gleichfalls vom Stationsvorstand — Leutnant Avaert — sowie von den übrigen Kameraden bestens aufgenommen; ich traf daselbst noch mit dem französischen Abbé Guyot zusammen, den ich schon in Vivi kennen gelernt hatte; leider ist er wenige Wochen später am Stanley-Pool zusammen mit Leutnant Jansens bei Uebersetzung des Stromes mittels Booten der Eingeborenen verunglückt.

Die Lebensweise ist in Isanghila noch dieselbe, wie in Vivi; die Umgebung bietet kaum den nötigsten Bedarf an Nahrungsmitteln für die zwei bis drei Weissen der Station; deshalb wird dem Mangel durch Konserven und sonstige Provisionen nebst portugiesischem Rotwein von Vivi aus abgeholfen; kleinere oder grössere Karawanen verkehren fast täglich zwischen den beiden Orten.

Da gerade zwei Boote in Isanghila lagen, die den nächsten Tag nach Manyanga abgehen sollten, so benutzte ich diese Gelegenheit, um die Reise zu Wasser fortzusetzen, zumal Träger für mein Gepäck ohnedies nur schwer zu erhalten gewesen wären. — Bis hierher konnte ich trotz des besten Willens nicht, wie andere Reisende, eine Aehnlichkeit des Congo mit dem Rhein herausfinden. Die wildromantischen Uferberge des unteren Congo haben in ihrer düsteren, nackten Schönheit nichts gemein mit den lieblichen, weinumrankten und mit Burgen gekrönten Hügeln des Rheins, wie auch

2*

dessen im mannigfaltigsten Waldesgrün und Wiesenschmuck prangenden, mit Obstbäumen bepflanzten Seitenthäler in keine Parallele gestellt werden können mit den dumpfen, engen und sumpfigen Schluchten des Congo; während der vielbesungene und mit Recht bewunderte Rheinstrom schliesslich — vielleicht im Aerger darüber, das er das schöne Deutschland verlassen — im Sande verläuft, wälzt der Congo seine trüben, ungeheuren Wassermassen, an seiner Mündung eine Breite von 38 Seemeilen einnehmend, weit ins Meer hinaus.

Auch jetzt behält der Strom noch für einige Zeit sein altes Gepräge bei; später fahren wir neben hohen, teils senkrecht abfallenden, teils überhangenden, häufig ausgehöhlten und unterspülten Felswänden entlang, durch die sich der Congo im Lauf der Jahrtausende sein Bett gegraben hat; das Gestein zeigt sich horizontal geschichtet und bildet ein buntes Gemengsel von Basalt, Kupfer- und Thon-Schiefer. Wir passieren zunächst die Stromschnellen von Kilolo und kommen nun zu einer Stelle, wo die Berge eine kurze Strecke zurücktreten und die niedrigen Ufer uns abermals einen neuen, imposanten Anblick gewähren; in wirrem Durcheinander finden sich hier Basaltformen von kolossalen Dimensionen, mächtige Granitblöbke und rote Sandsteinfelsen; dazwischen wuchert üppiges Grün, in dem sich mehrere Flusspferde gütlich thun. Wenn Hugo Zöller bei seinem Vergleiche des unteren Congo mit dem Rhein zu des letzteren Lobe von seinen vom Hauche der Geschichte umwehten Hügeln spricht, so kann man dem wohl mit Recht entgegen halten: auch der Congo hat seine Geschichte, wenngleich in anderem Sinne; das Chaos, wie es sich hier dem Auge zeigt, entstanden durch die unwiderstehliche Gewalt der Elemente, bietet ein Schauspiel dar, zu dem wir in Deutschland — ich möchte fast sagen in Europa — kein Gegenstück haben.

Nachdem wir noch die Schnellen von Mavungata überwunden, sehen wir vor uns ein bemerkenswertes Hochplateau; von Felsen umringt, springt es fast bis zur Mitte des Stromes vor und bildet hierdurch eine Art See mit ganz ruhigem

Wasser. Das Plateau ist ungefähr drei Kilometer lang und ebenso breit; es giebt nicht leicht einen Platz, der geeigneter wäre zur Errichtung einer Station; die Aussicht ist prachtvoll und die Fruchtbarkeit des Bodens durch die vorhandene tropische Vegetation verbürgt. Hier haben die englischen Baptisten eine Mission errichtet und ihr zu Ehren des Generaldirektors der Congo-Mission, Herrn Baynes, der viel zu ihrer Entwickelung beigetragen haben soll, den Namen „Baynesville" gegeben. — Wir haben auch diesen Vorsprung umfahren und gelangen bald in jene Region, die in Wahrheit mit dem Rheinstrom verglichen werden kann, an der Stelle, wo er zwischen Bingen und Bonn durch das Gebirge hindurchbricht. Die äusseren Konturen der Berge ähneln auffallend jenen des Rheins, selbst die Burgruinen sind täuschend durch verwitterte, rote Sandsteinformationen ersetzt, wie jene die Gipfel krönend; der Loreley-Felsen steht plötzlich so klar und scharf umrissen vor uns, dass man unwillkürlich versucht ist, an ein Zauberwerk der Fata Morgana zu glauben.

So geht nun die Fahrt in gleicher Weise langsam von statten; die Boote sind schwer beladen, die Wasser hoch, der Wind ungünstig, so dass wir nur durch angestrengtes Rudern vorwärts kommen können. Häufig genug sind die Mannschaften gezwungen, über Bord zu springen, um die Schiffe zu schieben, oder sie schwimmen an Land, um sie dann mittels Stricken und Ketten über Stromschnellen und sonstige schwierige Stellen hinwegzuziehen. Diese Arbeit ist äusserst mühsam, und man hat oft Gelegenheit, die Ausdauer, Geschicklichkeit und den guten Willen der Schwarzen — die Schiffsmannschaften waren damals durchgehends Sansibariten — zu bewundern. Auch für den Weissen, der das Vergnügen hat, da eingepfercht zu werden, ist die Reise beschwerlich genug; bei Ausrüstung der Boote, die den Dienst zwischen Isanghila und Manyanga versehen, ist durchaus nicht die geringste Rücksicht auf allenfallsige weisse Mitreisende genommen worden, und doch war diese Reise zu Wasser jahrelang die einzige Vermittelung des Verkehrs zwischen den beiden

Stationen. Kein Leinwanddach als Schutz gegen die Sonne, kein richtiger Platz zum Sitzen — eine schiefe Bank ist die einzige Vorrichtung, und da muss man sich unbeweglich halten den ganzen Tag, denn die geringste Bewegung ist begleitet von dem Stoss eines Ruderers; die Sonne brennt mit einer furchtbaren Kraft, dazwischen heftige Regenschauer, zum Trinken schlechtes Wasser — denn hinter Isanghila hört auch die Wohlthat des Weines auf — zum Essen nichts vor Abends, das sind die Freuden der Bootsfahrt. Dazu kommt noch das heillose Geschrei und der liebliche Gesang der schwarzen Schiffsmannschaft; es ist oft zum rasend werden. Meistens kommen denn auch die Reisenden krank und erschöpft in Manyanga an und bedürfen oft Wochen zu ihrer Erholung. Ich erfreue mich nun einer aussergewöhnlich guten Konstitution und habe davon — wie ich glaube — hinlängliche Beweise geliefert; doch hat auch mich diese Wasserfahrt stark angegriffen, so dass ich mehrere Tage der Erholung bedurfte.

Wir erreichen endlich am achten Tage nach unserer Abfahrt von Isanghila die Station Manyanga, eine der grössten und schönsten, welche die Association besitzt. Sie liegt ungefähr 385 Kilometer von der Westküste entfernt, am Nordufer des Congo, in Mitte einer Wildnis im wahren Sinne des Wortes. Sie erhebt sich auf einem ungefähr 100 Meter hohen Hügel, von welchem man eine grossartige Aussicht sowohl auf den Strom, als auch die jenseits gelegenen Berge geniesst. Der Hügel ist von der Südseite durch den Congo, von der Ostseite durch eine mit undurchdringlichem Dickicht bewachsene Schlucht unzugänglich gemacht, deren vierfüssige und kriechende Bewohner manchmal der Station einen unliebsamen Besuch abstatten. Die Wasser des Congo wälzen sich bei Manyanga zwischen hohen Bergen hin, durch die sie auf einen Raum von 3 Seemeilen Breite zusammengezwängt werden. Durch das Strombett zieht sich eine Reihe von Felsen, welche die grossartigen Katarakte von Ntombo-Mataka bilden und der ganzen Landschaft den Stempel des Wildromantischen auf-

drücken. Mit weithin tönendem Gebrause stürzen sich die gewaltigen Wassermassen über die Fels-Barriere, hoch ihren Schaum in die Luft schleudernd und weiter unten dann zahlreiche und gefährliche Wirbel bildend. Dieses Chaos scheint ein Lieblingsaufenthalt für Flusspferde und Krokodile zu sein, denn sie finden sich hier in Unmassen. Das Flusspferd, gewöhnlich als ganz ungefährlich geschildert, ist hier nichts weniger als sanftmütig, es greift im Gegenteil sehr häufig ohne jede Veranlassung die Kanoes der Eingeborenen an, welche die Ufer entlang mühsam genug dem Fischfang obliegen, wirft sie um, und füttert so mit dem Inhalt seine guten Freunde, die Krokodile, die stets bereit sind, den guten Bissen zu schnappen. Es gelingt dem Menschen äusserst selten, schwimmend das Ufer zu erreichen. Vor einiger Zeit wagten sich die Flusspferde am Stanley-Pool sogar an ein kleines, aus Holz konstruiertes Dampfboot — den „En Avant" —, um an ihm ihre Kräfte zu erproben, und sie haben es auch richtig mit ihren Zähnen durchstossen, so dass es sofort sank. Zum Glück war die Flussstelle nicht tief, und der Mannschaft gelang es, sich auf einen Felsen zu retten, bis von der Station Hilfe anlangte.

Manyanga wird nachgerühmt, dass es ein grosser Mittelpunkt für den Verkehr mit afrikanischen Nahrungsmitteln sei. Dieser Ansicht kann ich nicht beistimmen, wenn man nicht vielleicht auch Menschenfleisch dazu rechnen will; für letzteres ist allerdings das Dorf Manyanga — zwei Stunden von der gleichnamigen Station entfernt — ein Hauptstapelplatz. Es ist wohl etwas leichter aufzutreiben, als in den nächsten Umgebungen von Vivi und Isanghila, doch von Ueberfluss kann noch lange nicht die Rede sein. Irgend ein Streber muss aber einen derartigen Rapport verfasst haben, denn im Komitee schien man plötzlich der Ansicht geworden zu sein, dass es unnütz wäre, den in Manyanga stationierten Weissen die vorschriftsmässigen Provisionen zu senden. Monate hindurch wurden von Manyanga aus die Provisionen nach allen Richtungen den anderen Stationen zugesandt, ohne dass für

Manyanga selbst auch nur eine einzige Kiste angelangt wäre. Man war thatsächlich nur auf einheimische Produkte angewiesen: Ziegen, Hühner und Fische, wozu manchmal das Salz fehlte; Bataten, Bohnen, Bananen und Ananas waren die Abwechslung; zum Trinken Palmwein oder filtriertes Congowasser. So gut nun all' diese Sachen sind als Zuthat zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Europäer, so taugen sie doch nicht auf die Dauer als ausschliessliche Subsistenzmittel; diese Erfahrung hat zu ihrem eigenen Schaden auch die Association gemacht; denn von dem durchschnittlichen Personenbestand von drei Weissen sind während meines Aufenthaltes in Manyanga in der Zeit von acht Monaten neun Mann gestorben, während fünf Andere wegen Krankheit gezwungen waren, nach Europa zurückzukehren.

In Manyanga traf ich auch zum ersten Male mit Kapitän Hanssens zusammen, der mir später oft ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein noch angenehmerer Vorgesetzter wurde. Leider ist auch er unter die Zahl derjenigen getreten, die ihre Heimat nicht mehr sehen sollten. Ehre seinem Andenken!

Gross ist der Geist des ganzen Unternehmens, bewunderungswürdig sind oft der Mut und die Ausdauer unserer Pioniere der Civilisation; gross sind aber auch die Opfer, welche ein heimtückisches Klima und unzählige Strapazen fordern.

Unterdessan war von Stanley für mich der Befehl eingegangen, in Lutété das Kommando der Station zu übernehmen.

Vom Stanley-Pool bis Manyanga — in einer Längenausdehnung von 152 Kilometern — stürzt sich der Strom in eine Serie von Schnellen und Wasserfällen, die die Schifffahrt ganz unmöglich machen. Ich übersetze daher mit meiner Karawane den Congo, um am Südufer meinen Weg stromaufwärts fortzusetzen. Die Berge nehmen wieder eine rauhere Form an, die Schluchten werden häufiger, tiefer und enger; der Baum- und Graswuchs wird noch spärlicher, die Dörfer seltener und bleiben dann geraume Zeit hindurch ganz aus; selbst an Wasser ist stellenweise Mangel; öde und

trostlos ist die Scenerie rings umher — es beginnt der Zug durch die Wüste.

Ein neues, grossartiges Schauspiel, das aber für unsere Karawane nicht ohne Gefahr war, bot uns ein Grasbrand, der sich unaufhaltsam und mit ungeheurer Schnelligkeit von Berg zu Berg fortwälzte. Dieses Niederbrennen des Grases ist bei allen Negern Westafrikas Sitte geworden, richtet aber ungleich mehr Schaden an, als es Nutzen bringen kann. Der Ansicht mancher Reisenden, dass dieses Ansengen des dürren Grases nur aus purer Liebhaberei geschehe, kann ich nicht beipflichten; wenn auch der äusserst spärlich betriebene Ackerbau nicht die Ursache bildet, um dessenwillen man die unermesslichen, brachliegenden Gebiete anzündet, so geschieht es doch zum Teil deshalb, um als Nahrung für die wenigen vorhandenen Haustiere neu aufspriessendes Gras zu schaffen; man thut es wohl auch, um massenhaftes Raubzeug und giftige Reptilien zu vertilgen. Freilich ist der Schaden, der gleichzeitig unter dem nützlichen Wild, besonders unter Rebhühnern und Perlhühnern angerichtet wird, ein viel bedeutenderer; auch mag dieses Niederbrennen des Grases viel zu dem fast gänzlichen Mangel an Holz beitragen. Zwar, wo Wald steht, leistet er erfolgreich dem Feuer Widerstand; es möchte aber doch sehr zweifelhaft sein, ob auch jung aufspriessendes Holz diese Kraft besitzt. Der wahrscheinlichste Grund für diese Brandtheorie ist aber wohl die Herstellung der Kommunikation zwischen den verschiedenen Orten; das Gras wird an vielen Stellen so hoch, stark und dicht, dass es häufig unmöglich ist, sich auf andere Weise Bahn zu schaffen; ist jedoch der Brand erst entfacht, so kann auch dem Feuer keine Grenze mehr gezogen werden.

Ich erreichte nach zweitägigem Marsche am 29. Mai die kleine Station Lutété. Sie liegt auf einem Hochplateau ungefähr 15 Kilometer vom Congo entfernt, landeinwärts; ihr gegenüber, auf einem etwas höheren, ausgedehnten Hügel erhebt sich Loufountschou, die Residenz des Königs Makito. Dieser ist unter den eingeborenen Häuptlingen unstreitig

der mächtigste zwischen der Küste des Atlantischen Ozeans und dem Stanley-Pool. Ein grosser, schlankgewachsener, junger Negerfürst; persönlich tapfer, intelligent und ohne die gewöhnlichen schlechten Eigenschaften seiner Rasse. Stanleys Expedition ist er abgeneigt und macht daraus gar kein Hehl; er beherrscht die grosse Elfenbeinstrasse, die sich vom Innern nach San Salvador zieht, lässt sich von den durchziehenden Karawanen hohen Tribut zahlen und verwendet sowohl diesen, als auch den Gewinn bei seinen Handelsgeschäften dazu, seine Leute mit modernen Schiessgewehren zu bewaffnen. Mit grosser Schlauheit hat er sich dieselben Hinterlader — System Snider — zu verschaffen gewusst, die auch von den Zanzibariten und Houssas der Expedition geführt werden und von denen er häufig genug Munition kaufen kann, die natürlich aus den Magazinen der Stationen gestohlen wird. Schon im Jahre 1883 hat er 400 Stück dieser Waffen besessen. Dass er der Stärkere ist und auch die Kunst des Kriegführens auf seinem heimatlichen Boden gründlich versteht, hat die Association zu verschiedenen Malen erfahren.

Hier ist es nun, wo Johnston besonders viele und üppige Kulturen gefunden haben will, wie er dann auch bei Fortsetzung seines Weges nach dem Pool über Ananas und Limonen gestolpert ist, die auf beiden Seiten des Weges wild gewachsen sein sollen. Ich habe zwei Monate in Lutété und dessen unmittelbarer Umgebung zugebracht, ohne von diesen Herrlichkeiten auch nur eine Spur beobachtet zu haben. Ich habe selten weniger bebauten Boden gesehen, als gerade hier, und von Fruchtbäumen, die wild wachsen sollen, ist schon gar keine Rede. Von der Küste bis zum Pool habe ich auf dem ganzen Wege nicht eine Banane oder sonst irgend eine geniessbare Frucht angetroffen; nur in den Dörfern selbst oder deren nächster Nähe, gepflanzt und gehegt von den Einwohnern, sind sie zu finden. Im übrigen wäre Lutété eine der wenigen Stationen gewesen, die in Hinsicht auf Handelsbeziehungen die meiste Aussicht gehabt hätte, wenn die Association sich dazu hätte entschliessen können, hierfür

etwas zu thun. An einem Hauptknotenpunkt der Karawanen gelegen, umgeben von vielen grossen und reichen Ortschaften, inmitten einer äusserst handelslustigen und verhältnismässig luxuriösen Bevölkerung, hätte es an einem ausgiebigen Gewinn nicht fehlen können, wenn man nur der Station die Tauschartikel in genügender Weise gewährt hätte.

Noch am Tage der Ankunft übernahm ich das Kommando der Station, und am nächsten Morgen verliess Amelot,. der bisherige Stationsvorstand, Lutété, um sich nach Leopoldville am Stanley-Pool zu begeben. Er nahm mit sich: sämtliches Personal der Station bis auf einen Mann, und — wie er sagte — seine Provision für drei Monate; so blieb ich denn zurück mit einem Mann und einer Verproviantierung auf vier Tage, inmitten einer Bevölkerung, deren Häuptlinge zur damaligen Zeit dem Werk der Association nichts weniger als freundlich gesinnt waren. Ich wandte mich an den Divisions-Chef nach Manyanga, um von dort neue Provision zu erhalten, bekam aber statt dessen zur Antwort, dass die Provisionen, welche man der Station Anfangs Mai schickte, für drei Monate berechnet waren, und dass ich vor August keinen Anspruch auf neue hätte. Herrliche Aussichten für die nächsten zwei Monate!

Als Neuling am Congo war ich mit derartigen Manipulationen noch nicht vertraut und liess im guten Glauben Herrn Amelot gewähren, als er mir die Station plünderte. Aber hatte ich denn notwendig, mir das gefallen zu lassen? Es war meine eigene Schuld, dass ich in der Klemme sass; ich habe deshalb auch weiter kein Wort darüber verloren; ich ass meine Hühner und meine Beefsteaks aus Ziegenfleisch ohne Salz, bis nach einigen Wochen ein englischer Missionar bei mir einkehrte, der mir dann auch eine Schachtel Streichhölzer, eine halbe Kerze und ein Packet Salz verehrte. Durch Schaden wird man klug; es ist mir später nicht wieder passiert. —

Als ich die Station übernahm, lagen in den Magazinen ungefähr 400 Lasten und einige Hundert Bretter aufgehäuft,

die ihrer Weiterbförderung nach dem Pool harrten; nach Ablauf eines Monats war alles expediert, und als Mitte Juli Leutnant Valke als Abgesandter Stanleys in Lutété eintraf und gleichzeitig mit dem Divisions-Chef Haneuse die Station inspizierte, waren die Magazine leer; beide erklärten sich mit meiner Verwaltung sehr zufrieden, was mir Leutnant Valke im Auftrage Stanleys später auch noch schriftlich bekannt gab. Meine freie Zeit — ich hatte deren in Lutété mehr als zu viel — benutzte ich dazu, mit den Häuptlingen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, was mir vollständig gelungen ist. Acht der hervorragendsten Häuptlinge der Umgegend, derunter Makito an der Spitze, habe ich dazu vermocht, die Schutzherrschaft der Association anzuerkennen, und sie haben über ihren Dörfern unsere blaue Flagge aufgehisst. Wenige Wochen nach meiner Abreise von Lutété haben dieselben Häuptlinge von Stanley und Leutnant Valke meine Zurückberufung verlangt, was wohl ein Beweis sein dürfte, dass ich es verstanden hatte, die Eingeborenen richtig zu behandeln.

Es wurde mir später von Stanley vorgehalten, dass nach mir ein englischer Matrose besser verstanden habe, seine Zeit auszunützen, indem er ein neues Haus baute. Vor allem hatte ich vom Divisions-Chef gemessenen Befehl erhalten, keine Neubauten aufzuführen, da man wahrscheinlich die Station ganz aufgeben werde, was ein paar Jahre später auch wirklich geschah. Unser glorreicher Expeditions-Chef schien ausserdem vergessen zu haben, dass eben diesem Matrosen 20 Houssas zur Verfügung standen, die doch beschäftigt werden mussten; dass er Mittel hatte, zur Bezahlung der Eingeborenen, und auch Werkzeuge besass — Dinge, die mir gänzlich fehlten. Sämtliches Werkzeug und sonstige Requisiten wurden auf Stanleys Befehl hin nach Leopoldville geschafft; es blieb mir nicht ein Hammer, nicht ein Nagel; ich hatte nicht Stoffe genug, um auch nur meine Karawanen zu bezahlen, so dass ich mehrfach gezwungen war, die Leute nach Manyanga zu schicken, um sich dort ihren Lohn zu holen.

Wie bereits oben bemerkt, hatte man mir einen einzigen Mann gelassen, der gleichzeitig Koch, Zimmerbursche und Magazinier war, und selbst noch als Briefbote nach dem Pool benutzt werden musste, so dass ich Wochen lang vollständig allein war. Es wäre — abgesehen davon, dass ich nicht als Hausknecht engagiert war — etwas viel verlangt gewesen, dass ein einzelner Mann ohne jede Beihilfe eine neue Station bauen soll. Von den musterhaften Engländern Stanleys wäre unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich keiner geblieben; sie haben doch bei weit günstigeren Verhältnissen die Bude gesperrt und sich dahin verfügt, wo es Cognac und volle Schüsseln gab.

Ende des Monats Juli erhielt ich den Befehl, das Kommando an Herrn Westmark zu übergeben und nach Manyanga zurückzukehren, wo ich vis-à-vis der alten Station, am Südufer des Congo, eine neue zu errichten berufen war.

Gegen Mitte August wurden mir von der Station Manyanga nord einige Leute mit den nötigen Werkzeugen zur Verfügung gestellt, und ich fing vorerst an, das Terrain zu ebnen und von Gras und Unkraut zu reinigen; dann wurden die nötigen Hölzer zur Konstruktion eines grossen Magazins zubereitet, und als ich Anfangs Oktober noch zehn Houssas zugeteilt erhielt, ging ich an die Errichtung des Magazins selbst. In den letzten Tagen des Monats war es fertig gestellt und gross genug, um einerseits den weitestgehenden Anforderungen der Station zu genügen, anderseits, um gleichzeitig die Ladungen sämtlicher drei Boote aufnehmen zu können, die den Dienst zwischen Isanghila und Manyanga vermittelten. In der Zwischenzeit hatte ich mit den Häuptlingen der Nachbarschaft Verträge abgeschlossen behufs Lieferung der nötigen Mannschaften als Träger für die zu erwartenden Transporte nach dem Stanley-Pool, und ich hatte dabei wider Erwarten in jeder Weise zufriedenstellende Resultate erzielt. Die Kosten des Transportes wurden um fast die Hälfte des bisherigen Preises reduziert, und ich hatte stets Leute in Ueberzahl, so dass sehr häufig 30—40 Mann tagelang auf die Ankunft

des nächsten Bootes warteten. In solchem Falle habe ich die Mannschaften während dieser Zeit zu Arbeiten in der Station verwendet, ohne ihnen hierfür eine andere Entschädigung als die Kost zu verabreichen. Ich war somit in der Regel in der Lage, auch noch die Karawanen der durchpassierenden Weissen in ausreichender Weise mit Trägern zu versorgen. Die erste Karawane verliess Manyanga sud am letzten Oktober 1883, und von diesem Zeitpunkt ab beförderte ich monatlich zwischen 400—500 Lasten nach dem Pool, und zwar ausschliesslich durch Eingeborene, wodurch auf Manyanga nord 200 Sansibariten, welche bisher dazu verwendet werden mussten, zu anderer Dienstleistung frei wurden.

Die jeweiligen Stationskommandanten von Leopoldville: Leutnant Valke, Dr. van de Heuvel und Kapitän Soilez, sowie die beiden Divisionskommandanten Nilis und Haneuse haben mir einstimmig das Zeugnis ausgestellt, dass meine Karawanen stets aufs beste arrangiert waren, dass stets sämtliche Waren in gutem Zustande und schnell am Pool anlangten, und dass unterwegs nie Defraudationen oder sonstige Unzukömmlichkeiten stattfanden.

Was es heissen will, eine derartige wilde Bande von Schwarzen in Ordnung zu halten, versteht nur der, der selbst aus eigener Erfahrung die Sache kennt.

Nun waren aber auch die Mittel zum Weiterbau der Station erschöpft; obgleich alles schon seit Monaten bestellt war, konnte man von Vivi nicht einmal eine Antwort, geschweige denn eine Sendung erhalten. Gleichzeitig war auch der Zustand der drei Boote sehr bedenklich geworden; Steuer und Ruder waren alle geflickt, die Taue vielfach zusammengeknüpft, die Segel zerissen — kurz und gut, das Ganze war in trostlosem Zustand, und man wusste sich keinen Rat mehr, wie den Fluss aufwärts fahren. In dieser Not entschloss sich der Divisionskommandant, mich nach Vivi zu senden mit dem Auftrag, die nötigen Mittel zum Aufbau zweier Stationen zu holen und bei dieser Gelegenheit auch die Wiederausrüstung der Boote zu bewerkstelligen. Am

2. November verliess ich Manyanga, begleitet von zwei Booten und einer Besatzung von 25 Mann, um mich vorerst auf dem Wasserwege nach Isanghila zu begeben, das ich den nächsten Tag gegen Abend erreichte. Bei meiner Ankunft fand ich eine Depesche vor, die von Vivi kam, an den Stationschef von Isanghila adressiert und als sehr dringend bezeichnet war. Der Stationskommandant, Leutnant van Kerkhoven, war nach dem Stanley-Pool verreist, was mir bekannt war, da ich ihn unterwegs getroffen hatte; er konnte vor drei Wochen auf keinen Fall zurückkehren; sein Stellvertreter, Herr Hertwig, wollte die Depesche nicht öffnen, weil er hierzu keine spezielle Ermächtigung habe. Ob das nun übertriebenes Zartgefühl oder Malice war, bin ich nicht berechtigt zu untersuchen; doch das weiss ich, dass ich anderer Ansicht war, als Herr Hertwig und meinte, man habe die Depesche nicht mittels Expressboten hierher gesandt, um sie Wochen hindurch uneröffnet liegen zu lassen; ich bat, sie auf meine Verantwortung hin zu öffnen, was denn auch geschah. Sie war abgefasst von dem provisorischen Stationskommandanten Vivis, Herrn Shaw, im Namen des damals schon schwer erkrankt gewesenen Divisionskommandanten Nilis und enthielt die Aufforderung, die erste disponible Mannschaft bewaffnet und mit Munition versehen so schleunig als irgend thunlich nach Vivi zu senden, wo man stündlich einen Aufstand der Houssas erwarte. Angesichts dieses Inhaltes rief ich sofort meine Mannschaften zusammen, machte sie mit dem Nötigsten bekannt, beorderte auf die Dauer meiner Abwesenheit einen Mann zur Bewachung der beiden Boote, und befahl den übrigen 24 Mann, sich für den nächsten Morgen um 5 Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Zur festgesetzten Stunde verliessen wir bei heftigem Regen Isanghila; um unserem Eilmarsche kein Hindernis zu bereiten, liess ich mein sämtliches Gepäck zurück mit dem Befehl, es mir mit erster Gelegenheit nachzusenden. Wir erreichten gegen Abend 10 Uhr den Boundi, wo wir unser Nachtlager aufschlugen; da es die ganze Nacht unaufhörlich regnete und wir alle weiter nichts bei uns hatten,

als was wir auf dem Leibe trugen, so waren wir froh, als es so weit Tag wurde, dass wir unseren Marsch auf Vivi fortsetzen konnten.

Als wir nachmittags gegen 2 Uhr den letzten Bergrücken erklommen hatten, und ich vor mir über der Station lustig den Pavillon der Association wehen sah, auf dem Platze, wo ich fürchten musste, einen rauchenden Trümmerhaufen zu finden, ward mir leichter ums Herz. Um 4 Uhr trafen wir in der Station ein und hatten somit die Strecke von 83 Kilometern, welche Isanghila von Vivi trennt, in zwei Tagemärschen zurückgelegt. Ich hatte diese Tour nicht zu meinem Vergnügen unternommen oder, wie die Herren Engländer in menschenfreundlicher Weise später — nachdem die Gefahr vorüber — auszulegen beliebten, „um meine Leute zu chikanieren“; es geschah in der wohlgemeinten Absicht, einer gefährdeten Station, bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen, da ich nach der in Isanghila eingetroffenen Depesche an eine ernste Gefahr glauben musste. Eine solche war nun allerdings nicht vorhanden; ich zählte abends bei Tische — ohne meine Wenigkeit — 16 Weisse, meist Angehörige des Inselreiches, während im ganzen nur 40 Houssas in Vivi stationiert waren; dessen ungeachtet war die Unordnung in der Station nicht gering.

Gleich bei meinem Eintritt musste ich einen kleinen roten Bach überschreiten, den man allenfalls für von den Houssas vergossenes Blut hätte halten können, wenn er nicht so lieblich nach portugiesischem Rotwein geduftet hätte; so aber zeigte sich, dass vor den Magazinen eine Reihe grosser Fässer lag, von denen mehrere durch die Sonnenhitze geborsten waren und nun ihren Inhalt statt durch die Kehlen durstiger Expeditionsmitglieder in die Fluten des Congo ergossen. Auch waren da einige Dutzend Säcke mit Getreide aufgestapelt und jedenfalls geraume Zeit den Einflüssen der Witterung ausgesetzt gewesen, denn an allen Ecken und Enden hatten sich schon grüne Büschel den Weg durch die Säcke gebahnt. — Die Station war auffallend leer; ohne einem Weissen, oder auch

nur einem Schwarzen zu begegnen, konnte ich bis zum Hauptwohngebäude vordringen, vor welchem ein Houssa-Posten herumbummelte. Ich trat ein und fand endlich den Dr. Allart, der mit den beiden Schwerkranken beschäftigt war. Er nahm sich auch meiner an, indem er mir, da ich bis auf die Haut durchnässt war und nichts bei mir hatte, von seiner Wäsche und seinen Kleidern das Nötigste zur Verfügung stellte. Die Umwandlung fiel zwar nicht zu meinem Vorteil aus, war aber bald geschehen, und als nun Dr. Allart wieder erschien, teilte er mir mit, dass die tapferen Söhne Albions seit dem frühen Morgen sämtlich zur Jagd auf einen Tiger ausgezogen seien, der sich in letzter Nacht — wie auch schon eine Woche früher — den Spass erlaubt haben sollte, einen ganzen Ochsen zu verspeisen. Die Geschichte klang mir etwas unwahrscheinlich, und als gegen 5 Uhr die ganze Jagdgesellschaft zurückkehrte, ohne den Tiger oder auch nur seine Spur ausfindig gemacht zu haben, nahm ich mir vor, den oder die Tiger zu fangen. —

Während wir abends bei Tische sassen, erfuhr ich nach und nach all die schönen Vorkommnisse in Vivi.

Der englische General Sir Frederic Goldsmith, der von der Gesellschaft eigens nach dem Congo geschickt war, um die ganze Expedition zu inspizieren, war vor einigen Tagen unverrichteter Dinge und, nachdem er überhaupt nie weiter, als bis Isanghila gekommen war, nach Europa zurückgekehrt. Vermutlich hatte er schon in Vivi genug gesehen. Der seitherige Stationschef Duverge, amerikanischer Konsul, Grossmogul und Protektionskind Stanleys und der Herren Engländer, war mit einem Kassendeficit von 500 Pfd. St. ebenfalls abgeschwommen, nachdem er es vorher noch fertig gebracht hatte, das weisse und schwarze Personal der Station in zwei feindliche Lager zu teilen. Die Kabindas waren in corpore desertiert. Die Houssas, im Begriff zu revoltieren, weigerten sich, die Waffen abzuliefern; der Divisionskommandant und nunmehr auch Vorstand der Station lag schwer krank darnieder, so dass jeden Augenblick sein Tod zu erwarten war.

Leutnant Orban war auf Reisen, um statt der entlaufenen Kabindas andere Mannschaften zu engagieren; eine ganze Schiffsladung von Provisionen war verloren gegangen. Das war ungefähr das Bild, das sich mir bot, als ich am 5. November 1883 nach Vivi kam.

Ich erklärte Herrn Shaw, dass ich — einmal hier — als der Aelteste und Höchste im Rang unter den anwesenden Expeditionsmitgliedern, mich für verpflichtet erachte, die Ordnung wieder herzustellen, und ich bat ihn sowohl, als auch die übrigen Weissen um ihre Beihilfe. Nach Tisch traf ich alsbald meine Dispositionen für den kommenden Morgen, indem ich mit Hilfe meiner Sansibariten zwei Geschütze montierte und diese neben den bereits vorhandenen Mitrailleusen auf die Behausungen der Herren Houssas richtete. Nachdem dies geschehen, quartierte ich die Zanzibariten unter der Veranda unseres Wohnhauses ein, um sie nicht in Berührung mit den anderen Schwarzen zu bringen. Den Rest der Nacht teilte ich mich — obgleich von meinem letzten Marsch ermüdet — mit Dr. Allart in die Pflege meines kranken Freundes Nilis. Als des Morgens 5½ Uhr die Tagreveille geblasen wurde und die Mannschaften sich auf dem hierzu bestimmten Platze einfanden, waren die Weissen bereits gruppenweise an verschiedenen Punkten der Station verteilt, während meine Sansibariten mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten auf der Plattform vor dem Hause postiert waren, bereit, bei dem ersten Zeichen von Widerspenstigkeit Feuer auf die Houssas zu geben. Ich fordete diese nun auf, sofort unbedingten Gehorsam zu leisten; bestimmte sodann einen Sergeanten und zehn Mann zur Herbeischaffung sämtlicher Waffen ohne Ausnahme, und befahl den übrigen, sich ruhig auf dem Platze zu verhalten. Fünf Minuten später waren alle Waffen eingeliefert, und eingedenk des Sprichwortes: „Allzu scharf macht schartig“ begnügte ich mich damit, den Leuten anzukündigen, dass sie zur Strafe für ihre Insubordination verurteilt seien, eine Karawane nach Isanghila zu formieren; ein Dienst, zu dem sonst die Houssas nicht

herangezogen werden können, der aber augenblicklich sehr notwendig war, da es bedeutend an Trägern mangelte. Hierauf nahm ich die Leute ins Gebet wegen der beiden verschwundenen Ochsen, und nach einer viertel Stunde hatte ich den oder vielmehr die Tiger gefunden' in Gestalt von vier Houssas, die von ihren eigenen Kameraden denunziert wurden. Ich liess den Tigern sofort ihr Fell ordentlich gerben und schickte sie dann mit den Anderen zur Arbeit. Ordnung und Ruhe in der Station waren wieder hergestellt und ich konnte nun an meine spezielle Mission herantreten.

Ich setzte mich mit Herrn Shaw ins Einvernehmen und hatte keine Ursache, mich über ihn zu beklagen; er kam mir in allem mit einer Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, die gewöhnlich bei einem Engländer nicht zu finden sind, und wodurch mir meine Aufgabe um vieles erleichtert wurde. Besonders glücklich war ich inbetreff der Ausrüstung unserer drei Boote. Ich fand ein neues Steuer; ein grosses, starkes Schiffstau, genügend für den Bedarf sämtlicher Fahrzeuge; mehrere Ruder, einige Bretter, Enterhaken, leichtere Seile etc. Herr Shaw gab mir aus eigenem Antrieb noch einige Stücke Segeltuch, und somit war eigentlich die Hauptsache bereits erledigt. Zum Weiterbau meiner Station erhielt ich nach Massgabe der in Vivi befindlichen Vorräte wenigstens die unumgänglich nötigen Werkzeuge: Klammern, Nägel und Schrauben, verschiedene Einrichtungsgegenstände, ein Tafelservice etc., auch sechs Ballon portugiesischen Weines für die beiden Stationen in Manyanga. Ich konnte mit dem Erfolge meiner Reise zufrieden sein.

In den Magazinen fand ich viele Ballen Stoffe und Provisionskisten aufgestapelt, auf die wir in Manyanga schon längst mit Sehnsucht gewartet hatten, die aber bei dem System Duverge den Weg nach ihrem Bestimmungsort wahrscheinlich nie gefunden haben würden. Es handelte sich jetzt nur noch um die Möglichkeit des Transportes; die Kabindas, speziell zum Karawanendienst engagiert, waren samt und sonders davongelaufen; die Eingeborenen aus der Umgegend von

Vivi — durch die letzten Vorgänge in der Station beunruhigt — weigerten sich, Dienste zu thun; es reduzierten sich also die verfügbaren Mannschaften auf die 40 Houssas, sowie meine 24 Sansibariten, während weit über 200 Lasten fortzuschaffen waren. Zum Glück kam einen Tag später Leutnant Orban von seiner Reise nach der Küste zurück und brachte 100 Kruboys mit, die allerdings nur zu Arbeiten in und bei der Station angeworben waren, sich jedoch ohne allzu grosse Schwierigkeiten ausnahmsweise zu einer Reise nach Isanghila bewegen liessen unter der Bedinguug, dass Leutnant Orban, ihr bisheriger Führer, sie begleiten sollte. Auch weitere 12 Sansibariten, die Mannschaft meines dritten Bootes, trafen ein, da ich vorsichtshalber für sie den Befehl hinterlassen hatte, nachzukommen. Es wurden nun die verschiedenen Lasten in Ordnung gebracht, abgewogen und verteilt, und ich konnte, nachdem ich im ganzen sechs Tage in Vivi zugebracht hatte, die Heimreise antreten. Da meine Sendung von so gutem Erfolge begleitet war, so war ich sicher, auch bei meiner Ankunft zu Hause allgemeine freudige Stimmung zu erregen, umsomehr, als ich die günstige Nachricht mitbringen konnte, dass bei meiner Abreise von Vivi unser Freund Nilis bereits ausser Lebensgefahr war.

Am 12. November verliess die Karawane Vivi in folgender Ordnung: voraus, unter Führung ihres Offiziers Leutnant Gill, aber unbewaffnet, marschierten die Houssas, dann mit Leutnant Orban die 100 Kruboys, und zum Schluss mit mir die 36 Sansibariten, die allein bewaffnet und mit Munition versehen waren. Die Karawane war noch begleitet von zwei Weissen, die sich nach dem Stanley-Pool zu begeben hatten, und ihren Trägern; ich hatte sie gebeten, in der Nähe der Houssas zu bleiben und scharfes Augenmerk auf sie zu haben. Um Irrtum und Unordnung im Zuge zu vermeiden, hatte ich Befehl gegeben, während des Marsches nur dann einen Schuss abzufeuern, wenn man mich benachrichtigen wolle, dass etwas vorgefallen sei, was meine Anwesenheit am Platze erfordere. Es war schon ziemlich spät, als die letzte Abteilung Vivi

verliess, und wir konnten folglich nur mehr eine kurze Strecke zurücklegen, dessen ungeachtet hatten wir schon die Bemerkung gemacht, dass Houssas und Kruboys, zumal die letzteren, an derartige Strapazen nicht gewöhnt, sehr ermüdet waren. Wir entschlossen uns daher, die Reise in ganz kleinen Tagemärschen zurückzulegen, so dass wir Isanghila erst am sechsten Tage nach unserer Abreise von Vivi erreichten. Ich hatte die Marschordnung gewechselt und angeordnet, dass nunmehr die Kruboys, als die Schwächeren, vorausgehen sollten, worauf dann die Houssas folgten; so hatte die Spitze der Karawane täglich einen Vorsprung von $1^1/_2$ Stunden, und dennoch kamen immer welche erst abends 5 Uhr am Lagerplatze an, währen das Gros schon gegen Mittag dort eintraf; doch blieb kein Mann ganz zurück, wir brachten sie alle nach Isanghila. Das ist durchaus nicht so leicht, als mancher sich vorstellt; besonders die Houssas — auch wenn sie weiter nichts zu tragen haben, als ihre Waffen und ihr persönliches Gepäck — lieben es sehr, während des Marsches zu verschwinden, was ihnen durch das hohe Gras auf beiden Seiten des Weges meist sehr erleichtert wird. Es genügt, zwei Schritte seitwärts zu machen und die Karawane ruhig an sich vorüberziehen zu lassen, um in Sicherheit zu sein; dann treiben sie sich in den Dörfern herum, stehlen und plündern, je nach Gelegenheit, und werden für die Eingeborenen geradezu eine Landplage. Leutnant van Kerkhoven z. B. verliess im Monat Oktober Vivi mit 80 Mann Houssas und brachte Anfangs Dezember noch 28 Mann nach Leopoldville; 52 Stück waren also als Marodeure zurückgeblieben und machten die Gegend unsicher, bis es endlich nach Wochen und Monaten gelang, die Schufte nach und nach einzufangen. Die grosse Mehrzahl derselben hatten jedoch Waffen und Munition, selbst die nötigsten Kleidungsstücke verkauft. Das waren die durch die einflussreichen Engländer der Association aufgenötigten Soldaten, Leute, die in englischen Militärdiensten, zumeist an der Goldküste, gestanden und — wie es scheint — sich dort ihre Disziplin angeeignet haben.

Um dem Leser ein Beispiel vorzuführen, um zu zeigen, von welchen Zufälligkeiten und Kleinigkeiten man auf der Reise oft abhängig ist, wie sehr leicht es ist, eine Karawane von Negern zu zersprengen, selbst dann, wenn sie zahlreich ist und unter der Führung von Weissen steht, will ich einen Fall erzählen, welcher uns bei diesem Marsche auf Isanghila im Nachtlager bei den N'Goma-Fällen passierte und beinahe zu einer Deroute geführt hätte. — Als wir frühmorgens an die Bereitung des Frühstücks gingen, bemerkten wir das Fehlen unseres Engländers, des Leutnant Gill; sein Hang, dem edlen Waidwerk obzuliegen, hatte ihn schon wieder auf die Suche nach Abenteuern hinausgelockt, wobei er entschieden viel unermüdlicher, als glücklich war. Ich hatte bereits ein paar Sansibariten beauftragt, ihn zurückzuholen, als er ankam, wie gewöhnlich — leer und sich über sein Missgeschick beklagte. Er wollte nach einem grossen Raubtier geschossen haben; er behauptete auch, dass es getroffen sei, was ihm natürlich niemand glaubte, obgleich er Leute zur Verfolgung aufbieten wollte. Es scheint aber doch etwas Wahres an der Sache gewesen zu sein, denn während wir mit dem Abbrechen unserer Zelte beschäftigt waren, wurden wir plötzlich von allen Seiten mit Steinen und Baumästen bombardiert. Es waren grosse Affen, die — ihren verwundeten Kameraden zu rächen — uns attackierten; wir hatten, unvorbereitet wie wir waren, vollauf zu thun, uns die Bestien vom Leibe zu halten. So lächerlich nun die Geschichte war, für unsere Karawane hätte sie fast zu einer Katastrophe geführt. Wenn schon bei uns das niedere Volk voll Vorurteil, Aberglauben und Unverstand steckt, so ist das in noch viel höherem Grade unter den Negern Afrikas der Fall. Unter der Küstenbevölkerung ist allgemein die Sage verbreitet, dass es im Innern des Kontinents behaarte oder beschwänzte Menschen gäbe, welche auf der Brust ein grosses Maul haben und alles auffressen, was ihnen in den Weg kommt. Der Fall schien nun wirklich gegeben zu sein; die Tiere waren ja gross genug, um für Menschen gehalten werden zu können; ein ungeheures

Maul hatten sie auch, sie machten damit einen widerwärtigen Spektakel, und ihr Bombardement war gerade nicht zu verachten. Es brach eine wahre Panik unter den Leuten aus; die abergläubischen Kruboys hielten wohl ihr letztes Stündlein für gekommen, sie liessen ihre Lasten im Stich und stoben in wilder Flucht auseinander. Nur mit vieler Mühe und unter grossem Zeitverlust gelang es uns, die Ausreisser mit Hilfe unserer Houssas und Sansibariten — die denn doch etwas vernünftiger sind — einzuholen und zur Umkehr zu bewegen. Bei dem Tumulte waren einige Exemplare dieser Affen erschossen oder erschlagen worden, das corpus delicti war somit vorhanden, die Leute konnten sich durch den Augenschein von der Grundlosigkeit des Märchens und ihrer Furcht überzeugen, und da machten sie dann allerdings selbst ihre Glossen. Wäre ihnen jedoch die Flucht gelungen, wären sie mit der noch ins Ungemessene übertriebenen Mähr, die zum Ueberfluss von hundert Zeugen bestätigt worden wäre, nach der Küste zurückgekehrt, so hätte natürlich das wahnwitzige Gerücht neue Nahrung und unbedingten Glauben gefunden; uns aber wäre es wohl für lange Zeit — vielleicht auf Jahre hinaus — unmöglich gemacht gewesen, eine Karawane von Eingeborenen nach dem Innern zu formieren.

Es war die letzte Tagereise nach Isanghila und ich kann aufrichtig sagen, dass ich herzlich froh war, als wir glücklich dort anlangten; auch Leutnant Orban war damals schon recht schwach, hatte äusserst geringen Appetit und war stets unter den letzten der Karawane; trotzdem wollte er sich nicht zur Umkehr bewegen lassen. In Isanghila war von einer früheren Reise ein Maultier zurückgeblieben, das er zur Heimreise benutzen konnte. Er ist bald darauf in Vivi dem Fieber erlegen.

Ich musste in Isanghila einen Tag verweilen, um die Boote auszurüsten und die mitgebrachten Lasten unterzubringen; am 19. November fuhren wir dann schwer beladen stromaufwärts. Diese Reise war eine der beschwerlichsten, die ich je gemacht habe; die Wasser waren hoch ange-

schwollen, der Wind ungünstig, und wir wurden fast täglich von mehreren tüchtigen Tornados heimgesucht — wir waren inmitten der Regenzeit. Trotz der angestrengtesten Arbeit dauerte diese Fahrt neun Tage, ehe wir Manyanga erreichten.

Den nächsten Tag — am 28. November — übernahm ich wieder das Kommando meiner Station, welche in der Zwischenzeit von Herrn Destrain verwaltet worden war. Ich ging nun energisch an die Vollendung. Wie weiter oben bemerkt, war bereits ein grosses Doppelmagazin errichtet; ich führte nunmehr im Hintergrunde der Station zwei grosse Häuser auf als Kaserne für meine Houssas, ein kleineres als Wohnung für deren verheirateten Korporal; getrennt davon drei weitere Häuser für die Bemannung der Boote und die eingeborenen Arbeiter der Station; ein besonderes Magazin zur Aufbewahrung der Bootsrequisiten; einen Stall für die Ziegen und Hühner; ausserhalb der Station einen grossen Schuppen für die Karawanen, die gezwungen waren, hier zu übernachten. Ich hatte Fruchtbäume gepflanzt, einen Gemüsegarten angelegt und Mais gebaut in genügender Quantität für das schwarze Personal der Station. Als dies geschehen, ging ich daran, den Plan für ein grosses Wohnhaus der Weissen zu entwerfen, und es waren bereits alle zur Konstruktion nötigen Hölzer zubereitet, als ich in der zweiten Hälfte des Monats Januar 1884 den Befehl erhielt, mich zum Abmarsch nach Moukoumbi bereit zu halten, wo ich dasselbe Werk von neuem beginnen sollte.

Kapitän Hanssens hatte mich für seine Expedition nach dem Niadi verlangt. Es war unschwer vorauszusehen, dass Manyanga sud in kürzester Bälde eine der bedeutendsten Stationen am Congo werden würde, und ich hätte gewünscht, mein Kommando beibehalten zu können; doch, um an Kapitän Hanssens' Werk teilzunehmen und an seiner Seite eine neue Expedition zu machen, war kein Opfer zu gross; auch glaubte ich, darin einen Beweis von Vertrauen erblicken zu sollen, denn Kapitän Hanssens war dafür bekannt, dass er es vor-

trefflich verstand, seine Leute zu wählen. Ich packte meine sieben Sachen zusammen und erwartete weitere Befehle.

Meine Arbeiten in Manyanga sud waren Anfangs Dezember mehrere Tage unterbrochen gewesen durch verschiedene Angriffe, die die Eingeborenen auf meine Station unternommen hatten, nachdem sie vorher in ganz unmotivierter Weise mit dem Divisionschef Haneuse, der auf dem Heimweg von einer Inspektionsreise begriffen war, Händel gesucht hatten.

Haneuse kam eines Tages gegen Mittag mit seiner Begleitung in meiner Station an und erzählte mir, dass er vor ungefähr einer Stunde von den Eingeborenen angeschossen worden war, nachdem sie ihm vorher den Eintritt in ihr Dorf verweigert hatten. Er gab mir den Rat, mich kampfbereit zu halten, da ich nun wahrscheinlich auch einen Besuch erhalten würde.

Ich hatte gerade diesen Morgen eine schöne Antilope geschossen, wodurch ich in den Stand gesetzt war, meine Kameraden zu Tische einzuladen, was mit Freuden angenommen wurde. Nach dem Frühstück setzte Haneuse mit seinen Leuten in Kanoes der Eingeborenen über den Strom, da unsere Boote auf einer Reise zwischen Isanghila und Manyanga begriffen waren. Diese unbequeme und gefährliche Fahrt nahm immer eine volle Stunde in Anspruch. Der Zug erklomm noch die jenseitige steile Höhe, um nach der Station zu gelangen, als bei mir hüben der Tanz losging. Die Schwarzen hatten den günstigsten Moment abgepasst, um über die Station herzufallen; sie wussten genau, dass unsere Boote abwesend waren und vor 4—5 Tagen nicht zurückerwartet werden durften, dass wir nur über zwei Kanoes verfügen konnten, mit welchen im besten Falle 20 Mann zu gleicher Zeit zu befördern waren, und dass sie überdies in der Lage gewesen wären, diese beiden Kanoes mit ihren 40—50, welche ihnen selbst zu Gebote standen, abzufangen oder wenigstens zur Umkehr zu zwingen. Sie hatten Kenntnis von der schwachen Besatzung der noch unfertigen Station,

und meine vollen Magazine mochten wohl das Ihrige dazu beigetragen haben, die Angriffslust der wilden Horde zu reizen.

Ich hatte zur Anlage meiner Station einen Platz ausgewählt, der auch ohne besondere fortifikatorische Arbeiten leicht verteidigt werden konnte. Im Norden vom Strom, im Westen von einem — für die nackten Schwarzen — undurchdringlichen Gehölz abgeschlossen; die Südseite von einer kahlen, steilen Höhe begrenzt, von der man zwar vorsichtig, aber nicht ohne gesehen zu werden, herabklettern konnte, war der Platz nur von Osten her leicht zugänglich. Diese schwache Stelle liess ich während der wenigen Stunden, die mir noch geblieben waren, durch einen künstlichen Verhau unzugänglich machen, eine Arbeit, die uns durch das die Station noch umgebende Gestrüpp sehr erleichtert wurde.

Es war ungefähr gegen 2 Uhr nachmittags, als die ersten Schüsse knallten, die aus der Entfernung, aus der sie abgegeben wurden, keinen Schaden verursachten. Der Feind zählte etwas über 200 Mann, weshalb ich mich mit meinen sieben kampffähigen Houssas nebst den beiden Weibern, die in Reih und Glied mitfochten, nicht in einen Offensivkampf einlassen konnte, sondern lediglich auf die Verteidigung der Station beschränken musste. So währte das Geplänkel ungefähr zwei Stunden; zwei Schwarze, die den Versuch machten, von der südlichen Höhe der Station auf Schussweite nahe zu kommen, schoss ich selbst herunter und benahm somit den anderen die Lust, das Wagestück zu wiederholen. Die Kerls hatten sich wohl vorgenommen, noch vor Sonnenuntergang die Herren über unsere Magazine zu sein; sie hatten bei dem lustigen Geknalle vielleicht auch ihren Pulvervorrat verschossen und hielten uns wahrscheinlich für noch schwächer, als wir wirklich waren, weil unsererseits ihr Feuer nur sehr schwach erwiedert wurde — sie sammelten sich langsam und gingen zum geschlossenen Angriff über. Damit war der kritische Moment gekommen; gelang es dem

Feinde, den Verhau zu durchbrechen, so war es um die Station und auch um uns geschehen. Das mochten sich wohl meine Houssas ebenfalls gedacht haben, denn es kamen jetzt sogar unaufgefordert die drei Kranken herbei, um sich an der Abwehr zu beteiligen. Singend und tanzend, die Speere in der Luft schwingend, wälzte sich die räuberische Bande heran. Ich liess sie — meine Houssas noch durch einige Worte anfeuernd — bis auf 300 Schritt herankommen, um sie mit einer wohlgezielten Salve zu begrüssen. Einen Augenblick stutzte der Schwarm, um dann mit einem ohrenzerreissenden Kriegsgeheul auf uns loszustürzen. Nachdem ich noch eine zweite Salve hatte abgeben lassen, kommandierte ich: „Rottenfeuer.“ Meine Houssas hielten sich wacker und schossen vorzüglich, allen voran die beiden Weiber. Als der Feind trotz seiner bedeutenden Verluste nicht weichen wollte und endlich die Station erreicht zu haben schien, stiess er auf das unerwartete Hindernis des Verhaues. Nun war mit einem Mal an kein Halten mehr zu denken; mit einem jammervollen Wehegeschrei stob die wilde Bande auseinander, sogar ihre Toten und Verwundeten liessen sie auf dem Platze zurück; wir sahen sie noch lange hastig die Berge erklimmen, um nach ihren Dörfern zu eilen.

Von Manyanga nord aus hatte man mit Hilfe der Feldstecher gespannt dem Verlaufe des Kampfes zugesehen, ohne uns bei dem besten Willen auch nur die geringste Hilfe angedeihen lassen zu können. Man konnte sich drüben lange nicht über den Ausgang klar werden, denn es dunkelte schon stark, als der Angriff erfolgte, und durch die feuchte Luft der Regenzeit wurde der Pulverdampf geraume Zeit hindurch über der Station festgehalten. Als das Gewehrfeuer plötzlich verstummte, glaubte man uns verloren. Mit Einbruch der Nacht kam das grosse Stahlboot der englischen Baptisten-Mission von einer Reise nach Isanghila zurück nnd wurde von Haneuse sofort requiriert, um mir eine vorläufige Verstärkung von 20 Sansibariten zuzuführen. Wir brachten mit deren Hilfe die Verwundeten ein, die noch nachts als Ge-

fangene nach Manyanga nord überführt wurden; die Toten — 42 an der Zahl — wurden, da ich weder über die nötigen Werkzeuge, noch über genügende Arbeitskräfte verfügte, um sie zu begraben, mir aber durch die rasche Zersetzung der Kadaver auch nicht die Luft um die Station verpesten lassen wollte, einfach ins Wasser geworfen.

Gegen Mitternacht kam Haneuse selbst an in Begleitung von 60 Sansibariten, zwei anderen Weissen der Station und einem französischen Leutnant von Brazzas Expedition, der, auf der Durchreise begriffen, sich unserem Kriegszuge anschliessen wollte. Wir kamen überein, sofort aufzubrechen, um die Halunken in ihren Dörfern aufzusuchen. Die Nacht war stockfinster, so dass wir nur langsam und mühselig vorwärts kamen. Beim frühesten Morgengrauen waren die Dörfer umzingelt; wir mussten aber leider die Wahrnehmung machen, dass die Eingeborenen bereits Lunte gerochen hatten und nebst Weibern und Kindern sowie unter Mitnahme ihrer besten Habseligkeiten in den Busch geflohen waren. Es fielen nur vereinzelte Schüsse; auf unserer Seite wurde — wahrscheinlich von unseren eigenen Leuten angeschossen — nur ein Verwundeter eingebracht — der Hund des französischen Leutnants, ein sehr schönes, intelligentes Tier, dem wir nicht mehr helfen konnten; es musste getötet werden. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit einer reichen Beute an Ziegen, Schweinen und Hühnern vorlieb zu nehmen, und schliesslich die Dörfer in Flammen aufgehen zu lassen. Um Mittag trafen wir wieder in meiner Station ein, wo die Beute geteilt wurde und wir gemeinschaftlich frühstückten. Bald darauf fuhr Haneuse mit seiner Begleitung wieder nach Manyanga hinüber, vorsichtshalber liess er mir aber die Verstärkung von 20 Mann, die er mir am Tage zuvor zugesandt hatte, obwohl er der Ansicht war, die Sache sei nun zu Ende. Diese Meinung teilte ich entschieden nicht und traf deshalb meine Vorkehrungen, indem ich mein Verhau noch bedeutend verstärken liess und hinter demselben in aller Eile einen Schützengraben aufwarf.

Meine Vermutung sollte sich nur zu bald als begründet erweisen; es wiederholten sich die gestrigen Vorgänge; kaum hatte Haneuse mit seinen Leuten das jenseitige Ufer betreten, als meine Station von neuem angegriffen wurde. Unsere Feinde hatten bei benachbarten Häuptlingen Hilfe gesucht und gefunden, so dass sie uns heute ungefähr 500 Mann stark angreifen konnten. Sie mochten aber wohl das Vertrauen auf ihr Waffenglück verloren haben, denn sie hielten nicht mehr stand, wie früher; bei der ersten Salve, die wir auf ihren geschlossenen Knäuel abgaben, gings über alle Berge, meine Sansibariten eine Strecke weit hinterdrein. Die Leute bekamen aber nochmals Verstärkung und wagten noch eine dritte Attacke, welche ebenso abgeschlagen wurde, wie die beiden vorangegangenen. Nun wurde mir die Geschichte aber doch zu bunt und ich beschloss, zur Verfolgung überzugehen. Bei der Gelegenheit war ich durch Zufall so glücklich, im Busche auf eine ansehnliche Bande von Weibern und Kindern zu stossen, die dorthin in Sicherheit gebracht worden waren.

Das war ein famoser Fang, wir hatten jetzt unsere Schwarzen in der Hand! Wir führten die kostbare Eroberung so schleunig als möglich nach der Station und warteten ruhig der Dinge, die nun kommen würden. Die Eingeborenen fanden sich in der That schon den nächsten Morgen ein und bettelten um Frieden. Die Verhandlungen zogen sich — wie gewöhnlich in Afrika — ein paar Tage in die Länge, während welcher Zeit sich die gefangenen Weiber mit den Siegern befreundeten. Schliesslich mochten unsere Widersacher doch zu der Einsicht gekommen sein, dass es für sie erspriesslicher sei, der Sache ein baldiges Ende zu bereiten; sie willigten ein, das geforderte Lösegeld zu entrichten, welches wir auf 100 Schafe, 100 Ziegen und 200 Hühner festgesetzt hatten. So ward wieder Friede und die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit beigelegt; die Schwarzen hatten eingehende Bekanntschaft mit unseren Gewehren und unserer Kriegführung gemacht, was für die Zukunft von bedeutendem Werte war;

meine Station aber wurde auf diese Weise billig und glänzend verproviantiert.

Auch bei dieser Gelegenheit bewährte sich Stanleys allgewaltige Administration. Ein einziger Kanonenschuss, von Manyanga nord abgefeuert, würde genügt haben, das Raubgesindel auf Nimmerwiedersehen zu zerstreuen; doch, indem Stanleys Befehle strikt ausgeführt wurden, waren in Manyanga zwar zwei Kanonen aufgestellt worden, doch die Munition dazu ruhte getrost in Vivi. Das war nicht nur der Fall während kurzer Zeit, oder nur zufällig und durch Missverständnis, es geschah systematisch auf der ganzen Linie und durch neun Monate. Man transportierte die Rohre nach Léopoldville, die Lafetten waren in den Magazinen von Manyanga untergebracht, die Räder in Isanghila aufgestapelt, und die Munition befand sich in Vivi.

Ueber meinen Aufenthalt in Manyanga mag noch beigefügt werden, dass im Laufe des Monats Januar Kapitän Soilez im Auftrage Stanleys die Station resp. die Houssas, deren Kommandant er eigentlich war, inspizierte. Er zählte gewiss nicht zu meinen Freunden, dennoch hat er in seinem Rapporte an Stanley besonders hervorgehoben, dass er während seiner ganzen Inspektionsreise von Vivi bis Léopoldville allein meine Houssas arbeitend, diszipliniert und zufrieden angetroffen habe.

Zweites Kapitel.

Vorbereitungen zur Niadi-Expedition. — Rencontre mit dem Häuptling von Bulongungu. — Ankunft in Moukoumbi. — Ein Überfall. — Missglückter Strafzug. — Ein neuer Kommandant für die Niadi-Expedition. — Zweiter Abmarsch von Manyanga. — Die Träger reissen aus. — Dritter Aufbruch von Manyanga. — Palaber. — Unverhoffte Begegnung. — Von Moukoumbi nach Philippeville. — Rückmarsch. — Feindliches Zusammentreffen mit den Eingeborenen. — Unverhoffte Hilfe.

Als ich am 7. Februar 1884 Kapitän Hanssens' zweiten Brief bekam, worin für mich der Befehl enthalten war, mich unverzüglich mit meinen Houssas nach Manyanga nord zu verfügen, um dort die Vorbereitungen für den Marsch nach Moukoumbi zu treffen, hatte ich die Station bereits meinem Nachfolger übergeben; ich war aber noch dort verblieben, um ihn in alle Details einzuweihen, und hauptsächlich, um ihm anfangs noch bei Formierung der Karawanen behilflich zu sein. Nach Empfang des Befehls übersiedelte ich mit meinen Leuten, die in den letzten Tagen noch neu uniformiert worden waren, sofort nach Manyanga nord, wo zwei Tage später auch Kapitän Hanssens eintraf. Er fand aber leider einen Brief Stanleys vor, der ihn nach Leopoldville berief, von wo aus er das Kommando des oberen Congo übernehmen sollte, da Stanley selbst im Begriff war, nach Europa zurückzukehren. Kapitän Hanssens übergab mir in provisorischer Weise das Kommando seiner Expedition Manyanga-Niadi, selbstverständlich mit den nötigen Instruktionen, dem Rate, den Weg nie ohne eine Begleitung von 40 gutbewaffneten Soldaten zu machen, und mit dem Bemerken, dass er bei Stanley dafür sprechen werde, dass man mir die Führung dieser Expedition belasse.

Kapitän Hanssens hatte die Expedition gegen zwei Jahre kommandiert und war durch die Haltung der Eingeborenen fast die ganze Zeit über gezwungen gewesen, sich in kriegerische Unternehmungen einzulassen; er kannte genau den Weg, die

vorhandenen Hilfsmittel und die berüchtigtsten Gegenden; er hatte stets für seine Märsche 40 bestens ausgerüstete Sansibariten zur Verfügung und in der Regel auch noch 2—3 Weisse seiner Wahl. So gern ich nun an der Expedition teilgenommen hätte unter seiner bewährten Leitung, so unangenehm und schwierig erschien mir die Aufgabe auf mich übertragen, und das um so mehr, als man mir noch Herrn Kasmann zuteilte, der allerdings von dem besten Willen beseelt war, doch direkt von Europa ankam, gar keine Erfahrungen hatte und mir so während der ganzen Reise hinderlich wurde. Es stand mir weder ein Führer oder ein Dolmetsch zu Gebote, noch irgend ein Instrument, nicht einmal ein Kompass. Die Schwierigkeiten begannen schon bei der Vorbereitung zur Reise. Sansibariten waren nicht zu haben, da sie alle durch Stanley absorbiert wurden; so war ich lediglich auf meine 20 Houssas angewiesen, die jedoch in keiner Weise verpflichtet waren, sich als Träger benützen zu lassen. Die Leute hatten schon seit vier Monaten unter meinem Befehl gestanden, und als ich ihnen auseinandersetzte, dass es sich nur um einen Ausnahmefall handle, ich ihnen überdies die leichteren Lasten und eine Menagezulage geben wolle, willigten sie ohne Widerrede ein. So war wenigstens der Anfang gemacht. Die Eingeborenen wollten von einer Reise nach dieser Richtung, wie leicht vorauszusehen war, nichts hören; doch gelang es mir, nach dreitägigen Unterhandlungen etliche zwanzig zu engagieren. Es waren mehr als 200 Lasten zu transportieren, teils für die neu zu errichtende Station in Moukoumbi, teils zur Verproviantierung der Station Philippeville am Niadi. Der ehrenwerte Sergeant meiner Houssas wurde in der letzten Nacht meines Aufenthaltes in Manyanga bei einem Einbruchsdiebstahl ins Magazin ertappt, wodurch ich genötigt wurde, ihn als Gefangenen nach Léopoldville zu senden. Das war für mich um so unangenehmer, als er allein von meinen Leuten englisch verstand, und so meine Befehle auf die Houssas übermitteln konnte. Zwei meiner Leute meldeten sich am Morgen des Abmarsch-

tages noch krank, was sie — wie man später sehen wird — teuer genug bezahlen mussten. Das persönliche Gepäck für uns zwei Weisse beanspruchte neun Träger, sodass für den Transport der übrigen Lasten insgesamt nur mehr 33 Mann übrig blieben. Um bei längerem Hinwarten nicht auch von dieser Zahl noch einen Teil zu verlieren, war es notwendig, unverzüglich aufzubrechen; es blieb eben keine andere Möglichkeit als den Weg mehrmals zu machen, bis nach und nach alles an Ort und Stelle käme. Wir verliessen unter diesen Umständen Manyanga am 12. Februar, im ganzen 46 Mann stark, wovon ausser uns zwei Weissen noch 17 Houssas bewaffnet waren. Die Reise ging in voller Ordnung, wenn auch in kleinen Tagemärschen von statten; wir hatten viel Regen, sehr schlechte Wege und teilweise schwache Träger. Am sechsten Tage unseres Marsches erreichten wir Bulongungu, wo ein Posten von drei Sansibariten lag, die abgelöst werden sollten, um mich nach Moukoumbi zu begleiten. Der Häuptling von Bulongungu war mir von Kapitän Hanssens als einer der nichtsnutzigsten Schufte besonders ans Herz gelegt worden; er schien von der Empfehluug Wind bekommen zu haben, denn als er unsere Karawane von der Ferne ankommen sah, machte er sich mit all seinen Leuten auf und davon; bei meiner Ankunft im Dorfe war dieses vollständig leer — nicht ein Huhn war zurückgeblieben. Wir hatten an diesem Tage einen starken Marsch gemacht und ich sah meinen Leuten an, dass sie notwendig der Ruhe bedurften; deshalb befahl ich — obgleich es erst 3 Uhr nachmittags war —, hier das Nachtlager aufzuschlagen. Da von Bulongungu nach Moukoumbi nur mehr ein etwa vierstündiger Marsch zurückzulegen ist, so beauftragte ich den nächsten Morgen Herrn Kasmann, die Karawane dorthin zu führen; als Begleitung gab ich ihm einen der ortskundigen Sansibariten mit und fünf meiner besten Houssas, während ich einstweilen mit dem Reste der Mannschaft zurückblieb — denn ich hatte mit meinem Häuptling noch ein Hühnchen zu rupfen.

Kapitän Hanssens hatte mich beauftragt, den Burschen — wenn ich dessen habhaft werden könnte — wegen seiner Umtriebe und Wortbrüchigkeit festzunehmen und auf seine Verantwortung hin als Gefangenen nach Manyanga zu schicken. Ich liess den Kerl durch meine ortskundigen Sansibariten im Busch aufsuchen und ihm sagen, dass ich ihn sprechen wolle, und dass er zu diesem Zweck mit seinen Leuten ins Dorf zurückkommen müsse, dass ich ihm 24 Stunden Bedenkzeit gäbe, und er bei Befolgung meines Befehles nichts zu befürchten habe, im Gegenteil jedoch sicher sein könne, dass ich sein Dorf dem Erdboden gleich machen würde, um endlich ein warnendes Beispiel zu statuieren.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Eingeborenen meiner Karawane zurück, die — nachdem sie von Herrn Kasmann ausbezahlt worden waren — sich schleunigst auf den Heimweg machten; ich begleitete sie mit einigen meiner Leute bis zur Grenze des Distrikts, um sie vor Ueberfall und Ausplünderung vonseiten des renitenten Häuptlings zu schützen. Den nächsten Morgen waren wir schon zum Abmarsch bereit, und ich wollte nur noch die festgesetzte Stunde abwarten, um meine Drohung zu verwirklichen, als ich meinen Häuptling mit ungefähr 50—60 bewaffneten Leuten ankommen sah. Ich empfahl meinen Houssas, sich für alle Fälle gefechtsbereit zu halten und postierte sie demgemäss. Als nun die Bande auf Schussweite herangekommen war, fingen die Schufte an, auf uns zu feuern; ich liess meine Houssas zwei Chargen abgeben, worauf das Gesindel unter Verlust von zehn Mann schleunigst Fersengeld gab. Ich hatte keine Lust, in dem Dickicht und in unbekanntem Terrain die Verfolgung aufzunehmen und begnügte mich deshalb damit, das Dorf gründlich zu zerstören. Ich gab zuerst Befehl die Maisfelder und Maniokpflanzungen zu vernichteu, liess dann sämtliche Fruchtbäume umhauen und endlich das ganze Dorf in Rauch aufgehen; nachdem dies geschehen war, setzten wir gegen Mittag unsern Marsch auf Moukoumbi fort. Die Strafe für den leichtsinnigen und hinterlistigen Angriff war allerdings

streng, doch wird der unbefangene Beurteiler mein Vorgehen in milderem Lichte betrachten, wenn er bedenken will, dass zwei Jahre der Güte und des versöhnlichen Auftretens vollkommen fruchtlos geblieben waren, und dass man wilden Völkerstämmen nur durch Energie und Beweis der Stärke imponiert. Die Folge hat gelehrt, dass meine Anschauung vollkommen richtig war, denn der wilde Häuptling wurde zahm und ist später einer der Vernünftigsten und Friedfertigsten geworden, während die Häuptlinge der umliegenden Ortschaften — durch das Exempel gewarnt — uns freiwillig ihre Unterwerfung und Freundschaft anboten.

In Moukoumbi angelangt, fand ich daselbst Herrn Kasmann installiert in zwei geräumigen Hütten, die uns von den dort residierenden beiden Häuptlingen in provisorischer Weise bereitwilligst zur Verfügung gestellt waren. Den nächsten Tag überliess ich den Leuten, um ihre Waffen und Kleider wieder in Ordnung zu bringen, während ich selbst mit fünf Häuptlingen Unterhandlungen pflog und Geschenke unter sie verteilte, die sie mir durch Uebersendung von Ziegen, Hühnern und Palmwein erwiederten. Nachmittags ging ich mit Kasmann und eben diesen fünf Häuptlingen auf die Suche nach einem geeigneten Platz zur Gründung einer Station. Der war bald gefunden und entsprach in allem den Bedürfnissen; auch die Häuptlinge waren mit unserer Wahl einverstanden, sodass keine weiteren Palabers mehr nötig waren.

Den folgenden Tag begannen die erforderlichen Arbeiten zur Errichtung der Station unter Aufsicht des Herrn Kasmann; ich war damit beschäftigt meinen Rapport zu schreiben, mein Tagebuch einzutragen und den Ausweis über die Ausgaben während der Reise in Ordnung zu bringen. Ich nahm auch von der Umgebung, so gut es eben ohne Instrumente gehen wollte, ein Croquis auf, um es meinem Rapporte beizufügen.

So vergingen einige Tage ohne bemerkenswertes Vorkommnis, als plötzlich am 22. Februar abends nach Sonnenuntergang der Sansibarit John Henry, der mir für die

Folge als Dolmetsch dienen sollte und nebst den beiden Houssas, die sich am Tage des Abmarsches von Manyanga krank gemeldet hatten, nachgeschickt worden war, blutüberströmt ankam und meldete, dass sie vor zwei Tagen von den Eingeborenen überfallen und ausgeraubt wären, dass er sich nur mit Mühe und Not hätte retten können, während die beiden Houssas getötet worden seien. Er selbst befand sich in einem hoffnungslosen Zustande, indem er zwei fürchterliche Messerhiebe über den Kopf davongetragen hatte und ein Schuss in der linken Schläfe stak. Selbstverständlich war, da er ohne jeglichen Verband herumgelaufen war, starker Blutverlust eingetreteu. Ich befahl meiner Mannschaft sofort, sich für den frühesten Morgen marschbereit zu halten; ich wollte so wie so an einem der nächsten Tage nach Manyanga zurückkehren, um eine zweite Karawane zu arrangieren, und so benutzte ich diese Gelegenheit, um sofort aufzubrechen, natürlich mit dem Vorsatz, dem Gesindel eine tüchtige Lektion zu geben. Ich liess Herrn Kasmann mit den acht besten Leuten, die ich ihn selbst auswählen liess, und dem grössten Teil der Munition in Moukoumbi zurück und machte mich mit den übrigen 15 Mann und 30 Patronen aufs Gewehr auf den Weg.

Hier sei nun bemerkt, dass mir der Vorwurf gemacht wurde, es sei sehr gefährlich gewesen, Kasmann mit einer Bedeckung von nur acht Mann in Moukoumbi zu lassen; als ich aber drei Wochen später abberufen wurde und von Stanley den Befehl erhielt, ihn mit zehn Mann dort zu lassen, da war keine Gefahr mehr dabei; natürlich, es war ja Stanley, der so entschieden hatte. Nun möchte ich aber fragen, welche Anzahl ich hätte mit mir nehmen sollen, um mich mit ungefähr 500 mit Feuerwaffen ausgerüsteten Wilden herumzubalgen?

Ich schlug am 23. abends, nachdem wir den ganzen Tag in erdrückender Hitze marschiert waren, mein Lager in einer Entfernung von etwa zwei Stunden von dem Platze auf, wo das Raubattentat vollführt worden war; somit war

ich den nächsten Morgen schon vor Sonnenaufgang in unmittelbarer Nähe der Dörfer angelangt, deren Einwohner zu züchtigen ich mir vorgenommen hatte. Ich war damals noch naiv genug zu glauben, dass ich sie durch mein schnelles Erscheinen überraschen könnte; doch wurde ich sehr bald gewahr, dass wir erwartet wurden, und alle Vorbereitungen zu einem möglichst warmen Empfang getroffen waren. Ich erwartete also den Aufgang der Sonne, und mit dem ersten Strahl, der durch die Wolken brach, liess ich das Feuer auf die feindliche Stellung eröffnen. Der erste Schuss, der von unserer Seite fiel, war das Signal zu einem Heidenlärm auf der feindlichen Linie; man antwortete uns mit ganzen Salven, die aus Ursache der grossen Enfernung natürlich gar keinen Erfolg haben konnten, bei meinen Leuten nur Gelächter hervorriefen und mir den Eindruck machten, als sollten es Freudenschüsse sein. An allen Ecken und Enden tönten nunmehr Horn- und Trommel-Signale, begleitet von einem kanibalischen Geschrei der Wilden und alle Anhöhen ringsumher wimmelten von diesen schwarzen Kerlen. Ich war mir sehr bald darüber klar, dass es nicht möglich sei, mit meinen 15 Mann einen Offensivkampf aufzunehmen und dass es für diesmal mit der Bestrafung schlecht bestellt sei; ich hatte genug zu thun, mir den Feind vom Leibe zu halten und fasste den Entschluss, mich nach Manyanga durchzuschlagen, um mir dort Verstärkung zu holen. Ich hatte hierfür verschiedene Gründe: in Moukoumbi war keine Hilfe zu erhoffen, nicht einmal Munition genug; die Mundvorräte waren dort auch sehr spärlich; jede von Manyanga abgesandte Karawane hätte Gefahr laufen müssen, abgefangen und massakriert zu werden; mein Rückzug würde gleichbedeutend mit einem Siege des Feindes gewesen sein und beide Stationen, Moukoumbi und Philippeville in die schlimmste Gefahr gebracht haben. Es war in dem Falle gar nicht notwendig, lange zu überlegen; es gab nur den einen Ausweg aus der Kalamität, in die die ganze Linie Manyanga-Niadi durch Stanleys Böswilligkeit und Rechthaberei gekommen war.

Trotz meiner fortwährenden Mahnungen, die Munition so viel wie möglich zu sparen, hatten sich meine Leute um 8 Uhr bereits so verschossen, dass keiner mehr als 5 Patronen hatte und dabei war dem Feinde kaum ein merkbarer Schaden zugefügt worden. Ich liess nun von seiten meiner Leute das Feuer ganz einstellen und gab aus meinem Gewehr hie und da einen Schuss ab, der seinen Zweck besser erreichte und jedesmal von einem heillosen Gebrüll begleitet wurde. Trotzdem rückte der Feind immer näher heran und drohte uns auch auch in den Rücken zu kommen. Viele Hunde sind des Hasen Tod; um mir Luft zu verschaffen, war ich zweimal genötigt, mit dem Bajonett vorzugehen. Hierbei bewährten sich meine Houssas vortrefflich, wie ich von dem Tage an überhaupt mehr Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit bekam. Die Eingeborenen bewiesen mir heute zum erstenmal, dass sie trotz ihrer Naivität die Kunst des Kriegführens auf ihrem heimatlichen Boden prächtig verstehen; wenn sie auch zu unserem Glück nicht Meister ihrer Feuerwaffen sind, so wissen sie jedenfalls die Schwierigkeiten des Terrains ganz besonders auszunutzen. Von 8 Uhr an hatten wir bereits eine Hitze zum Ersticken, Wasser war auch nicht in der Nähe, dabei ging es fortwährend bergauf, bergab und teilweise zwischen 15 Fuss hohen Gräsern hindurch. Endlich gegen 12 Uhr zog sich der Feind zurück und stellte sein Feuer schliesslich ganz ein. Wir hielten am Kampfplatze unser Mittagmahl, darauf Siesta und setzten dann unsern Marsch in der Richtung nach Manyanga fort. Es war aber auch die höchste Zeit, dass es so kam, denn meine Leute hatten zusammen kaum noch 30 Patronen; einer hatte meine Koffer, ein anderer das Bett weggeworfen, was mir gerade keine Freude bereitete; alle waren verwundet, zum Glück nicht erheblich.

Am 26. Februar gegen Mittag erreichte ich Manyanga, wo ich mit Herrn Brunfaut zusammentraf, der in der Zwischenzeit von Stanley dazu bestimmt worden war, das Kommando der Linie Manyanga-Niadi zu übernehmen. Er überreichte mir nachfolgenden Brief des Kapitän Hanssens:

Léopoldville, 19. février 1884.

A Monsieur Boshart, chef de la station de Moukoumbi.

Cher Monsieur!

J'ai l'honneur de vous faire savoir que Mr. Stanley m'ayant chargé d'une mission dans le Haut-Congo, je remets, d'après ses ordres le commandemant supérieur de la ligne Manyanga-Haut-Niari, à Mr. Brunfaut. Je suis persuadé que sous la direction de votre nouveau chef, vous continuerez à déployer le zèle, l'activité et le dévouement dont, vous n'avez cessé de donner des preuves depuis votre arrivée en Afrique.

D'après les dispositions arrêtées par le chef de l'expédition, la station de Moukoumbi sera indépendante de celle de Manyanga. Vous aurez à adresser vos demandes de ravitaillement et autres concernant votre station, à votre chef de ligne, en temps opportun pour que celui-ci puisse donner à Vivi les ordres nécessaires pour l'envoi des articles demandés.

La garnison permanente de votre station comprendra quinze Sansibarites, soit onze hommes tirés de la garnison de Philippeville, les trois hommes du poste de Bulangungu et l'interprète John Henry qui a dû vous avoir été envoyé de Loutété. Cet effectif sera renforcé d'une façon intermittente par le détachement de 20 Houssas qui vous avait été primitivement attribué et qui formera à l'avenir, l'escorte de Mr. Brunfaut, quand celui-ci aura à parcourir la zône Moukoumbi-Philippeville.

Le chef de l'expédition a décidé aussi que Mr. Casman reprendrait le commandement de la station de Philippeville, en remplacement de Mr. Möller, désigné pour prendre la direction d'une des stations à fonder dans le Haut-Congo.

Vous voudrez bien informer Mr. Casman de cette nomination et inviter cet agent à se mettre à la disposition de Mr. Brunfaut.

Les caisses de vivres destinées à votre station marquées BUL ont été, comme vous le savez, dirigées par erreur sur Léopoldville. Je viens d'en retrouver huit dans les magasins

de cette dernière station. Mr. Stanley à décidé que ces caisses seraient renvoyées à Manyanga par la première caravane de natifs disponible. Pour éviter des frais inutiles, vous êtes autorisé à prendre les 5 caisses de provisions marquées DJUE qui sont en dépôt à Manyanga; le chiffre auquel vous avez droit, sera complété par 3 caisses primitivement marquées BUL et portant actuellement l'indication MOUK à la couleur bleue. Les 3 caisses vous parviendront incessament de même que 3 caisses de provisions PHIL et 2 balles d'étoffe marquées PHIL C et PHIL E.

J'écris, au nom de Mr. Stanley, à Mr. le chef de Manyanga nord pour qu'il vous remette les 5 caisses DJUE dont il est question ci-dessus.

Recevez, cher Monsieur, avec mes meilleurs voeux pour votre bonne santé et pour vos succès à Moukoumbi l'assurance de mes sentiments amicaux.

Votre dévoué

E. Hanssens.

Gleichzeitig wurde ich durch Herrn Brunfaut mündlich davon in Kenntnis gesetzt, dass Stanley mir die schon vor meinem ersten Abmarsch verlangte Verstärkung verweigerte mit der Motivierung, dass er mit 24 Mann durch ganz Afrika marschiere, überhaupt auch gar keine Mannschaften zur Verfügung ständen.

Was den ersten Punkt anbelangt, so möchte ich das dahingestellt sein lassen; wenigstens zu seiner Reise „à travers du Continent mistérieux" hat Stanley drei Weisse und 300 bis an die Zähne bewaffnete Sansibariten mitgenommen; zur famosen Befreiung Emin Paschas waren deren noch mehr aufgeboten worden. Im übrigen hat Stanley zur selben Zeit, als ich die Verstärkung verlangte, zu seiner eigenen Reise von Leopoldville nach Vivi, die viel sicherer zu machen ist, als eine Promenade in gewissen Teilen von London oder Paris, zur Deckung seiner werten Person 250 mit Snider-Gewehren ausgerüstete Sansibariten gefunden. Davon hätte

er mir gewiss 10 Mann abtreten können, ohne sich selbst zu schaden — und mehr hatte ich nicht verlangt.

Dabei muss ich noch bemerken, dass ich bis zur Stunde keine persönliche Zusammenkunft mit unserem Expeditionschef gehabt hatte, dass also keine persönliche Gehässigkeit dabei im Spiel sein konnte; Stanley war nicht meiner Person abgeneigt, sondern der Expedition, die nicht sein Werk war, sondern jenes des Kapitän Hanssens. Daher auch die Ernennung eines anderen Kommandanten für diese Linie, als den, welchen Hanssens in Vorschlag gebracht hatte.

Nachdem ich den Brief durchgelesen hatte, stellte ich mich nebst meinen Leuten zur Verfügung des Herrn Brunfaut, bemerkte ihm jedoch, dass ich zugleich mit meinem Rapport an Stanley um anderweitige Verwendung einkommen werde und dass es in seinem Interesse läge, sich sogleich um eine andere Begleitung umzusehen.

An Stanley schrieb ich denn auch, dass ich zu seiner weiteren Verfügung stände, indem ich der Ansicht sei, dass meine Thätigkeit auf der Linie Manyanga-Niadi ihr Ende gefunden haben müsse, nachdem ein anderer Kommandant ernannt worden sei; er werde wohl selbst einsehen, dass meine Stellung als Offizier mir nicht gestatte, mich dem Befehle eines kaufmännischen Agenten zu unterwerfen, und das am wenigsten in einem Lande, wo es sich fast ausschliesslich nur um kriegerische Unternehmungen handle. Ich erklärte des weiteren, dass ich zwar Herrn Brunfaut auf seiner ersten Reise begleiten würde, um ihn mit dem Lande und den Verhältnissen bekannt zu machen und um ihm in dem bevorstehenden Kampfe gegen den Distrikt Banza-Goyo beizustehen; ich wolle damit auch den Schein vermeiden, als wäre mir die Gelegenheit erwünscht gewesen, mich rückwärts durchziehen zu können; ich schloss meinen Bericht mit der Erwartung, bei meiner Rückkehr nach Manyanga dort anderweitige Befehle für mich vorzufinden.

Nachdem Herr Brunfaut sich über die Sachlage klar geworden war, erklärte er mir den folgenden Tag, dass er sich

krank fühle und deshalb vorziehe, nach Vivi zu gehen, um sich einer ärztlichen Behandlung zu unterziehen; auch habe er dadurch, dass ihm in Bolobo zweimal seine Station abgebrannt worden war, keine Kleider und keine richtige Fussbekleidung mehr und wolle sehen, sich an der Küste das Notwendigste zu beschaffen. Er wolle mir — vorläufig wenigstens — das Kommando belassen und mich zu dem Zweck mit den Instruktionen bekannt machen, die er selbst von Stanley erhalten habe und welche dahin lauteten, um jeden Preis einen Kampf zu vermeiden. Ich müsse also jedenfalls mein Ehrenwort geben, dass ich kein Mittel unversucht lassen wolle, um Moukoumbi zu erreichen, ohne einen Schuss abzufeuern. Natürlich, wenn man mich angreife, so müsse ich mich meiner Haut wehren und nach Moukoumbi müsse ich auch kommen.

Ich lud Herrn Brunfaut wiederholt ein, dies Meisterstück selbst zu versuchen; doch er wollte vermutlich seine kostbare Haut nicht zu Markte tragen, und so begab er sich den nächsten Tag auf den Weg nach Vivi. Diese Handlungsweise hat nun allerdings Herrn Brunfauts persönlichen Mut in einem bedenklichen Lichte erscheinen lassen und seine Krankheit hat bei den Mitgliedern der Expedition — Stanley an der Spitze — keine Gläubigen gefunden. Die Konsequenzen seines Gebarens jedoch haben am Congo eine peinliche Erinnerung zurückgelassen.

Unter den gegebenen Umständen hätte ich getrost mehrere Wochen in Manyanga sitzen bleiben können, um dort einen endgiltigen Entscheid Stanleys abzuwarten, und das hätten im gleichen Falle viele wahrscheinlich auch gethan. Ich wollte jedoch nicht Ursache sein, dass der Karren noch weiter in den Sumpf gefahren werden sollte, als er ohnedies schon stak, und so machte ich mich zum zweitenmal auf eigene Rechnung und Gefahr auf den Weg.

Da die erste Karawane der Eingeborenen ohne jeden Zwischenfall von Moukoumbi zurückgekehrt war, auch in den Dörfern um Manyanga von unseren Verwicklungen im Distrikte

Banza-Goyo noch nichts verlautet hatte, war es nicht allzuschwer, eine neue Karawane zu formieren. Es gelang mir in kurzer Zeit, 40 Mann zusammenzubringen. Meine Kameraden schienen weniger von Stanleys Unfehlbarkeit durchdrungen gewesen zu sein, als er selbst; denn sie boten mir freiwillig und auf ihre Verantwortung hin Verstärkungen an, die ich selbstverständlich mit Freuden acceptierte. So stellte mir Haneuse 7 Mann zur Verfügung, während mir Boulanger von seinen Leuten 9 Mann abtrat. Ich hatte somit 31 Bewaffnete, was mir genügte.

Als ich aus meinen Provisionen Munition an die Mannschaften verteilen wollte, zeigte es sich, dass sämtliche Hülsen statt aus Metall von Papier hergestellt waren und durch die lange Seereise natürlich verdorben worden waren. Das war wieder ein Meisterstück unserer englischen Lieferanten, die uns in der Weise bedienten, sich aber vom Komitee ihren Schund für gute Waare bezahlen liessen. Die Munition musste natürlich aus dem Bestande der Station Manyanga ersetzt werden. Meine Karawane zählte nunmehr 71 Mann, wovon 31 mit guten Waffen und reichlich mit Munition versehen waren.

So verliess ich denn Manyanga zum zweitenmal; diesmal aber — offen gestanden — mit schwerem Herzen; denn die Aufgabe, welche ich übernommen hatte, war ganz und gar gegen meine Natur, auch gegen den gesunden Menschenverstand und gegen alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens.

Am zweiten Tage unseres Marsches machten meine eingeborenen Träger bereits Miene zum Umkehren, und es gelang mir nur mit vieler Mühe, sie noch zusammenzuhalten. So erreichten wir gegen Abend des dritten Tages Kivounda und mussten im Laufe des folgenden Tages den letzten Kampfplatz erreichen. Ich hatte bisher so viel nur irgend thunlich war die Ortschaften vermieden, um meine Träger nicht in Berührung mit den Eingeborenen zu bringen; denn es war vorauszusehen, dass sie, wenn sie Gewissheit über die Lage der Dinge erhielten, sofort davon laufen würden. In Kivounda

jedoch musste ich aus verschiedenen Gründen bleiben: wir hatten Regen und ich musste sehen, meine Waren in Hütten unterzubringen, um sie vor dem Durchnässtwerden zu bewahren; meine Karawane war zu gross, um sich unterwegs verproviantieren zu können, ich musste erlauben, dass dies in den grossen Ortschaften geschähe; schliesslich würde ich etwas weiter auch kein Wasser mehr gefunden haben. Es wurden alle erdenklichen Vorbereitungen getroffen, um meine Leute bewachen zu können; ich liess zuletzt durch meine Houssas und Sansibariten einen Kreis bilden, in welchem die Träger sich niederlassen mussten; die ganze Nacht hindurch wurden die Feuer unterhalten; dennoch war des Morgens kein einziger Eingeborener mehr zu sehen; sie hatten die Dunkelheit der regnerischen Nacht benutzt, um durchzuschleichen und davonzulaufen. Die Durchgebrannten einzuholen, daran war nicht zu denken, weshalb ich versuchte, unter den Bewohnern der umliegenden Ortschaften Träger anzuwerben; auch diese Mühe war umsonst. Man hatte Furcht; die Häuptlinge, mit denen wir auf dem besten Fusse standen, sagten mir auch, dass man uns ganz bestimmt den Durchgang streitig machen würde, dass unsere Widersacher sich gesammelt hätten, und dass gewiss gegen 2000 Mann auf den Beinen seien, um uns zu bekämpfen. Vor dieser Streitmacht hatte ich nun gerade keine Furcht, ebensowenig nahm ich die Erzählungen alle als bare Münze; aber Träger konnte ich doch nicht bekommen. Es blieb kein anderer Ausweg, als eine neue Karawane aus Manyanga zu holen.

Obwohl nun der Häuptling von Kivounda uns stets freundlich gesinnt war und selbst der „Mganga“ (Zauberer) — er wusste wohl, warum — uns ein günstiges Prognostikon stellte, so zog ich doch vor, meine Leute aus dem Dorfe zurückzuziehen. Ich liess sie in der Nähe des Wassers ein Lager beziehen, ringsherum einen Graben auswerfen und einen Verhau anlegen; der Wall wurde durch unsere wasserdicht verpackten Lasten verstärkt, während die übrigen in meinem Zelte aufgestapelt wurden. Nachdem ich meine Leute noch

für 14 Tage verproviantiert hatte und ihnen streng untersagt war, das Lager zu verlassen, ging ich nur von einem Mann begleitet nach Manyanga zurück. Da ich die ganze Nacht hindurch marschiert war, erreichte ich die Station schon am anderen Tage; es war der 9. März. In der Zwischenzeit war aber durch die zurückgekehrten Ausreisser die schauerlichste Mähr verbreitet worden, so dass es mir nur durch Anwendung von Gewalt gelang, eine neue Karawane zu formieren. Ich hatte den Häuptlingen gedroht, ihre Dörfer niederzubrennen, wenn sie mir nicht binnen 24 Stunden genügende Mannschaften zur Verfügung stellen würden; gleichzeitig versprach ich ihnen aber auch sehr gute Bezahlung, wenn sie meiner Aufforderung Folge leisten würden. Auf diese Weise gelang es mir, am 11. März zum drittenmal und zwar mit einer Karawane von 100 Mann aufzubrechen, nachdem ich noch zwei der Häuptlinge als Geiseln mitgenommen hatte. Am 12. März erreichte ich wieder Kivounda, wo ich das Lager in vollkommener Ordnung vorfand.

Mit dem Häuptling von Kivounda und zwei anderen aus der Nachbarschaft schloss ich einen Vertrag, dass sie mich morgen begleiten und Dienste leisten sollten zur Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses, da Stanley weder eine Bestrafung der drei aufrührerischen Dörfer, noch überhaupt Krieg wolle; für den Fall jedoch, dass wir den Durchgang mit Waffengewalt zu erzwingen genötigt wären, mussten sie sich verpflichten, unser Gepäck zu bewachen, während ich mit meinen Leuten in den Kampf zöge; zu diesem Zwecke stellte ich ihnen Pulver und Blei aus meinen Vorräten zur Verfügung. Noch denselben Abend schickte ich einen von diesen Häuptlingen nebst seinen 30 Mann und dem Zauberer als Parlamentär nach Banza-Goyo ab. Sie hatten die Aufgabe, dort unsere Ankunft für morgen anzukündigen und die Vorbereitungen zu dem Palaber zu treffen. Die Uebrigen behielt ich in meinem Lager zurück, um mit dem frühesten Morgen aufbrechen zu können. Ich übernahm mit 25 meiner Leute, und indem ich die Geiseln und den Karawanenführer

mit mir führte, die Vorhut; darauf folgten die Träger, eskortiert von 6 Mann meiner Houssas und den beiden zurückgebliebenen Häuptlingen und ihren 60 Leuten. Es bestand nun die ganze Karawane aus 229 Mann, wovon gestern 32 vorausgegangen waren, während die übrigen 197 mit mir marschierten; das ist für die dortigen Verhältnisse eine ganz ansehnliche Macht, und sie scheint auch imponiert zu haben, denn unsere angeblich so siegessicheren Feinde zeigten sich zu Friedensverhandlungen viel geneigter, als man nach dem Vorhergegangenen erwarten konnte. Vielleicht waren sie auch durch die Verluste des letzten Gefechtes etwas mürbe geworden; die Zahl ihrer Gefallenen war ja nie festzustellen, Verwundete sahen wir gegen 20, als wir den nächsten Tag das eine Dorf passierten.

Eine halbe Stunde bevor ich Banza-Goyo erreichte, sah ich jenseits auch eine Karawane von der Höhe herabziehen; da dieselbe unsere Flagge führte, die Mannschaften der Kleidung nach zu urteilen Sansibariten sein mussten, so konnte kein Zweifel darüber herrschen, dass es ein Weisser war, der mir den Gefallen that, gerade zur rechten Zeit zu erscheinen. Ich konnte mir zwar nicht denken, woher er kommen sollte; doch er war da — die Thatsache war nicht zu verkennen.

Als wir eine Stunde später in Banza-Goyo zusammentrafen, erfuhr ich, dass es Leutnant Möller war, der seine Station Philippeville unter Zurücklassung eines Postens von 5 Mann ohne Befehl verlassen hatte, um sich in Manyanga zu erkundigen, ob die Expedition noch fortbestehe. Mit seiner Handlungsweise konnte ich mich von meinem Standpunkte als deutscher Offizier nicht einverstanden erklären; doch, da es einmal geschehen und nicht mehr zu ändern war, so kam er mir heute gerade recht; ein Weisser mit 15 Sansibariten ist immer eine ansehnliche Verstärkung. Das mochten auch unsere Widersacher einsehen, denn sie waren jetzt sofort zu Unterhandlungen bereit, um so mehr, als sie natürlich glauben mussten, dass wir uns hier zusammen bestellt hätten. Ich liess ihnen vor allem bekannt machen, dass ich mich auf

weitere Unterhandlungen erst dann einliesse, wenn man mir vorher aushändige, was man gestohlen habe, d. h. eine Kiste mit Medikamenten, die Post, die drei Gewehre nebst Patronentaschen und Munition, welche man den Massakrierten abgenommen habe, und endlich mein Bett, das im letzten Gefecht verloren gegangen war. Nachdem sie während einer halben Stunde beratschlagt hatten, was zu thun sei, waren sie entschlossen, meinem Verlangen zu willfahren, und als die Sachen herbeigeschafft waren, begann das Palaber, wie gewöhnlich in Afrika, mit der Zirkulation der Schnapsflasche und „Motte, motte!"

Ich suchte ihnen nun den Auftrag Stanleys zu erklären; ich sagte ihnen, dass ich persönlich sehr schlecht auf sie zu sprechen sei und den Krieg vorzöge, dass ich eben auf höheren Befehl handle, wenn ich ihnen Friedensvorschläge mache; ich lud sie schliesslich ein, etwas Vernunft anzunehmen und die Sache ernstlich zu betrachten, da ich sonst gezwungen sei, trotz Stanleys Friedensliebe Gewalt anzuwenden, und dass ich in dem Falle nicht allein die drei schuldigen Dörfer, sondern den ganzen Distrikt Banza-Goyo in eine Wüste umwandeln würde, wie das jenseits Moukoumbi auf der Route nach Kimbedi durch Kapitän Hanssens bereits geschehen sei. Ich forderte sie auf, sich meine Mannschaften zu besehen und sich zu überzeugen, dass ich auch die Macht besitze, meine Drohung auszuführen. Entgegen ihren sonstigen Gepflogenheiten, die Verhandlungen auf einige Tage auszudehnen, waren sie diesmal schnell entschlossen, und schon eine Stunde nachdem sie sich zur Beratung zurückgezogen hatten, fragten sie an, welches meine Bedingungen seien. Ich erwiederte darauf, dass ich — wie das Landessitte sei — für meine getöteten Leute Bezahlung fordere, dass ich aber die Ausmessung der zu zahlenden Strafe den bei dem Attentate nicht beteiligten Häuptlingen überlassen wolle; dieser Passus wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ferner müsse ein Vertrag abgeschlossen werden, wonach in Zukunft allen unter dem Schutze der Association reisenden Karawanen freier und un-

belästigter Durchzug gestattet würde; ich erklärte mich dagegen bereit, monatlich eine kleine Zahlung zu machen, welche sie unter sich zu verteilen hätten. Auch diese meine Vorschläge wurden auffallend schnell angenommen, so dass ich bereits anfing, hinter dieser anscheinenden Bereitwilligkeit eine vorborgene Gaunerei zu wittern. Als Bezahlung für die zwei getöteten Houssas wurden mir per Kopf drei Stück Ziegen und 12 Hühner angeboten; da ich mich dem Schiedsspruche der Häuptlinge freiwillig unterworfen hatte, auch vorauszusehen war, dass durch längere Verhandlungen nicht mehr erreicht würde und weil ich schliesslich fand, dass das Angebot Ersatz genug sei für zwei feige Schufte, die sich massakrieren liessen, ohne nur einen einzigen Schuss abgegeben zu haben, so wurde der Handel abgeschlossen. Allein meine Houssas waren darüber übeln Humors, denn sie hatten sich auf den bevorstehenden Kampf, d. h. hauptsächlich auf die damit verbundene Plünderung gefreut; als ich ihnen aber ein paar Ziegen überliess, waren auch sie zufrieden gestellt. Um unsere neue Freundschaft zu beweisen, sollte ich für die nächste Nacht mein Lager in einem dieser Dörfer aufschlagen; das gefiel mir nun ganz und gar nicht; ich wollte aber nicht merken lassen, dass ich Verdacht schöpfte, und nahm deshalb die Einladung an, unter der Bedingung, dass man für meine Leute die nötigen Nahrungsmittel herbeischaffe.

Da ich für Leutnant Möller ohnedies sein Abberufungsschreiben bei mir hatte nebst dem Befehl, ihn in Philippeville durch Kasmann zu ersetzen, so liess ich ihn seinen Weg nach Manyanga fortsetzen mit dem Auftrage, mir sofort nach Ankunft daselbst seine Leute nachzuschicken. Ich fasste noch kurz meine Erlebnisse und Erfolge der letzten Tage in einem Rapport an Stanley zusammen und übergab denselben Herrn Möller mit der Bitte, meine Ausführungen durch persönliche Mitteilung zu ergänzen, da er ja Zeuge gewesen war.

Stanleys Wille war geschehen; das Resultat meiner friedlichen Bemühungen war grösser, als man selbst bei den kühnsten Hoffnungen zu erwarten berechtigt war. Die

Häuptlinge, welche die Vermittlerrolle übernommen und so gut durchgeführt hatten, wurden entlassen, nachdem sie für ihre Dienste reichlich belohnt worden waren. Ich bezog dann mein Nachtlager, selbstverständlich unter Anwendung aller erdenklichen Vorsichtsmassregeln, jedoch so, dass kein Misstrauen durchblickte. Meine Befürchtungen erwiesen sich aber als ungerechtfertigt; mit der Freundschaft war es Ernst.

In einem der Dörfer fand ich als Zierde auf zwei Pfählen aufgepflanzt die Köpfe meiner Houssas; ich liess sie natürlich abnehmen und begraben. Was aus dem übrigen Körper geworden ist, konnte ich nie in Erfahrung bringen; es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass sie verspeist wurden.

Zwei Tage später hatte ich Moukoumbi wieder erreicht, wo ich alles in Ordnung fand; der Bau der neuen Station war bereits ziemlich weit vorgeschritten, und während meiner Abwesenheit hatte sich nichts Bemerkenswertes zugetragen. Nach einigen Tagen kamen auch die Leute zurück, die Möller nach Manyanga begleitet hatten, und überbrachten mir einen neuen Brief Stanleys, datiert Léopoldville, 12. März 1884.

In diesem Schreiben teilte mir Stanley mit, dass er infolge der fortgesetzt feindlichen Haltung der Eingeborenen auf der Linie Manyanga-Niadi diese ganze Expedition auflösen wolle; er beauftragte mich, zuerst nach Philippeville zu marschieren und die dortige Station aufzuheben; dann sollte ich auch Moukoumbi wieder eingehen lassen und mit dem sämtlichen vorhandenen Material nach Manyanga zurückkehren.

Die in Stanleys Briefe enthaltenen Befehle waren insofern nicht buchstäblich auszuführen, als Leutnant Möller bereits zurückgekehrt war, ohne den diesbezüglichen Befehl abzuwarten. Ich musste also aus eigener Machtvollkommenheit andere Dispositionen treffen, um wenigstens dem Sinne nach Stanleys Idee durchzuführen. In Moukoumbi versperrte ich alles zur Station gehörige Material und liess 5 Mann zur Bewachung zurück; die übrigen 49 Mann — meine Leute waren jetzt durch die Sansibariten des Leutnant Möller verstärkt

worden — nahm ich nebst Kasmann mit mir nach Kimbedi resp. Philippeville, um den dort zurückgebliebenen Posten abzulösen und das noch dort befindliche Material zurückzutransportieren.

Ich hatte in den Tagen Gegenden zu durchreisen, von denen mir Kapitän Hanssens sagte, dass ich nie ohne eine Eskorte von wenigstens 40 Mann gehen solle; es setzte da stets Kämpfe ab, und auch Möller war bei seinem letzten Durchmarsche wieder angegriffen worden und hatte Mühe genug gehabt, sich durchzuschlagen. Wir sahen zu verschiedenen Malen bewaffnete und kampfbereite Horden, doch kam es nicht zum Gefecht, sei es, dass ihnen unsere Stärke imponierte, sei es, dass sie im Kampfe mit Möller bedeutende Verluste erlitten hatten, die sie etwas herabstimmten. Für die wahrscheinlichste Ursache dieser relativen Friedfertigkeit hielt ich, dass sie sahen, wie meine Leute ohne Gepäck marschierten und somit für sie im besten Falle nichts zu holen gewesen wäre, als einige blaue Bohnen zwischen die Rippen. Wir kamen ohne Hindernis nach fünftägigem Marsche zur Station Philippeville. Das vorhandene Gerät war bald verpackt; die lebendigen Vorräte waren zum grössten Teil während der Abwesenheit Möllers verzehrt worden — wie gewöhnlich, nach Aussage der Leute, von Tigern und Schlangen, ohne dass es der tapferen Mannschaft gelungen wäre, eines der Tiere zu erlegen — und so war ich bereits nach zwei Tagen fertig zum Rückmarsch.

Im Momente des Aufbruchs resp. bei Verteilung des Gepäcks kam es zu Widersetzlichkeiten von seiten der Sansibariten, die darüber erzürnt waren, dass die Houssas mit den leichteren Lasten bedacht wurden. Es drohte zu einer Revolte zu kommen, die ich aber mit Hilfe meiner Houssas sehr rasch unterdrückte, den Rädelsführer barbarisch durchhauen liess und dann zwang, eine doppelte Last zu tragen.

Es ist in jenen Ländern gebräuchlich, eine Station niederzubrennen, wenn man durch irgendwelche Verhältnisse zu

ihrer Aufgabe gezwungen wird. Das habe ich in dem gegebenen Falle nicht gethan; Philippeville ist reizend gelegen, die Station selbst allerliebst, und Möller hatte in letzter Zeit mit vieler Sorgfalt und Mühe ein neues, grosses und solides Haus aufgebaut, so dass ich das Etablissement schonen wollte. Ich sperrte Haus und Magazine ab, übergab die Schlüssel dazu dem Häuptling von Kimbedi, den ich dafür verantwortlich machte, dass die Station intakt bliebe, da demnächst ein anderer Weisser hierher käme, wie ich ihm sagte. Ich hatte mir vorgenommen, Stanley in meinem nächsten Rapport den Vorschlag zu machen, man solle Philippeville der Quillou-Expedition einverleiben; es sei schade, dieselbe ganz aufzugeben. Wie man weiter unten sehen wird, hatte ich so vollkommen richtig gehandelt. Würde ich Stanleys Befehl buchstäblich vollzogen haben, so hätte ich die verlassene Station niederbrennen müssen und würde mir dadurch gewiss unseres Chefs grösste Unzufriedenheit erworben haben; denn er hatte sich in der Zwischenzeit schon wieder eines besseren besonnen; es war bereits Contreordre gegeben worden, die mir durch Herrn Lehrmann in Eilmärschen überbracht werden sollte. Da ich aber gewöhnlich rascher marschierte, als meine Herren Kollegen, so wäre er genau um drei Tage zu spät gekommen; denn ich war nur mehr einen starken Tagemarsch von Moukoumbi entfernt, als ich mit ihm zusammen traf, unter Umständen, die noch weit interessanter waren, als meine Begegnung mit Möller im Distrikt Banza-Goyo.

Schon seit zwei Tagen hatten wir bald links, bald rechts von unserer Marschroute verdächtige Trupps Schwarzer erspäht, die sich immer mehr anhäuften. Ich wusste nun wohl, das bald ein Tanz losgehen würde; ich war mir auch so ziemlich darüber klar, wo die Geschichte beginnen sollte, nur wusste ich nicht, wie ich bei meiner Unkenntnis des Terrains die Schwierigkeiten vermeiden sollte. Ich wollte unnützem Blutvergiessen ausweichen; aber auch meine Leute, von denen einige schon mit Kapitän Hanssens diese Gegenden durchstreift hatten, wussten keinen Rat, weshalb ich beschloss, unverdrossen

den uns bekannten Weg zu verfolgen. Wir hatten, als es schon gegen Abend ging, eine stark bewaldete und reich bewässerte Schlucht zu passieren, und hier war auch zunächst ein Angriff zu erwarten. Der Flussübergang im Grunde der tiefen Schlucht musste uns mit dem vielen Gepäck besonders beschwerlich fallen, und dieser Moment, vom Feinde geschickt benutzt, hätte für unsere Karawane leicht zur verhängnisvollen Katastrophe führen können. Um nun unsere Widersacher zu täuschen, liess ich auf den diesseitigen Höhen des Abgrundes, ganz am Rande des Abstiegs Halt machen, befahl die Zelte aufzuschlagen und grosse Feuer anzuzünden; auf diese Weise musste bei dem Feinde der Glaube erweckt werden, dass wir hier nächtigen und erst bei Tagesanbruch den Uebergang wagen wollten. Nächtliche Angriffe sind in diesen Gegenden nicht gebräuchlich, wären gewiss auch zwecklos. Doch nach Eintritt der Dunkelheit verliess ich mit der Hälfte meiner Mannschaft — wir waren jetzt im ganzen 56 — das Lager, um im Schutze der Nacht die jenseitigen Höhen zu gewinnen. Kasmann war mit der zweiten Hälfte im Lager zurückgeblieben, um die Feuer tüchtig zu schüren; er sollte erst nachkommen, wenn er die Meldung erhielte, dass ich drüben festen Fuss gefasst hätte. Nach Mitternacht war auch er mit seinen Leuten wieder bei mir; die Kriegslist war gelungen und somit die Hauptgefahr überstanden; drüben flackerten noch lustig die verlassenen Wachtfeuer.

Kasmann übernahm nunmehr die Beobachtung des feindlichen Lagers, während ich mit meinen Leuten den Versuch unternahm, unbemerkt den rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Auch dies Manöver gelang nach Wunsch; unsere Gegner mögen nicht wenig überrascht gewesen sein, uns morgens unmittelbar und kampfbereit vor sich zu sehen. Schrecken malte sich in ihren Zügen, und diesen Moment wollte ich benutzen, um freien Abzug zu erhalten. Da wir in diese Gegenden nicht wieder kommen sollten, was lag daran? Stanley wollte keinen Krieg! Doch ich ging fehl! Die Panik war schnell überwunden, und alles griff zu den

Waffen. Nun entstand ein Kampf, wie er sich eben nur unter Wilden entspinnen kann. Von beiden Seiten wurde der Versuch gemacht, das hohe Gras in Brand zu stecken; es gelang jedoch wegen der grossen Feuchtigkeit des Morgens nur teilweise, und dabei war der Vorteil auf unserer Seite. Ich hatte einige Raketen zur Verfügung, die ich von Zeit zu Zeit durchs Gras zischen liess und die auch den beabsichtigten Zweck, Verwirrung unter dem Feinde anzurichten, erreichten. So hatte das Gefecht ungefähr vier Stunden getobt, von Dorf zu Dorf, der Feind hatte starke Verluste erlitten und war bedeutend in einer Bewegung nach rückwärts begriffen, als auch von dort her Hornsignale ertönten; bald darauf ertönten auch Schüsse, an deren kurzem und scharfem Knall man deutlich hören konnte, dass sie aus Hinterladegewehren abgegeben waren. Es war Lehrmann, der mir entgegenkam, und als er unsere blaue Flagge wehen sah, thatkräftig an unserem Gefechte teilnahm. Meine wilde Bande von Houssas und Sansibariten war jetzt gar nicht mehr zu zügeln, und so endete nach einer weiteren halben Stunde das Gemetzel mit der gänzlichen Vernichtung des Feindes. Zu meinem Bedauern wurden auch Weiber und Kinder nicht mehr geschont, doch ich konnte nicht hindernd eingreifen; die wilde Mordlust der schwarzen Rasse war entfesselt und nicht mehr aufzuhalten.

Wir schlugen für heute unser Lager auf dem Schlachtfelde auf, und da Lehrmann noch einige Flaschen eines angenehmen Nass mit sich führte, so machten wir uns einen guten Tag. Wir sassen schon mehrere Stunden beisammen und unterhielten uns über die Ereignisse in englischer Sprache, die nebenbei bemerkt keiner von uns dreien geläufig beherrschte, bis sich gelegentlich herausstellte, das Lehrmann ein Oesterreicher war. Als ich ihn darauf auf gut Deutsch fragte, ob wir denn nicht lieber unsere deutsche Muttersprache zur Unterhaltung benutzen wollten, da sah er mich zuerst ganz verblüfft an. Das hatte er nicht erwartet!

Aber schön war es doch!

Stanleys neuer Brief, den er von Manyanga aus geschrieben hatte, stiess alle früher gegebenen Befehle wieder um. Lehrmann sollte die Station Philippeville wieder besetzen, Kasmann in Moukoumbi bleiben und ich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Stanley nach Vivi reisen. Zu dieser Entschliessung wurde er — wie er schrieb — veranlasst teils durch meine Rapporte, teils durch die Mitteilungen von Spencer Burns, Möller und Lehrmann. Letzterer war sehr erfreut zu vernehmen, dass die Station noch existiere. Ich hatte weiter nichts zu thun, als ihm 15 meiner Leute abzutreten und die Ballen und Kisten wieder zu übergeben, die wir umsonst bis hierher geschleppt hatten.

Meinen Leuten wollte ich noch einen Rasttag gewähren, denn ich hatte mehrere Verwundete, die der Ruhe bedurften; aber ich zog vor, das Lager wenigstens eine Stunde weiter zu verlegen, da die Kadaver der Gefallenen bereits anfingen, einen bestialischen Geruch zu verbreiten.

In Moukoumbi blieb Kasmann zurück mit 10 Mann; laut Befehl Stanleys war es ja jetzt nicht mehr gefährlich. Mit dem Rest meiner Mannschaft marschierte ich nach Manyanga, um von dort die Reise nach Vivi anzutreten.

Drittes Kapitel.

Meine erste Zusammenkunft mit Stanley. — Das Sanatorium in M'Boma. — Missliche Zustände daselbst. — Unliebsame Vorkommnisse im Sanatorium. — Einmischung eines portugiesischen Kriegsschiffes. — Auseinandersetzung mit dessen Kommandanten. — Ein Ultimatum. — Abfahrt der Korvette. — Ankunft und Rückkehr des Colonel Pollock. — Dr. Allart. — Ende meiner Thätigkeit und Heimreise.

Bei meiner Rückkehr nach Manyanga fand ich dort unliebsame Veränderungen vor. Der Divisonschef Leutnant Haneuse hatte Differenzen mit Kapitän Soilez gehabt und infolge unbefriedigender Schlichtung der Angelegenheit durch

Stanley seinen Abschied genommen. Er war auf der Rückkehr nach Europa begriffen und in Manyanga durch Leutnant Dannfeldt — einen Schweden, der erst seit ein paar Monaten in der Expedition war — ersetzt worden.

Nachdem ich den Rest meiner Mannschaften dem neuen Stationskommandanten übergeben hatte, machte ich mich — laut Befehl Stanleys — schleunigst auf den Weg nach Vivi, wo ich zum erstenmal die persönliche Bekanntschaft unseres Expeditionschefs machen sollte. Bei meiner Ankunft in Vivi war Stanley etwas unwohl und empfing deshalb niemand; ich bummelte bereits ein paar Tage missvergnügt in der Station herum, mir selbst und anderen zur Last, als ich eines Morgens den Befehl erhielt, zur Audienz zu kommen. Obwohl mir nun Stanley bei dieser Gelegenheit im grossen und ganzen seine volle Zufriedenheit über mein bisheriges Wirken in der Expedition aussprach, so fanden wir doch beide aneinander keinen Gefallen. Stanley liebt es nicht, wenn man sich herausnimmt, seine Meinung offen und ehrlich zu sagen; er liebt es nicht, dass man es wagt, anderer Meinung zu sein als er, oder eben überhaupt eine Meinung zu haben; er hält sich wohl für unfehlbar. Auf mich dagegen — der ich sein Wesen, sein Thun und Treiben nur zu genau kenne — haben seine muckerischen Gesten und scheinheiligen Phrasen den peinlichsten, widerwärtigsten Eindruck gemacht; so hat unsere erste persönliche Zusammenkunft, auf die ich grosse Hoffnungen gesetzt hatte, den gewünschten Erfolg in keiner Weise gehabt.

Es war von niemand zu verkennen, dass ich durch die forcierten Märsche der letzten Monate, durch die fortgesetzten Strapazen, ungenügende Nahrung und andauernde Aufregungen abgemattet und der Ruhe bedürftig in Vivi ankam. Nachdem ich noch in M'Pozzo, gegenüber von Vivi, die Bücher in Ordnung gebracht und einige Karawanen nach dem Innern zusammengestellt hatte, wurde ich von Colonel Sir Francis de Winton, der unterdessen das Kommando der Expedition übernommen hatte, ins Sanatorium nach M'Boma geschickt — zur Erholung.

Sanatorium! Eine derartige Humanitätsanstalt für die Mitglieder der Gesellschaft zu errichten, das war eine Idee, die dem menschenfreundlichen Gemüt des Doktor Allart entsprungen ist und lange Zeit hindurch weder beim Komitee, noch bei Stanley Anklang finden wollte. Endlich nach jahrelangen Bemühungen und nachdem die Sterblickeit unter den Weissen trotz der Behauptung Stanleys, dass der Congo ja gar nicht ungesund sei, nicht abnehmen wollte, gelang es Doktor Allart, auch andere für seine Idee zu interessieren, und man hatte sich entschlossen, ein Sanatorium aufzustellen. Die Art und Weise jedoch, in der es geschehen ist, lässt nicht nur manches oder vieles zu wünschen übrig, sondern — alles! Daran trägt auch Doktor Allart einen Teil der Schuld; es ist lediglich sein Werk, dass die Anstalt da steht, wo sie eben steht, und schon deshalb dem Zweck nicht entspricht. Wenn allgemein und wahrscheinlich mit Recht angenommen wird, dass hauptsächlich die Sümpfe Ursache sind von den häufigen und gefährlichen Fiebererscheinungen des äquatorialen Afrika, so war es jedenfalls nicht ratsam, das Sanatorium in oder bei M'Boma zu errichten, das, seitdem Weisse die Westküste Afrikas bewohnen, stets in dem Rufe stand, einer der ungesundesten Orte zu sein, und dass man sich bemühte, auch hier noch den möglichst ungünstigen Platz auszusuchen. Hinter den Wohnungen der dortigen europäischen Handelsniederlassungen liegen grosse Sümpfe; inmitten dieser giftaushauchenden Tümpel, auf mässig grossem Hügel, bei Tag vollständig schutzlos gegen den heftigen Sonnenbrand, nachts den hier sehr starken und gesundheitsschädlichen Brisen ausgesetzt, erhebt sich eine mächige Holzbaracke — das Sanatorium.

Abgesehen davon liegt das Etablissement von M'Boma und dem Landungsplatze eine gute halbe Stunde entfernt, was bei den äusserst mangelhaft vorhandenen Mitteln den Transport der Kranken schon sehr erschwert und zu gewissen Tageszeiten sogar unmöglich macht. Der Wasserbedarf, der in einem Spital, besonders in den Tropen, gross sein

soll, muss aus dem eine Viertelstunde entfernten sogenannten „Krokodil-river“ geholt werden; dieser Fluss ist nun selbst weiter nichts als ein Sumpf, indem er fast gar kein Gefälle hat und nur stagnierendes Wasser führt. Unerklärlich ist es auch, dass weder Dr. Allart noch jemand vom Komitee auf den Einfall gekommen ist, man müsse bei einem Sanatorium auch notwendiger Weise eine Badegelegenheit schaffen und das um so mehr, wenn dieses Sanatorium im äquatorialen Afrika errichtet werden soll. Das hatte man aber ganz und gar vergessen und hat dann später bei der Anstalt eine Hütte errichtet, in der auch eine Badewanne steht, die mit den vorhandenen Mitteln täglich einmal gefüllt werden kann, und in welche sich dann Dr. Allart setzt. Andere Bewohner des Sanatoriums müssen, wenn sie sich die Wohlthat des Bades angedeihen lassen wollen, zu diesem Zwecke nach M'Boma wandern, wo bei jeder Faktorei eine ordentliche Badeeinrichtung zu finden ist; oder, was noch bequemer ist, man badet sich einfach im Krokodil-river in Gesellschaft der Krokodile.

Ein weiterer Missstand ist die fortwährende Benutzung des Sanatoriums als Hotel; die weitaus grössere Anzahl aller ankommenden und abgehenden Mitglieder der Expedition wird im Sanatorium einquartiert, wodurch häufig Unordnung und Lärm im Hause entsteht, was gewiss den Kranken nicht zum Vorteil gereicht. Zur Station M'Boma gehört nun allerdings noch eine Faktorei, die unmittelbar am Landungsplatze gelegen ist, ungeheure, meistens leere Magazine, aber keine Lokalitäten zur Unterbringung der Reisenden besitzt. Hier wäre wohl der richtige Platz dazu und mit unbedeutenden Kosten herzustellen, was man braucht; denn Leute hat die Faktorei genug, und das Material ist umsonst zu haben. Auch die Verpflegung lässt manchmal zu wünschen übrig, in der Umgegend ist wenig zu haben, und die wirklich guten Konserven, die die Anstalt besitzt, gehören nach Dr. Allart für die „grandes occasions“.

Wenn man in Brüssel nicht vorgezogen hat, zur Auf-

richtung des Gebäudes einen Sachverständigen mitzugeben, was gewiss nicht unnütz gewesen wäre, da ja auch in Vivi mehrere neue Häuser zu errichen waren, so hätte man mit dieser Arbeit doch einen der Expedition angehörigen Ingenieur-Offizier, über dessen Leistungsfähigkeit man im voraus sich klar gewesen wäre, von Anfang an damit betrauen sollen; statt dessen hat man dazu einen unreifen, grosssprecherischen Burschen beordert, der in der Folge bewiesen hat, dass er zu nichts zu gebrauchen war, der mit dem Material haarsträubend umgegangen ist und die ihm zur Verfügung gestellten Mittel in einer Weise vergeudet hat, als nähme er sie aus seinem Säckel und als habe er Millionen. So hat das Sanatorium, das in Brüssel für 22 000 Francs fix und fertig hergestellt worden war, bis zur vollendeten Aufstellung in M'Boma der Gesellschaft 100 000 Francs gekostet, und prangte bald darauf als — neue Ruine. Warum man nicht überhaupt lieber ein massives Haus in Ziegelsteinen aufgebaut hat, statt der elenden Holzbaracke, die schon nach kurzer Zeit voll von Ungeziefer war, das ist eigentlich unerfindlich, um so mehr, als gerade M'Boma ein vorzügliches Material liefert und die Steine, während der Trockenzeit fabriziert, nach drei Tagen zum Gebrauche fertig sind.

Nachdem ich ungefähr während acht Tagen der Ruhe gepflogen hatte, kam Stanley auf seiner Heimreise nach Europa in Begleitung des Colonel de Winton und einer zahlreichen Suite in M'Boma an und beehrte das Sanatorium mit seinem Besuche. Bei dieser Gelegenheit mussten die Kranken zu drei und vier und zwar auf dem Boden gebettet, in einem Lokale zusammengepfercht werden, um für die gesunden Gäste Zimmer und Betten frei zu machen.

Beide mochten wohl gesehen haben, dass mein Zustand noch nicht geeignet war, mich wieder nach dem Innern zu schicken; daher erwählte man mich am 7. Juni unter gleichzeitiger Beförderung zum Kapitän als Kommandanten von M'Boma, mit dem Wohnsitze im Sanatorium. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, das sei ein Ruheposten gewesen;

im Gegenteil, die Arbeit ging da erst recht los, doch war mir Gelegenheit geboten, den heruntergekommenen Körper durch gutes Essen und Wein wieder zu kräftigen, und, was für mich die Hauptsache war, ich hatte des Nachts wenigstens ein gutes Bett. Was mir an Arbeit bevorstand, kann nur derjenige beurteilen, welcher den Dr. Allart kennt und seinen grenzenlosen Hang zur Schlamperei. Man braucht auch nicht zu glauben, das Sanatorium sei damals schon fertig gewesen, weil es bereits bewohnt und mit Kranken angefüllt war. Als ich es übernahm, waren die Seitenwände aufgebaut; aber die Hauptsachen, die ein Haus eigentlich erst bewohnbar machen, fehlten noch. Es waren noch kein Dach, keine Treppen, keine Fenster und Thüren vorhanden; das alles sollte hergestellt werden aus dem Material, das — verschwunden war. Da war es mit dem Latein des bisherigen Erbauers des Sanatoriums, eines gewissen Loëns, von Profession Schreiner, zu Ende. Als seiner Zeit die Hölzer in M'Boma an Land gebracht wurden, liess man sie monatelang turmhoch aufgeschichtet am Strande liegen; durch heftige Regengüsse und wieder darauffolgenden Sonnenbrand waren viele der exponiertesten Teile rissig und infolgedessen unbrauchbar geworden. Wer ein Stück Holz brauchte, der holte sich seinen Bedarf von dem anscheinend herrenlosen Gut; auf diese Weise war es kein Wunder, dass der anfangs kolossale Holzstoss bis zu dem Zeitpunkte, wo man an die Aufrichtung des Etablissements dachte, zu einem Häuflein zusammengeschmolzen war. Bei der französischen Faktorei war ein kleines neues Magazin entstanden, das ganz und gar aus Teilen des Sanatoriums zusammengesetzt war; man hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Erkennungszeichen zu verwischen. Ob nun der Vorstand der französischen Faktorei diese Hölzer von Loëns gekauft hatte — wie man munkelte —, oder ob er es für vereinbar mit den Traditionen seines noblen Hauses gefunden hat, dieselben direkt vom Landungsplatze wegstehlen zu lassen, das ist ziemlich gleich; unsauber bleibt die Affaire auf alle Fälle.

Ich habe dem Colonel de Winton von diesem Vorkommnis dienstliche Meldung gemacht und ihn auch während seiner Anwesenheit in M'Boma an Ort und Stelle geführt, um ihn durch den Augenschein davon zu überzeugen; aber er hat davon nie Gebrauch gemacht, vermutlich, weil er sich nicht gleich bei Beginn seiner Amtsthätigkeit mit den Leuten, die ihm in anderer Beziehnng wieder nützlich sein konnten, überwerfen wollte. Es war dies schliesslich wohl das Klügste; unter Stanley waren viel grössere Summen vergeudet worden, so dass es auf diese paar tausend Franken auch nicht mehr ankam. Die Frage war nur, wie das abhanden gekommene Material wieder ersetzen, und zwar möglichst bald!

Ich hatte zum Aufbau des Hauses weitgehende Vollmachten erhalten; es war mir erlaubt worden, nach Gutdünken und nach Massgabe des Bedürfnisses vom ursprünglichen Bauplan abzuweichen; ausserdem war mir der nötige Kredit verschafft worden, so dass mir schliesslich von Herrn Kreschhoff, dem Chef der holländischen Faktorei, mit dem ich persönlich befreundet war, gegen viele gute Worte und noch mehr Geld das unumgänglich nötigste Baumaterial abgelassen wurde.

So meinte ich schon gewonnenes Spiel zu haben und berechnete die Zeitdauer bis zur Fertigstellung des Sanatoriums bereits nach Tagen; doch —

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten!"

rief ich mit Schiller aus, als mir plötzlich von Vivi aus ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht wurde.

Stanley war nach Europa abgereist, Colonel des Winton nach Vivi zurückgefahren, mit ihm Dr. Allart, mir seine Kranken und Rekonvaleszenten als angenehmes Vermächtnis hinterlassend. Getreu dem alten Sprichwort: „Ein neuer Besen kehrt gut" hatte man dort bald herausgefunden, dass die alte Station den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr entspräche — was ja teilweise sehr richtig war —, und man war im Begriffe, sie auf ein höher gelegenes Plateau

zu verlegen. Dazu bedurfte es vor allem der Arbeiter, die weder leicht noch schnell hätten beschafft werden können; man kam deshalb auf den genialen Gedanken, mir die meinigen abzuverlangen, wobei mir noch ausdrücklich befohlen wurde, dafür zu sorgen, dass auch nicht ein Mann davon in M'Boma zurückbliebe. In derselben Weise wurden zwei Tage später von den elf vorhandenen Zimmerleuten neun mit Extra-Dampfer nach Vivi abgeholt, während die beiden andern in wenigen Tagen ihre Dienstzeit vollendet hatten, von einer Verlängerung des Kontraktes nichts hören wollten, sondern nach Hause fuhren. Auf meine Reklamationen wurde mir geantwortet, dass das Sanatorium — wie aus meinem eigenen Rapporte zu ersehen sei — bereits seit 14 Tagen im Gebrauch stehe, also auch fertig sein müsse, und somit der Arbeiter nicht mehr bedürfe.

Hätte man mir meine Leute nur noch eine Woche gelassen, so wäre die Station fertig gewesen; wie die Sachen nun standen, war ich gezwungen, mir mit den 20 Houssas und Sansibariten durchzuhelfen, die die Garnison bildeten. Von diesen Mannschaften konnte ich nicht einmal volle Arbeit verlangen, denn es waren fast alles abgeschundene, der Ruhe bedürftige Leute, die nach dem Sanatorium abkommandiert wurden.

So kam es, dass an der Konstruktion noch während zweier Monate gearbeitet werden musste, was sicherlich nicht im Interesse der Kranken und Genesenden gelegen hatte, die durch das fortwährende Hämmern und Gelärme gestört wurden. Dabei musste selbstverständlich die Arbeit oft mehrere Tage ganz unterbrochen werden, wenn ein schwerer Fieberanfall im Hause war. Zwei Tage vor dem Eintreffen des ersten Regens war das Sanatorium fertig, bis auf den — Anstrich. Die dazu bestimmten Oelfarben waren seiner Zeit irrtümlicher Weise nach Vivi verfahren worden, von dort aber nicht wieder herauszubekommen. Als ich sechs Jahre später das Sanatorium wiedersah, fungierte es als Justiz-Palast, aber zu einem Anstrich war es noch immer nicht gekommen; dagegen stak es so voll

von Ungeziefer, dass niemand eine Nacht in dem Gebäude zubringen wollte.

Gleich in den ersten Tagen, nachdem ich das Kommando in M'Boma übernommen hatte, spielte sich dort eine Episode ab, die nach Umständen für den im Werden begriffenen Congo-Staat verhängnisvoll hätte werden können und beinahe zu diplomatischen Auseinandersetzungen geführt hätte.

Colonel de Winton hatte vor seiner Abreise nach Vivi dem Loëns befohlen, ihn dorthin zu begleiten, um Rechnung abzulegen und dort anderweitige Verwendung zu finden. Loëns kehrte sich jedoch nicht an diesen Befehl, sondern trieb sich — um etwaigen Gewaltmassregeln auszuweichen — in den benachbarten Dörfern der Eingeborenen herum, so dass ich beauftragt wurde, sein Gepäck in Verwahr zu nehmen, ihn zu beobachten und eventuell seine Abreise nach Europa zu verhindern. Es sollten von Vivi in ein paar Tagen vier Houssas geschickt werden, die ihn dorthin bringen sollten. Als Loëns zwei Tage später wieder in der Station erschien, teilte ich ihm den Sachverhalt mit, ermahnte ihn, vernünftig zu sein und freiwillig nach Vivi zu fahren, da er andernfalls seine Lage nur verschlimmern könne. Anstatt sich zu beruhigen, fuhr er nun erst recht verrückt herum, schimpfte in der gemeinsten Weise, betrank sich und lief dann nackt umher. In seiner Wut schrieb er einen Brief an den Kommandanten der portugiesischen Korvette, die damals gerade in Banana lag, teilte diesem mit, dass er widerrechtlich im Sanatorium gefangen gehalten werde, und bat um Hilfe resp. Befreiung. Ein Herr Fontaine, ein Franzose, der mit einem holländischen Dampfer nach Banana fuhr, übernahm es, den Brief an seine Adresse zu befördern. Des Nachts kam Loëns total angetrunken nach Hause, spektakelte und steckte schliesslich das Sanatorium in Brand. Es gelang mir, das Feuer zu löschen, bevor es grösseren Schaden anrichtete; aber meine Geduld dem Buben gegenüber war nun auch zu Ende; ich liess ihn binden und in mein Zimmer verbringen. Als er des morgens nüchtern geworden war, liess ich ihn

wieder frei, erklärte ihm aber, dass er sich von jetzt ab vollständig ruhig verhalten müsse, um mich nicht zur Anwendung extremer Mittel zu zwingen; ich sagte ihm, wenn er sich weiter als Lausbube betragen wolle, so würde ich ihn auch als solchen behandeln und tüchtig verhauen lassen. Das half, das Bürschchen wurde nun sanft. Den nächsten Tag kam gegen Mittag die portugiesische Korvette angedampft und legte sich gegenüber der Faktorei von Rosa vor Anker.

Der Faktoreibesitzer Rosa war seiner Zeit wegen Falschmünzerei zu zwanzigjähriger Deportation verurteilt und zur Verbüssung seiner Strafe nach S. Paulo de Loanda verbracht worden. Von dort ist er nach einigen Jahren ausgerissen, hat sich in M'Boma niedergelassen und ist durch schwunghaft betriebenen Sklavenhandel bald ein reicher Mann geworden. Diese Vergangenheit des edlen Portugiesen hinderte jedoch die Offiziere der portugiesischen Kriegsschiffe nicht, gelegentlich die Gäste dieses Ehrenmannes zu sein und von ihm Geld zu borgen.

Des Nachmittags kamen vier Matrosen, so von ungefähr, als Spaziergänger im Sanatorium an, betrachteten sich das Haus von allen Seiten, wurden auf meine Anordnung hin bewirtet und unterhielten sich längere Zeit mit Loëns, der etwas portugiesisch radebrechte. Von der Unterredung konnte ich nur verstehen, dass Loëns den Leuten begreiflich machte, dass die belgische Regierung mit dem Congo nichts zu thun habe, dass er von einer Privatgesellschaft widerrechtlich gefangen gehalten werde, und dass ich ein deutscher Offizier sei — ein cochon prussien —, den die ganze Sache nichts anginge. Er zeigte ihnen auch einige Striemen auf einem gewissen fleischigen Teile seines Körpers und behauptete dabei, sich dieselben in meinem Zimmer geholt zu haben. Die Leute empfahlen sich bald darauf wieder, um am nächsten Morgen abermals im Sanatorium zu erscheinen, diesmal aber in Begleitung zweier Offiziere und mit den Seitengewehren ausgerüstet. Ich sah den bewaffneten Trupp schon von weitem ankommen, und nichts gutes ahnend lud auch ich für alle

Fälle meinen Karabiner und pflanzte mich mit demselben in der Mitte der Freitreppe des Sanatoriums auf, um den ungewöhnlichen Besuch zu erwarten. Auf die Frage des ersten Offiziers nach dem Chef des Hauses erwiederte ich, dass ich zu seiner Verfügung stände. Er fragte mich hierauf in brutaler Weise und schlechtem Französisch, was der blaue Lappen bedeute, der da am Maste wehe? Ich bedeutete ihm, dass es die Flagge der Association Internationale sei, mindestens ebenso respektabel, wie das glorreiche Banner der verkommenen portugiesischen Nation.

Somit waren unsere freundschaftlichen Auseinandersetzungen schon im besten Gange. Er wollte nun wissen, wer uns das Recht gäbe, auf portugiesischem Grund und Boden Gefangene zu machen? Ich erwiederte darauf, dass das Etablissement, das ich die Ehre hätte zu befehligen, kein Gefängnis wäre, sondern ein Sanatorium, und das nicht allein für die Mitglieder der Expedition, sondern — auf ausdrücklichen Befehl des Königs — zum Gebrauch jedes Weissen, der im Krankheitsfalle Aufnahme wünscht. Dasselbe befinde sich nicht auf portugiesischem Grunde, sondern meines Wissens auf einem Terrain, das der Association gehöre. Den angeblichen Gefangenen, einen nichtsnutzigen Buben, könne er in der holländischen Faktorei finden und dort meinethalben auch sprechen, ich aber wolle durch seine Zumutungen nicht weiter belästigt werden. Schliesslich wunderte ich mich über die Unverfrorenheit, mit der er sich herausnehme, mit mir zu sprechen, und ich lud ihn ein, sich zum Teufel zu scheren.

Das hatte er aber noch nicht im Sinn, sondern er holte jetzt aus der Tasche eine englische Zeitung hervor, in der der famose englisch-portugiesische Vertrag abgedruckt war, nach welchem unter anderen der grossmütige John Bull den Portugiesen erlaubte, Banana und M'Boma als ihr Eigentum zu betrachten. Indem ich auf meinen Karabiner wies, gab ich zur Erwiederung, dass ich für die Verteidigung unserer Rechte bessere Argumente aufweisen könne, als einen Zeitungswisch und dass ich bereit sei, nötigenfalls davon den

ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Jetzt drohte der gewaltige Portugiese mit seinen Kanonen, indem er meinte, ein einziger Schuss würde genügen, meine Bude zu demolieren; ich antwortete, dass nach meiner unmassgeblichen Ansicht sein alter Holzkasten nicht widerstandsfähiger sei. Die Herren mochten wohl eingesehen haben, dass auf diese Weise bei mir nichts zu holen war, und so fanden sie geraten, vorläufig abzuziehen, indem sie mir zuriefen:

„Auf Wiedersehen!“

Das Wiedersehen wartete ich freilich nicht ruhig ab; ich schickte sofort den Befehl nach M'Boma, die „Ville d'Anvers“, welche gerade anwesend war, zu heizen und zur schleunigen Abfahrt bereit zu halten. Gleichzeitig verfasste ich einen Rapport an den Colonel Pollock, der an Stelle des auf der Reise nach dem Stanley-Pool befindlichen Gouverneurs in Vivi kommandierte. Ich setzte ihm darin auseinander, was vorgefallen war, und sprach die Vermutung aus, dass die Portugiesen versuchen würden, Truppen zu landen, um M'Boma für portugiesisches Territorium zu erklären; ich fügte bei, dass ich mich dem unter allen Umständen mit Waffengewalt widersetzen würde und verlangte schliesslich sofortige Verstärkung, bestehend aus 50 Mann und zwei Kanonen. Diesen Rapport sandte ich durch die „Ville d'Anvers“ nach Vivi. Nachdem dies geschehen war, requirierte ich die Arbeiter aus der belgischen und aus der holländischen Faktorei, mit deren Hilfe ich während der Nacht unmittelbar am Strande — auf 60 Schritt von der gefürchteten Korvette — eine Verschanzung herstellen liess, die ich mit den beiden vorhandenen bronzenen Salut-Geschützen armierte. Das eine wurde mit einer 24pfündigen Vollkugel geladen, das andere, in Ermangelung eines dazu passenden Geschosses, mit Graswasen und Steinen.

Unseren grössten Dampfer, den „Héron“, ein starkes eisernes Küstenfahrzeug mit ziemlichem Tiefgang liess ich ebenfalls mit Sand und Steinen beladen, um eventuell den

Versuch zu machen, damit den alten portugiesischen Holzkasten in den Grund zu bohren.

Mit dem ersten Morgengrauen begab ich mich selbst an Bord des „Héron“, während ich Naetz — einen Unteroffizier der belgischen Artillerie — mit der Bedienung der Geschütze betraute. Unter Parlamentärflagge sandte ich ein Schreiben an Bord der Korvette, worin ich den Kommandanten derselben in Anbetracht seines gestrigen Verhaltens aufforderte, innerhalb zweier Stunden M'Boma zu verlassen, widrigenfalls ich die Kriegs-Erklärung als gegeben erachten und sofort feuern würde.

Es ist ziemlich gleichgiltig, ob der Portugiese diplomatische Verwicklungen fürchtete, oder ob ihm meine Vorbereitungen gefährlicher vorkamen, als sie waren — das Resultat meiner Aufforderung war, dass nach etwa einer halben Stunde leichte Rauchsäulen aus dem Kamine der Korvette emporwirbelten; nach einer weiteren halben Stunde wurde der Anker gelichtet und das stolze portugiesische Kriegsfahrzeug dampfte ab unter dem Hurra-Geheul meiner Mannschaften und freundlich bestrahlt von der lieben afrikanischen Sonne, in dem Augenblicke, als von der anderen Seite die „Ville d'Anvers“ zurückkam, mit der erwünschten Verstärkung an Bord, dem Colonel Pollock in höchsteigener Person und weiteren zehn Weissen.

Colonel Pollock beglückwünschte mich zu meinem Erfolge und sagte mir, ich hätte ganz so gehandelt, wie man es von mir voraussetzte und erwartete; die anderen englischen Kameraden aber bezeichneten mein Vorgehen — selbstverständlich nur unter sich — als — — deutsche Unverschämtheit.

Der Plan der Portugiesen, ein fait accompli zu schaffen, mit welchem sie bei Gelegenheit der Berliner Konferenz hätten hervortreten können, um den unteren Congo für sich zu beanspruchen, war jedenfalls durchkreuzt worden. Wir waren thatsächlich im Besitz von M'Boma und sind es auch geblieben. Die edlen Portugiesen waren allerdings schon seit vier Jahrhunderten am unteren Congo ansässig; sie hatten aber in der

ganzen langen Zeit weder das Land erforscht, noch sonst etwas geschaffen; sie verlegten sich nur anf den edlen und einträglichen Sport des Menschenraubes. Lediglich durch sie ist das untere Congo-Land entvölkert worden. Jetzt konnten sie mit langer Nase abziehen.

Colonel Pollock kehrte mit der einen Hälfte der Mannschaft wieder nach Vivi zurück, während die andere Hälfte vorläufig als Verstärkung der Garnison in M'Boma zurückblieb; auch die beiden mitgebrachten Kanonen wurden mir zur Verfügung gestellt, damit ich auf alle Eventualitäten vorbereitet wäre. —

Obwohl das Sanatorium mit Kranken und Rekonvaleszenten angefüllt war, thronte Dr. Allart immer noch in Vivi, von wo er alle 14 Tage bis 3 Wochen nach M'Boma kam, nicht vielleicht, um nach seinen Kranken zu sehen, sondern um neuerdings Unordnung und Wirrnis zu schaffen; auch um seinen rotzigen Schafen — deren er etwa 200 Stück besass — die von Zecken und Sandflöhen zerfressenen Schnauzen und Ohren mit Karbol auszuwaschen. Erst auf meine wiederholten Reklamationen, und nachdem in kurzen Zwischenräumen vier Patienten an perniziösem Fieber gestorben waren, bequemte er sich endlich, gegen Ende des Monats September in M'Boma einzutreffen, um sich dauernd im Sanatorium niederzulassen, wobei er für seine Person das halbe Etablissement in Beschlag nahm. Er beanspruchte natürlich auch die Rechte eines Stationschefs im Sanatorium, was ich ebenso begreiflich fand, als dass man für ein Spital einen Arzt brauche. Ich glaubte nun meine Thätigkeit in M'Boma als beendigt ansehen zu müssen, fühlte mich auch gekräftigt genug, um meinen Platz im Innern wieder auszufüllen, und so begab ich mich nach Uebernahme der Station durch Dr. Allart nach Vivi, um mich dort dem Colonel Sir Francis de Winton, der inzwischen von seiner Inspektionsreise nach dem Stanley-Pool zurückgekehrt war, zur weiteren Verfügung zu stellen.

In Vivi aber machte man grosse Augen, spielte den Erstaunten, sagte mir: ich sei zum Kommandanten von M'Boma

ernannt worden, und man habe gar nicht die Absicht, mich von dort abzuberufen, denn jedermann sei durch meine Dienstleistung zufriedengestellt und man höre meine Verwaltung nur loben.

Auf Befehl des Colonel wurde sofort die „Ville d'Anvers“ geheizt und musste mich noch am selben Tage nach M'Boma zurückbringen, wo ich vorläufig die Ankunft des Colonel abwarten sollte, der selbst kommen wolle, um meine Stellung zu präzisieren. Als einige Tage später Colonel de Winton wirklich ankam, war er gegen mich wohl die Liebenswürdigkeit selbst, doch an dem eigentlichen Sachverhalt wurde nichts geändert.

Das Sanatorium musste als Chef einen Arzt haben; die zur Station gehörige Faktorei hatte als Vorstand einen kaufmännischen Agenten, dem der Stations-Kommandant nichts vorschreiben durfte; die mechanische Werkstätte hatte ebenfalls einen sachverständigen Vorstand, dem ich nichts einreden konnte. Da nun bei diesem von den Engländern beliebten Verwaltungssystem ohnedies in ein und derselben Station drei Chefs funktionierten, war ich der Meinung, dass ein vierter ganz überflüssig sei, und da ich nicht die geringste Lust dazu verspürte, die Rolle des fünften Rades am Wagen zu übernehmen, so erklärte ich dem Colonel, dass ich auf meiner Abberufung bestehen müsse; ich erlaubte mir zugleich die Bitte vorzutragen, das Kommando der Expedition des Dr. Chavanne übernehmen zu dürfen, da dieselbe demnächst nach dem Innern aufbrechen sollte. Chavanne arbeitete zwar nicht im Auftrage der Association, doch auf deren Kosten und mit deren Mitteln; er hatte auch schon des öfteren erklärt, dass er die Aufgabe allein nicht bewältigen könne. Ich war ursprünglich zu dieser Arbeit engagiert worden und glaubte deshalb wenigstens hierbei nicht auf Hindernisse zu stossen. Colonel de Winton erklärte mir jedoch, dass er das aus eigener Machtvollkommenheit nicht genehmigen könne, dass er aber mit dem Divisions-Kommandanten Major Parmenter Rücksprache nehmen und mir dann einen Urlaub gewähren

wolle, damit ich nach Europa gehen und mich mit dem Komitee persönlich ins Einvernehmen setzen könne.

Von diesem Anerbieten habe ich denn auch Gebrauch gemacht und nach einigen Tagen meinen Urlaub erhalten.

Man bestellte mich zugleich als Kurier, indem man mir die Korrespondenz für die Konferenz in Berlin anvertraute, nachdem dieselbe auf dem Wege über Portugal schon einmal abhanden gekommen war.

Schliesslich beauftragte man mich noch mit dem Transport des Leutnant Dannfeldt, den die Doktoren Leslies und Allart für irrsinnig erklärt hatten, und der — je nach Umständen — entweder bei seinem Schwager in Antwerpen, oder bei seiner Familie in London, wo sein Vater als schwedischer Generalkonsul akkreditiert war, abgegeben werden sollte. Jedenfalls kein angenehmer Auftrag, dessen Erledigung mir jedoch zu allseitiger Zufriedenheit gelungen ist.

Nachdem General Strauch von der Berliner Konferenz zurückgekehrt war, hatte ich mit ihm mehrmals bezüglich meiner künftigen Verwendung in der Expedition konferiert; doch konnte dabei ein günstiges Resultat nicht erzielt werden. Mein Hauptbestreben war, mir eine von den Engländern unabhängige Stellung zu verschaffen, und das glaubte man mir nicht gewähren zu können. Unter diesen Umständen konnte ich keine Sehnsucht hegen nach Erneuerung und Verlängerung meines Kontraktes, und da mir bis zur Vollendung meiner Dienstzeit nur mehr wenige Monate übrig geblieben waren, schien es mir für beide Teile wünschenswerter zu sein, den Kontrakt mit der Association in gütlicher Weise zu lösen, was denn auch geschah.

Somit war der erste Abschnitt meines Afrikalebens beendet.

Viertes Kapitel.

Temperatur. — Regenzeit. — Berge. — Flüsse und Seen. — Mineralien. — Vegetation. — Tierwelt. — Neger. — Krankheiten. — Schlusswort.

Da das ganze Stromgebiet des Congo in der heissen Zone liegt, ist natürlich die Temperatur auch überall sehr hoch, besonders an den Meeresufern. Selbstverständlich lässt die Höhe der Wärme in dem Grade nach, als sich das Terrain erhebt; doch habe ich unter Tags nie eine eigentliche Frische empfunden, ausgenommen auf den höchsten Bergesgipfeln.

Die Thermometer-Beobachtungen ergaben als Resultat nie mehr, als 35° Celsius im Schatten, nachmittags um 2 Uhr, als der heissesten Tageszeit; nie unter 17° des morgens nach Sonnenaufgang. In der Sonne 60—68°, je nach der Jahreszeit.

Der Himmel gewährt an der Küste wie im Innern denselben Anblick und ist während eines grossen Teiles des Jahres von bemerkenswerter Klarheit. Der Küste entlang machen sich die Brisen ebenso bemerkbar, wie in den anderen Partien der heissen Zone, und ihre Wirkung erstreckt sich bis auf 100 Stunden ins Innere. Weiter im Lande ist sehr wenig von Winden zu verspüren; die Luft ist so wenig bewegt, dass der Weisse häufig eine gewisse Schwierigkeit beim Atemholen empfindet. Mit der Regenzeit fangen dann die Windstösse an, die mitunter mit solcher Heftigkeit auftreten, dass sie Bäume entwurzeln, die Häuser abdecken oder gar umwerfen. Die Ost- und Westwinde wehen am häufigsten das Jahr hindurch; der Nordwind bringt meistens die Regen und der Südwind herrscht zur Zeit der Tornados.

Der ganze in einem Jahre fallende Regen ist auf die Zeit beschränkt, in der die Sonne in derjenigen Halbkugel am Himmel sich befindet, wo der Ort liegt; sie heisst die Regenzeit.

Die grosse Regenzeit dauert während der Monate Februar, März, April, bis gegen Mitte Mai; dann nimmt der Himmel wieder seine gewöhnliche Heiterkeit an. In die Monate November und Dezember fällt die sogenannte kleine Regenzeit, die aber in manchen Jahren ganz ausbleibt; hierbei thun auch die Winde keinen Schaden.

Während der grossen Regenzeit kann man buchstäblich sagen, dass es in Strömen vom Himmel giesst; die Quantität Wasser, die zur Erde fällt, ist sehr beträchtlich. Da die Wolken wegen der grösseren Luftwärme viel höher stehen, sind auch die Regentropfen weit grösser als bei uns, und da die ganze Atmosphäre feucht ist, regnet es auch in der Tiefe stärker, als auf den Bergen. Die heftigsten Wolkenbildungen und Regen folgen immer nachmittags, während vormittags und bei Sonnenuntergang häufig der Himmel heiter ist; doch kommt es auch vor, dass man durch zwei Monate die Sonne gar nicht oder nur auf einige Minuten sieht.

Während der kleinen Regenzeit dagegen wird die Reinheit der Luft nur durche einzelne Wolken getrübt, die den sogenannten Strichregen bringen. Die schauerlichen Tornados dauern mit wenig Unterbrechung die ganze grosse Regenzeit hindurch, sie sind häufig von Hagelschlag begleitet, dessen Körner meistens den Umfang eines Hühnereis haben; natürlich ist es unerlässlich, die Behausungen jedesmal nach Ende der grossen Regenzeit neu zu decken.

Durch die Regenzeit wird auch ein Steigen des Congo bedingt, wie beim heiligen Nil; es findet jährlich zweimal statt, was sich daraus erklärt, dass die Zuflüsse des Congo auf beiden Seiten des Aequators liegen und daher immer der eine Teil derselben Regenzeit hat, während im andern Trockenzeit herrscht. Uebrigens ist das Anwachsen des Congo nicht so bedeutend, wie beim Nil.

Ich glaube, entgegen den Ansichten anderer Reisenden, die Beobachtung gemacht zu haben, dass die Regenzeit minder lange dauert, je weiter man nach dem Innern vordringt, und auch die Masse des fallenden Regens scheint geringer zu

werden. Von gewissenhafter oder massgebender Beobachtung kann jedoch nicht die Rede sein, da mir fast überall die dazu nötigen Instrumente fehlten.

Die Congo-Gebirge werden wohl am besten in zwei Massengebirge eingeteilt, von denen das eine nördlich, das andere südlich parallel mit dem Strome läuft; beide ziehen sich 5 Längengrade hindurch am Congo aufwärts; der nördliche Stock sendet seine Ausläufer bis nach dem Niadi-Thal, das 2 Breitengrade nördlich vom Congo liegt, während der südliche Teil sich noch bedeutend weiter nach dem Innern des Landes zu erstrecken scheint. Sie bestehen aus lauter Kuppen und Schluchten mit auseinanderlaufenden Zügen, haben häufig zwischen den einzelnen Bergzügen Hochebenen von mehr oder weniger Ausdehnung, in die dann wieder tiefe Thäler eingeschnitten sind. Ihrer Höhe nach sind sie zu den Mittelgebirgen zu rechnen; sie erreichen ihren Höhepunkt hinter dem Stanley-Pool, wo sich die höchsten Gipfel gegen 5000 Fuss über den Meeresspiegel erheben.

Die am häufigsten vorkommenden Gesteine sind:

Granit nebst seinen Abänderungen mit Granulit und Topasfels. Basalt; dieser bildet teils einzelne Gebirgszüge, teils kommt er in isolierten Kegelbergen vor. Häufig sieht man säulenförmige Absonderungen bis zu einer Länge von 20—30 Fuss; nicht selten sind diese Säulen gegliedert, so dass das konvexe Ende des einen Stückes in das konkave des anderen passt. Auch als gedrückte Kugeln, aus konzentrischen Schalen bestehend, kommt er vor an Plätzen, wo er häufig der Bespülung durch das Wasser ausgesetzt ist. Die Kugelform scheint Folge der Verwitterung zu sein. Eisenschüssiger, stark verwitterter Sandstein. Ausserdem kommen noch in grösserer Ausdehnung Kupfer- und Thon-Schiefer vor.

Fast alle Flüsse haben einen raschen Lauf, 3—5 Kilometer die Stunde; wenige nur, wie z. B. der Krokodilfluss bei M'Boma, führen stagnierendes Wasser mit sich. Wo sie nicht von hohen Bergen eingezwängt werden, überschwemmen sie zur Regenzeit die Niederungen, bilden dann temporäre

Seen und lassen Sümpfe zurück, die die gesundheitsgefährlichen Miasmen aushauchen. Die stehenden Seen, die ich angetroffen habe, sind alle höher gelegen und von verhältnismässig geringem Umfang. Sämtliche Flüsse, sowohl die von Norden, als auch die von Süden kommenden, strömen mit einer Neigung nach Westen hin dem Congo zu.

An Mineralien ist vorläufig nichts gefunden worden, als was die Eingeborenen auch schon früher kannten. Kupfer kommt in mässigen Quantitäten, aber von guter Beschaffenheit an vielen Orten vor; bei dem jetzigen Bearbeitungs-System liefert es jedoch nicht den Bedarf der Eingeborenen; es muss noch welches eingeführt werden und bildet einen gesuchten Handelsartikel. Ferner giebt es minderwertiges Eisen, silberhaltiges Blei und etwas Antimon.

Die Kohlen, die Stanley gefunden haben will, haben sich bei genauerer Prüfung als Asphalt erwiesen. Es soll damit aber nicht behauptet sein, dass nicht noch welche gefunden werden könnten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man da, wo Basalt und roter Sandstein zusammen vorkommen, mit Erfolg nach Kohlen sucht.

Ausser den genannten Mineralien findet sich im Süden des Congo — in der Nähe des Zuflusses Cuango — eine ergiebige Salzmine, die das ganze Land weit und breit versorgen muss. Auch eine Salzquelle kommt dort zum Vorschein, und aus ihr wird das Salz in der Weise gewonnen, dass man das Wasser in Kesseln, die über dem Feuer erwärmt werden, verdunsten lässt; aber das so gewonnene Salz ist wenig und ausserdem unrein.

Während die Wasser des Nils nur unter sorgsamer Leitung der Wüste einen schmalen Saum abzugewinnen vermögen, prangt die wasserreiche Gebirgswelt des Congo einen grossen Teil des Jahres über in frischem Grün, und die Tropenregen rufen in seinem Gebiete eine Fülle des Lebens hervor. Der dürre, unter der glühenden Tropensonne hartgebrannte Boden zerreisst nach dem ersten Regen unter der Gewalt der schwellenden Zwiebelgewächse und sprossenden Wurzeln; der

Regen der nächsten Tage bedeckt ihn mit dem üppigsten Grün, noch einige Tage, und das Grün wird überschienen von dem bunten Glanze eines Meeres von Blüten. Selbst das harte Gestein muss nach Jahrhunderten endlich der Verwitterung weichen und holt dann durch die üppigste Fruchtbarkeit das Versäumte ein; die unzugänglichsten Sümpfe sind mit dichten Wäldern von Rohren bedeckt. In den feuchten Schluchten und Seitenthälern sieht man die hohe, majestätische Palme, den Sotor mit seinen grossen purpurfarbenen Kelchblumen, Adansonien, Tamarinden und Mimosen in undurchdringlichem, mit Schlingpflanzen verwebtem Urwald; Kakteen, Euphorbien, baumartige Farne, der Gummibaum, der Kautschuk, der Eisenbaum, das Teckholz, der Mahagoni und der Ahorn stehen in buntem Gemische beisammen. Eine Vogelwelt in reichster Farbenpracht; die Wälder und Schluchten bevölkert von Leoparden, Elefanten, Antilopen und Affen, deren Brüllen und Pfeifen die Stille der Nacht hundertstimmig unterbricht — alles dies giebt nur ein schwaches Bild jenes reichen, tropischen Lebens. —

Aber die Natur bietet ihren Ueberfluss dem Menschen nicht ohne mannigfache Beschwerden. In den Binnenländern erstirbt die Pflanzenwelt während der Glut und Dürre der trockenen Jahreszeit fast gänzlich; und da, wo die Seeluft die drückende Schwüle der Tage und Nächte mildert, herrschen — erzeugt durch die reichlichen Dämpfe oder die faulenden Reste einer allzu üppigen organischen Welt — verderbliche Krankheiten.

Der geringe Wechsel der tropischen Jahreswärme mag zwar im allgemeinen der Gesundheit des Menschen zuträglich sein, aber nur da kann diese Wohlthat sich geltend machen, wo die Erhebung über die Meeresfläche die drückende Hitze mildert. Nur an den bewaldeten Abhängen der tropischen Gebirge herrscht ein ewiger Frühling; es prangen die Bäume das ganze Jahr hindurch im doppelten Schmucke der Blüten und Früchte.

Zudem bieten die wenigsten der aufgeführten Pflanzen

dem Menschen die unentbehrliche Nahrung. Weder die Kokosnusspalme, noch die Dattelpalme findet sich am Congo, und eigentümlicher Weise hat auch die Association in der ganzen Zeit ihres Bestehens nicht einen einzigen Versuch gemacht, sie einzubürgern; jetzt teilt sich der unabhängige Congo-Staat mit ihr in diese Unterlassungssünde. Von allen am Congo heimischen Palmen ist die Oelpalme — Eläis — die einzige, die den Bewohnern nennenswerten Nutzen bringt. Der aufsteigende Saft giebt abgezapft ein erquickendes Getränk, den sogenannten Palmwein — in der Sprache der Eingeborenen „Malafu“ genannt —, der sich jedoch nur sehr kurze Zeit hält. In den Höhlungen des Stammes verdickt erzeugt er einen guten Honig. Die Früchte geben durch Auspressen ein gelbliches Oel von violenartigem Geruch und angenehmem Geschmack, und dies bildet einen Haupthandelsartikel. Ich habe mehrfach die Beobachtung gemacht, dass bei einer Erhebung von 2000 Fuss über die Meeresfläche wohl noch viele Palmen vorkommen, dass diese aber keinerlei Früchte mehr tragen. Der gemeine Pisang — Musa paradisiaca — und der Bananenbaum — Musa sapientum — liefern den Schwarzen neben der Maniokwurzel hauptsächlich die Nahrung. An Wuchs und Grösse sind beide gleich, mit 12—15 Fuss hohem, über der Wurzel zwiebelartig verdicktem Stamme, der sich nach oben verdünnt und häufig purpurrot oder schwarz gefleckt ist; die Blätter sind 5—6 Fuss lang, $1^1/_2$ Fuss breit, und die gekrümmten, büschelförmig am abwärts gebogenen Blumenstengel hangenden Früchte sehr wohlschmeckend. Sie werden teils roh, teils gebraten genossen.

In Europa ist vielfach die Ansicht verbreitet, dass durch deren Genuss leicht ruhrartige Zufälle hervorgebracht werden; ich habe im Gegenteil sowohl an Weissen, wie an Schwarzen die Erfahrung gemacht, dass sie eher verstopfend wirken. Von allen einheimischen Nahrungsmitteln ist entschieden die Banane das gesundeste, verdaulichste und nahrhafteste.

Die Maniokstaude — Jatropha Manihot — wird überall angebaut; sie hat eine knollige, armdicke, oft 30 Pfund

schwere, fast ganz aus Stärkemehl bestehende Wurzel, die frisch einen höchst giftigen Milchsaft enthält. Nachdem sie zerrieben, durch Auspressen vom Safte befreit, über Feuer erhitzt und zu Mehl verwandelt worden ist, bildet sie das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Eingeborenen — es ist das Brot der Schwarzen. Eine andere Art der Zubereitung erfolgt durch mehrtägiges Austrocknen der in Scheiben geschnittenen Wurzel an der Sonne, wobei sie weiss wird wie Kreide; durch Zerreiben gewinnt man dann ein feines, zu Gebäck dienendes Mehl. Auch die Gärung macht die Maniokwurzel geniessbar und zur Bereitung von berauschenden Getränken geschickt.

Die Erdnuss — Arachus subterranea — ist ebenfalls ein weit verbreitetes, überall wild vorkommendes Gewächs. Nach beendeter Blüte senkt sich der Fruchtknoten in die Erde, wo die erbsenartigen, essbaren, ein reines, geruchloses, gutes Brenn- und Speiseöl gebenden Samen reifen. Die Erdnüsse werden roh und am Feuer geröstet gegessen und sind sowohl an Form, als auch an Geschmack am besten mit unseren Haselnüssen zu vergleichen.

Die Bataten — Convolvulus Batatas — ersetzen vollständig die Kartoffel. Sie sind ein Windengewächs mit faseriger Wurzel, die mehrere 1 Fuss lange, 2—3 Zoll dicke und 1 Pfund schwere weisse Wurzeln trägt. Diese Knollen sind nahrhaft, wohlschmeckend und süsser als die Kartoffel.

Zu den oben angeführten geniessbaren Früchten kommt noch eine Art Melone, die auf dem Baume wächst, ein äusserst angenehmes Aroma entwickelt und einen vorzüglichen, pfirsichähnlichen Geschmack hat; sie wird von den Eingeborenen „Popaya“ genannt.

Ausserdem giebt es viele — manchmal ganze Wälder — von den auch in Europa bekannten und gern gegessenen Ananas; in den Küstenstrichen massenhaft Orangen, Mandarinen, Zitronen und Limonen.

Die Tierwelt des Congo repräsentiert sich in erster Linie durch die Dickhäuter. Elefanten kommen am unteren Congo

fast gar nicht vor; wenn es einmal der Fall ist, dann ist es eine einzelne Familie, die sich dorthin verirrt hat und ihrem sicheren Untergang entgegengeht.

Am mittleren Congo sind sie zahlreicher, bilden aber eine eigene Rasse, den sogenannten Bergelefanten, der etwas kleiner ist, als man sich in Europa gewöhnlich den Elefanten vorstellt; das Elfenbein, das er führt, ist jedoch stark ausgebildet und sehr wertvoll. Am oberen Congo ist heutzutage noch das Dorado der Elefanten; wie lange das noch andauern wird, ist schwer zu prophezeien; bei der zur Zeit herrschenden Jagd nach Elfenbein und der damit unvermeidlich verbundenen Ausrottung des wertvollen Wildes wird der Zeitpunkt nicht in allzuweiter Ferne liegen, wo afrikanische Elefanten nur mehr in Menagerien und zoologischen Gärten angetroffen werden können. Im allgemeinen braucht man übrigens das allmähliche Verschwinden dieser Dickhäuter nicht zu bedauern. Wo das Land kultiviert werden soll, muss vor allem dieses Ungetüm ferngehalten werden; denn ein einziger Elefant genügt, um in einer Nacht eine ausgedehnte Plantage gründlich zu verwüsten; was er nicht fressen kann, wird zerstampft. Als Haustier wäre er wieder nicht zu gebrauchen; abgesehen von seiner natürlichen Wildheit, die ihn zur Zähmung kaum geeignet erscheinen lässt, würde er durch seine Arbeitsleistung nie die Kosten für den kolossalen Konsum decken, dessen er zu seiner Existenz bedarf.

Sporadisch tritt auch das Rhinozeros auf.

Hippopotame finden sich dagegen in grosser Menge den ganzen Strom entlang und in allen bedeutenderen Zuflüssen; ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen, das von gutem Mastochsenfleisch fast gar nicht zu unterscheiden ist, wird häufig auf sie Jagd gemacht. Die Gefahr dabei darf nicht unterschätzt werden; ein angeschossenes Tier ist äusserst bösartig und greift energisch an. Kulturellen Anpflanzungen sind sie ebenso feindlich gesinnt, wie der Elefant; sie sind aber weniger schädlich, weil sie sich nie weit vom Wasser entfernen.

An Raubzeug fehlt es ebenfalls nicht. Leoparden sind ziemlich zahlreich vorhanden; sie sind etwas kleiner Art, dafür um so bösartiger. Schakale giebt es in grosser Anzahl; weiter im Innern des Landes auch Hyänen. Am nördlichen Ufer des Congo sollen sogar Löwen vorkommen; ich selbst habe dort nie welche zu Gesicht bekommen, habe bei den Eingeborenen auch kein derartiges Fell gefunden, und den diesbezüglichen Behauptungen von französischer Seite stehe ich sehr skeptisch gegenüber.

Büffel werden bis zum Stanley-Pool hinauf nur einzeln angetroffen, und das scheinen versprengte Tiere zu sein; dagegen habe ich im Niadi-Thale grosse Herden — manchmal von 200—300 Stück — gesehen. Hier und da stösst man auf einen Hirsch; diese sind aber von den europäischen verschieden; das Geweih ist weniger stark, die einzelnen Sprossen sind kürzer, die Beine dünner; der Kopf ist kleiner, die Ohren länger. Der afrikanische Hirsch scheint auch mutiger zu sein, als der unsrige, denn er greift ungescheut und meistens mit Erfolg den Schakal an.

Antilopen kommen in verschiedenen Arten vor, selten mehr als 3—5 Stück zusammen. Erwähnenswert darunter ist die Zwergantilope; sie ist aschgrau, lebt nur paarweise und ist kaum grösser als ein Hase. Einmal, bei Gelegenheit eines Forschungsausfluges nach dem Innern auf der Südseite des Congo, ist es mir gelungen, ein seltenes Stück Wild zu erlegen; es war dies eine Antilope in der Grösse eines mittleren Pferdes, graubraunes Seidenhaar, mit aufrechtstehender weisser Mähne und langhaarigem weissen Schweif; die Hörner zuerst nach vorwärts und dann zurück gebogen. Ich habe kein zweites Exemplar mehr gesehen. Die Eingeborenen nannten es „Viadi“, was aber nach meinem Dafürhalten lediglich Fleisch bedeutet.

Zahme Rinder sind den Eingeborenen unbekannt; nur das holländische Haus und ein paar portugiesische Faktoreien halten im Küstengebiet einige Herden zahmen Rindviehs; es wird auf sie viel Sorgfalt verwendet, daher gedeihen sie auch prächtig.

Pferde und Esel sind im Lande ganz unbekannt; einige Maultiere, aus Teneriffa von der Association eingeführt, fristen ein bejammernswertes Dasein.

Europäische Schafe sind nur an der Küste anzutreffen; dagegen ist das kurzhaarige afrikanische Schaf ziemlich weit verbreitet.

Das bei den Eingeborenen am häufigsten zu findende Haustier ist die Ziege; sie trotzt am besten dem Klima und den ungünstigen Nahrungsverhältnissen, ist immer munter und pflanzt sich rasch fort.

Das Schwein wird gleichfalls gehalten und lebt mit seinen zweibeinigen Kameraden in einer Hütte; es bleibt immer mager und sein Fleisch wird von dem Europäer nicht gegessen. Wilde Schweine sind zahlreich in den Wäldern; auch diese sind klein und mager.

Wie überall auf Erden, so ist auch hier der Hund der treue Begleiter des Menschen. Schön ist der afrikanische Hund nicht! Man denke sich ein semmelfarbiges Windspiel mit unförmlich langen, aufrechtstehenden Fledermausohren, so ist sein getreues Porträt fertig. Von den Negern wird er schlecht behandelt und ist häufig gezwungen, sich zu ernähren, wie er kann; deshalb ist er diebisch und scheu; er macht Jagd auf Ratten und Ichneumons, die ihm saftiges Wildpret liefern; wenn er vom Hunger dazu getrieben wird, rauft er sich auch mit den Schakalen um die Beute. Trotz dieser ungünstigen Umstände kennt man keine Hundswut. Ins Wasser geht der afrikanische Hund nicht; instinktiv fühlt er, dass darin sein gefährlichster Feind — das Krokodil — haust.

Hauskatzen sind eine Seltenheit; Wildkatzen giebt es die schwere Menge. Fast jeder Eingeborene hat seinem Sonntagsstaat ein derartiges Katzenfell beigelegt.

Affen finden sich überall, wo nur einige Bäume beisammen stehen, und es giebt deren verschiedene Arten. Die grösste davon wird 4—5 Fuss gross, ist bösartig und wird von den Negern „Koja“ genannt. Bei Einbruch der Nacht machen sich viele Fledermäuse bemerkbar, die manchmal von ganz

respektabler Grösse sind, und von denen wenigstens die kleineren Affen viel zu leiden haben.

Vögel sind in bunter Menge vorhanden, wenn auch der untere Congo daran ärmer ist; verschiedene Arten Papageien, darunter der graue Papagei am häufigsten. Gut vertreten sind die in allen Farben schimmernden Arten der Eisvögel. Wasservögel in grosser Menge giebt es besonders am Stanley-Pool; Storche, Pelikan, Reiher, Ibise, Flamingos, Brachvögel, Wildgänse und Enten. Als essbares Geflügel sind viele Perlhühner und Enten vorhanden, auch das afrikanische Rebhuhn ist nicht selten, aber wegen Mangels an guten Jagdhunden schwer erreichbar. Alle Eingeborenen, ohne Ausnahme, treiben Hühnerzucht; fast alle in Europa bekannten Arten sind vertreten; die Hühner sind meist etwas kleiner, als bei uns, aber ihr Fleisch ist wohlschmeckender. Natürlich fehlen auch hier nicht die Raubvögel. Adler sind mehr in der Nähe der Küste anzutreffen; Geier und Sperber statten häufig den Hühnerhöfen der Stationen unliebsame Besuche ab.

Alle Flüsse sind fischreich, doch scheint es nicht vielerlei Arten zu geben.

Ein merkwürdiger Fisch ist der meines Wissens nur in dem Brackwasser der westafrikanischen Flussmündungen und deren Seitenarmen häufig vorkommende Schlammspringer (Periophthalmus dipus). Die Fischchen werden nur etwa 15 Centimeter lang. Sie können stundenlang ausserhalb des Wassers leben, klettern auf den Strand und liegen dort meist auf dem Schlamm. Sie laufen so schnell wie die Eidechsen davon und stürzen so behende auf ihren Raub, dass sie ihn selten verfehlen. Besonders lieben sie die Mangrovenbestände mit ihren vielverzweigten Wurzeln, auf denen sie mittels ihrer beiden starken Brustflossen und der Schwanzflosse sogar emporsteigen. Die gleichgrossen halten sich in gesonderten, mehr oder weniger zahlreichen Abteilungen zusammen. Wenn sie sich ganz sicher fühlen, so hüpfen sie, auf Schwanz und Flossen gestützt, in ganz kurzen Sätzen vorwärts, vermögen aber auch Sprünge zu machen, die das

Dreifache ihrer Körperlänge übersteigen. Dieser Fisch baut sich Nester unter den Mangrovenwurzeln, in die das Weibchen den Laich legt.

Schlangen giebt es — besonders an einigen Orten, wie z. B. in M'Boma und Manyanga — sehr viele, und mit Ausnahme der Boa sind auch alle giftig; doch sie verlassen ihre Schlupfwinkel nur selten und werden deshalb nicht besonders lästig. An ihrer starken Vermehrung tragen zum Teil auch die Schwarzen die Schuld, weil sie, statt das Ungeziefer möglichst auszurotten, in wahnsinniger Dummheit diese Scheusale auch noch als Fetische verehren.

Krokodile beleben in Unmassen alle Flüsse und Seen, und unter ihnen sind viele Exemplare von fabelhafter Grösse.

Zahllose Insekten in allen Dimensionen bilden, besonders zur Regenzeit, eine wahre Landplage. Vor allen sei als solcher des Sandflohs erwähnt, der noch vor 20 Jahren am Congo unbekannt war, von den Portugiesen eingeschleppt wurde und seit der Zeit in einer Weise überhandnahm, die jeder Beschreibung spottet. Eine kleine rote Mücke, von den Schwarzen „Scami" genannt, belästigt sie viel, und die Stiche davon verursachen heftigen brennenden Schmerz. Ameisen und Termiten richten oft grossen Schaden an; besonders diese, wenn sie unbeachtet in ein Magazin einfallen; sie begnügen sich nicht damit, die Vorräte aufzuzehren, sondern sie unterminieren auch in ganz unglaublich kurzer Zeit das Gebäude. Die Tetsefliege ist ebenfalls heimisch und mag wohl teilweise dazu beitragen, dass die Tierwelt, namentlich die Wiederkäuer, im Vergleich zu der ungeheuren Ausdehnung des Congo-Beckens verhältnismässig spärlich ist.

Es erübrigt nun noch, einige Worte über den Herrn der Schöpfung — den Menschen selbst zu sagen.

Das Maximum der schwarzen Farbe findet sich keineswegs unter dem Aequator, sondern bei Völkerschaften, die — wie die Jolofs — schon in ziemlicher Entfernung davon, am Südrande des Senegal, also an der Grenzscheide gegen die Araberbevölkerung wohnen. Gegen den Aequator zu

nimmt die schwarze Färbung der Neger-Rasse sogar allmählich ab. Während z. B. die Jolofs und die Maputa-Kaffern eine dunkelschwarz glänzende, einem blank gewichsten Stiefel ähnliche Haut besitzen, geht die Farbe der gegen den Aequator zu wohnenden Neger in eine unreine oder rötliche über. Die meisten der am Congo lebenden Stämme haben eine schokoladebraune oder mausgraue Färbung. Geboren werden die Negerkinder weiss und sind nur an einigen Körperteilen, wie um die Augen, um die Brustwarzen, auch an den Rändern der Nägel schwarz; sie verfärben sich aber schon in den ersten 14 Tagen.

Der Sitz der schwarzen Farbe des Negers ist das Schleimnetz und die äussere Fläche der Lederhaut, weshalb die Schwärze auch wegfällt, sobald das Schleimnetz zerstört ist, wie z. B. bei Narben, die von Verwundungen herrühren, oder nach gewissen Arten von Hautkrankheiten, die unter den Negern häufig vorkommen. Auch sind die mit dickerer Oberhaut überkleideten Körperstellen, namentlich die inneren Handflächen und die Fusssohlen, weniger schwarz; an den Wangen junger Negerinnen schimmert zuweilen etwas Röte durch. Nicht die Farbe allein macht die Negerhaut zu einer eigentümlichen, sondern diese zeichnet sich auch durch sammetartige Weichheit, Fettigkeit beim Anfühlen und Absonderung eines stark riechenden Schweisses aus. Der Geruch dieses Schweisses haftet selbst den Fusstapfen des Negers an. Obwohl die Körperwärme der äthiopischen Rasse eine höhere ist, als die der kaukasischen, so fühlt sich doch die Haut des Negers kalt und schlüpfrig an, wie das Fell der Schlange.

Das eigentliche unterscheidende Merkmal dieser Menschenrasse geht jedoch von der allgemeinen Körperbeschaffenheit, hauptsächlich von der Kopfbildung aus. Am Negerschädel ist wegen auffallend vorwaltender Ausbildung des Gesichtsteiles gegen den des Hirnschädelteiles, wegen der Verlängerung der beiden Kiefer nach vorwärts, und bei dem kleineren Gesichtswinkel eine Annäherung an die Affenbildung nicht zu verkennen. Bei bedeutend kleinerem Gehirn

hat der Neger doch stärkere Nerven, als der Weisse, und alle seine Sinnesorgane, besonders Gehör und Gesicht, sind vorzüglich entwickelt. Das Haupthaar ist schwarz, in seltenen Fällen rot, gekräuselt, wollartig und elastisch. Die Backenknochen springen bedeutend vor, sind stark und breit, fast viereckig; die Augenhöhlen sind geräumiger, die Augenbrauen fehlen fast ganz, die Augenspalte ist kleiner, als beim Europäer, der Augapfel dagegen grösser und um die Hornhaut schwärzlich gefärbt; das Weisse im Auge ist weniger glänzend, sondern gelblichbraun. Die Farbe der Iris ist meist dunkelbraun, manchmal auch ganz schwarz. Die Nase ist aufgestülpt, stumpf, mehr breit als lang, liegt auf der Oberlippe fast auf und ragt über diese nicht hervor. Die Lippen sind aufgeworfen, wulstig und dick, von bläulichschwarzer Färbung, zuweilen sogar so schwarz, dass sie von der Gesichtsfarbe sich nicht unterscheiden. Die Kauwerkzeuge sind stark ausgeprägt. Das Kinn ist zurückgedrängt; die Zähne beider Kiefer stossen unter einem spitzeren Winkel zusammen, als beim Weissen; sie sind stark, dick und breit und stehen in dichteren Reihen beisammen. Die äussere Oeffnung des Gehörorganes ist gross, die Ohren sind fast rund und stehen weit vom Kopfe ab.

Die übrige Knochenbildung ist ebenfalls abweichend von der des Europäers. Die knöcherne Brusthöhle ist geräumiger und gewölbter, das Becken enger; die Hüften tief ausgeschweift; Hände und Füsse sind flacher und länger und erinnern wieder an den Affen.

Doch, wie bei der Farbe, kommen auch in der Körperbildung zahlreiche Abweichungen von diesem Normaltypus vor. Die schönsten Gesichtsbildungen unter den Negern, die ich selbst gesehen habe, besitzen die Batekes, die um den Stanley-Pool herum wohnen; es kommen unter ihnen, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, rein griechische Formen vor.

Einerseits sinnlichen Genüssen, andererseits trägem Nichtsthun sich hingebend, leben die Negervölker Afrikas schon

Jahrtausende lang in den weiten Flächen dieses Erdteils, ohne zu einer höheren Entwicklung zu gelangen. Während ihre Nachbarn am Nil im Bilden und Denken die frühesten Lehrer der Welt wurden und an der Nordküste von Afrika durch Handel und Krieg mächtige Reiche entstanden, sind die Negervölker nie in der Weltgeschichte auch nur mit einiger Bedeutung aufgetreten.

Sie leben in der Regel mässig, meist von Vegetabilien, weniger von Fleisch — was nicht ausschliesst, dass bei festlichen Gelegenheiten auch Menschenfleisch verzehrt wird —, Küstenbewohner von Fischen; selbst einige Arten von Insekten sind gesuchte Leckerbissen, wie z. B. die grossen Heuschrecken, die in der Weise zubereitet werden, dass man ihnen die Hinterbeine ausreisst, sie dann lebend in einem irdenen Topfe am Feuer röstet ohne jede weitere Zuthat. Ihr Getränk ist Wasser, Palmwein und bei besonderen Festlichkeiten eine Art Bier aus Hirse zubereitet. Nur an der Küste, wo sie im Verkehr mit den Weissen durch die sogenannte Kultur gründlich verdorben worden sind, geben sie sich der Völlerei hin.

Ihr Ackerbau verdient kaum diesen Namen.

Einige Kunstfertigkeiten nur, wie Weberei von einigen zur notdürftigsten Bedeckung nötigen Zeugen, liegen in den Händen der Weiber; in den besseren Distrikten am Congo, besonders in Majombé, sind diese Webereien von ausnehmender Zartheit. Es findet sich auch hie und da die Geschicklichkeit zu färben, Leder zu bereiten und Metalle zu verarbeiten; ihre Töpferwaren verdienen gleichfalls manchmal Anerkennung.

Die Musik, die sie leidenschaftlich lieben, ist bei ihnen nichts, als ein disharmonisches Tönen, durch lärmende Instrumente wie Trommeln, Bleche, Büffelhörner bewirkt. Ihre Unterhaltungen bestehen in Gesprächen, die sie bei ihren Zusammenkünften — Palawers — führen, und deren Inhalt Tagesgeschichten sind; Tabakrauchen, Spiel und Tanz, welch letzterer bis in die halbe Nacht dauert und sie stets sehr aufregt, was man an ihren Bewegungen und Gebärden deutlich

genug wahrnehmen kann. Wenn sie sich diesem Vergnügen hingeben, geben sie eine Ausdünstung von sich, die ich unerträglich gefunden habe; das mag wohl daher kommen, weil sie die Gewohnheit haben, den ganzen Körper mit Tierfett oder Palmöl einzureiben.

Die Congo-Neger sind in eine Menge kleiner Staaten oder Stämme zersplittert, unter Häuptlingen, die entweder völlig selbständig sind, oder unter einem Oberhaupte stehen, das bei Handlungen von allgemeinem Interesse die Meinung der anderen Häuptlinge einziehen muss, sonst aber wenig beschränkt ist. Grössere Reiche, wie z. B. die drei Fellatahreiche Sokoto, Gando und Messina, wie Aschanti oder Dahomey, die Zulus oder die Staaten des Muata-ya-Nvo giebt es am Congo gar nicht.

Die Verfassung ist monarchisch und zugleich despotisch — oft bis zu dem Grade der blutdürstigsten Grausamkeit, wie sie sonst auf Erden nirgends vorkommt. Der Wille oder die Laune des Herrschers ist Gesetz. Hin und wieder ist die Macht der erblichen Herrscher durch einen Rat der Aeltesten des Volkes beschränkt.

Die Sprache ist eine Gutturalsprache, fast ohne Konstruktion, nur für das Bedürfnis des Augenblicks tauglich, zum Ausdruck abstrakter Begriffe aber ganz ungeeignet. Noch bis jetzt sind diese Völker nicht zu irgend einer Art von schriftlicher Mitteilung gelangt.

Auch die positive Religion blieb bei ihnen auf der tiefsten Stufe; nichts als Fetische in den hässlichsten Formen der Tierwelt, kaum noch roh geschnitzte Götzen sind der Gegenstand ihrer Anbetung, und Menschenopfer kommen sehr häufig vor. Obwohl drei verschiedene Missionen im Congo-Gebiete thätig sind, findet doch die christliche Religion bei diesen Völkern keinen Anklang. Einerseits ist ihr Hirn zu beschränkt, um die Geheimnisse und Wohlthaten des Christentums zu begreifen; andererseits stossen sie sich daran, dass von jeder Mission anders gelehrt wird; die eine verwirft, was die andere lehrt. Teilweise haben die Eingeborenen Bekanntschaft

mit dem Mohammedanismus gemacht durch die vielen Sansibariten und Houssas der Association. Dieser steht am ehesten in Einklang mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, und er hat alle Aussicht, einst die herrschende Religion Afrikas zu werden.

Ueberhaupt gewahrt man nirgends beim Neger ein Streben nach den höheren Gütern der Menschheit. Die Freigebigkeit, womit die Natur ihnen ihre Lebensbedürfnisse spendet, hat keinen Sporn zurückgelassen zu jenem arbeitsamen Ringen, das die geistigen und physischen Kräfte entwickelt und stählt; sie sind in fast tierischer Roheit darnieder gehalten. Ich spreche ihnen jede höhere Bildungsfähigkeit ab. Wenn man auch einzelne Beispiele aufweisen kann, dass bei verständiger Leitung und in günstige Lebensverhältnisse versetzt aus einzelnen Individuen brauchbare Kaufleute oder gute Kolonisten geworden sind, so giebt das noch keinen Grund, eine Lanze für die ganze Rasse einzulegen.

Epidemische Krankheiten waren früher unter den Eingeborenen unbekannt; denjenigen, die durch den Einfluss des Klimas, die Beschaffenheit der Luft, des Wassers, des Terrains, die Hitze, die Nahrung und die Lebensweise bedingt werden, waren auch sie stets unterworfen. Die Gicht plagt diejenigen Stämme, die zunächst der Küste sich unmässigem Genuss von Tafia und Gin hingeben, und überhaupt ausschweifend leben. An den Ufern grosser fischreicher Flüsse, welche dann den Bewohnern den weitaus grössten Teil ihrer Nahrung liefern müssen, ist eine juckende Hautkrankheit — Pruritus — ein weit verbreitetes Uebel; die Haut wird sehr empfindlich, besonders an einzelnen Körperteilen, reizt zu fortwährendem Scharren und Kratzen und steigert sich häufig zur lästigsten und hartnäckigsten Krankheit. Manchmal werden auch durch die Hungersnot Krankheiten verursacht, wie z. B. die Dysenterie. Die Blattern sind in diesen Ländern nicht heimisch, sind aber durch die Weissen und die Sansibariten der Association eingeschleppt worden; wo sie zum Ausbruch kommen, richten sie geradezu schauerliche Verheerungen unter den

Negern an. Syphilis ist gleichfalls eine Krankheit, die man nur da antrifft, bis wohin Weisse und Araber vorgedrungen sind. Ein Gesetz, das im Innern des Landes den Eingeborenen bei Todesstrafe verbietet, das Gebiet eines benachbarten Souveräns zu betreten, ohne vorerst dessen Erlaubnis dazu eingeholt zu haben, trägt viel dazu bei, dass diese Krankheiten keine weitere Ausdehnung annehmen. Auch die Feuchtigkeit, die sich bei grosser Hitze entwickelt, sowie die Trockenzeit verursachen manche Krankheiten, z. B. den Skorbut, Geschwülste, Verstopfungen und Lähmungen der Glieder. Unmittelbar nach der Regenzeit, wenn die Hitze am grössten ist und die austrocknenden Sümpfe die ungesundesten Dünste aushauchen, sind die Eingeborenen eben so gut wie der Weisse der Malaria ausgesetzt; doch ist der Verlauf rascher er und die Todesfälle sind selten.

Holländer, Franzosen, Engländer, Portugiesen und die Association, alle haben sich unmittelbar am Strome, als der einzigen Verkehrsstrasse, festgesetzt, und somit sind auch vorläufig nur die diesem zunächst gelegenen Landstriche bekannt. Die inneren Regionen des Landes sind fast noch gänzlich unerforscht und werden es aus verschiedenen gewichtigen Ursachen auch noch einige Zeit bleiben. An der Spitze stehen wohl die Ermüdungen, denen man fortwährend ausgesetzt ist. Aber unabhängig von den Hindernissen, die durch Klima und Erschöpfung entstehen, giebt es noch verschiedene andere, die eben so schwer zu überwinden sind.

Eine derartige Reise erheischt vor allem ganz beträchtliche Mittel. Jeder, der ein solches Unternehmen wagen will, mag im voraus davon überzeugt sein, dass er keinen Schritt vorwärts machen wird ohne grosse Ausgaben, und das ist es, was derjenige nicht fassen kann, der nicht selbst die Erfahrung gemacht hat.

Jeden Tag läuft man ungefähr sechs Stunden unter einem glühenden Himmel, dessen mittlere Temperatur 36° ist; und wenn man mit einigem Nutzen für die Wissenschaft reisen will, so muss man — anstatt sich nach seinem Tagemarsch

auszuruhen — seine Zeit opfern, um die Natur des Bodens zu erforschen, Mineralien, Pflanzen und Tiere zu sammeln, seine Notizen und astronomische Beobachtungen zu machen und seine Karte aufzurichten. Um mit Sicherheit in Ländern zu reisen, deren Gesetze und Gebräuche total von dem verschieden sind, was in dieser Beziehung in zivilisierten Ländern existiert, und wo die Kraft allein imstande ist, sich Respekt zu verschaffen, ist es absolut notwendig, mit einer Macht zu erscheinen, die den verschiedenen Häuptlingen imponiert und ihnen die etwaige Lust, Gewaltakte zu begehen, nimmt. Ist nun der Europäer zu seiner eigenen Sicherheit mit 300 bis 400 Negern — die er natürlich bezahlt — umgeben, so muss er schon einen ziemlichen Grad von Festigkeit besitzen, um eine solche Anzahl von undisziplinierten Menschen in Ordnung zu halten, die zudem noch ihr Möglichstes thun, ihn zu reizen, um von einer im Zorn verübten Handlung zu profitieren, indem sie ihn dann niederschlagen und ausrauben. Ferner ist man in diesen wilden Regionen, wo man als Nahrung weiter nichts findet als Bohnen, die Manioc-Wurzel und Elefantenfleisch, gezwungen, seine Provisionen für die voraussichtliche Dauer der Reise mitzunehmen. Da es nun keine Lasttiere giebt, müssen Menschen als solche engagiert werden, von denen natürlich jeder nur eine kleine Quantität trägt, was Ursache ist, dass man deren recht viele haben muss. Der Transport der Waren, die nötig sind zum Tauschhandel und zur Bezahlung der Leute, bedarf keiner geringeren Anzahl. Schnaps und Salz, die die Hauptobjekte zum Austausch der Lebensmittel bilden, sind nicht leicht zu transportieren, und das ist es, was die Zahl des Trosses noch vermehrt.

In diesen Regionen des zentralen Afrikas ist es bei Todesstrafe verboten, in ein Land einzutreten, ohne vorerst durch Geschenke von dem betreffenden Souverän die Erlaubnis des Durchmarsches erkauft zu haben. Die Präliminarien — um dieses Recht zu erhalten — kosten wenigstens ebensoviel, als die zu machenden Geschenke. Das ist aber

noch nicht alles; man muss auch das Wohlwollen der Priester oder Zauberer — des „Ganga“ — zu gewinnen wissen, damit nicht denen am Ende ein Orakel in den Kopf kommt, das den Tod des Reisenden verlangt; denn in dem Falle wäre er unbedingt verloren. Diese Neger können aber weiter keine Lebensmittel liefern, als die oben genannten, und selbst diese besitzen sie nicht im Ueberfluss, denn sie bauen nicht mehr, als sie zu ihrer Subsistenz benötigen. Es giebt ausserdem noch viele Hühner in allen Teilen Afrikas, und das ist denn neben den Ziegen für den Europäer die einzige zuträgliche Nahrung. Selbst Wassermangel ist immer zu befürchten, wenn man unfruchtbare Ländereien durchreisen muss, wie das im Innern häufig vorkommt, und man ist gezwungen, davon eine Provision für 2—3 Tage, manchmal sogar für 5 Tage mitzuschleppen.

Man kann sich schliesslich eine Idee von den Schwierigkeiten einer solchen Reise machen, wenn man die Thatsache betrachtet, dass fast sämtliche Kommis, die von Angola auf die Märkte nach den Grenzen der unabhängigen Länder gehen, um dort Handel zu treiben, mit grauen Haaren zurückkehren. In Wahrheit, ich hatte niemandem Rechenschaft über die Verwendung meiner Waren zu geben und brauchte somit weniger nach Gewinn oder Verlust zu fragen, was mich in vielen Fällen vor Wirren schützte. Der Kommis dagegen wird häufig in Streitigkeiten verwickelt, in denen er sein Leben lässt; denn ein barbarisches Volk kennt kein anderes Beweismittel des Rechts, als denjenigen totzuschlagen, der ihm entgegentritt.

Ich meinerseits habe die grössten Unannehmlichkeiten von seiten der Lastträger nicht in den Ländereien der wilden Neger erlebt, sondern da, wo das glorreiche Banner der Portugiesen weht; sie sind, wie ihre Lehrmeister, feig und niederträchtig, diebisch und frech; sie arbeiten nur, wenn man sie dazu zwingt und thun alles mit Widerwillen; es ist umsonst, dass man ihnen für ihre Arbeit die weitgehendste Entschädigung verspricht.

Die grosse, fast unerträgliche Hitze mag als Entschuldigung gelten für ihre grossartige Faulheit; wenn aber auch das heisse Klima ihr Ausreissen aus Erschöpfung rechtfertigen mag, so sind sie nichtsdestoweniger fähig, ihre Lasten in der Mitte eines Weges niederzulegen, wo es fast unmöglich ist, sie später wieder herauszuholen. Ich habe dafür leider die Beweise!

Fünftes Kapitel.

Eine zweite Congo-Fahrt 6 Jahre später.

Einleitung. — Banana. — Die neue Station. — Das Fort von Chinkakassa. — Boma. — Die Zustände daselbst. — Der Handel. — Die Staatseinnahmen. — Die Missionen. — Matadi. — Die Karawanenstrasse. — Der Stanley-Pool. — Léopoldville. — Der Notstand daselbst. — Mittel zu dessen Abhilfe. — Die Kanonen in Afrika.

Wie dem Leser noch erinnerlich sein wird, trat auf Antrag des Königs der Belgier im Spätherbst des Jahres 1884 in Berlin eine Konferenz zusammen, bei der fast alle europäischen Staaten vertreten waren, und deren Zweck es gewesen ist, die Interessensphären der einzelnen Mächte auf dem afrikanischen Kontinente genauer festzulegen resp. die unermesslichen noch unbesetzten Gebiete des schwarzen Erdteils unter sich zu verteilen.

Die Beratungen nahmen noch einen guten Teil des Frühjahres 1885 in Anspruch, und als die Versammlung endlich auseinanderging, konnte als das gewichtigste Resultat der getroffenen Vereinbarungen die Gründung des „Unabhängigen Congo-Staates" bezeichnet werden.

Dieser war von allen europäischen Grossmächten und nachträglich auch von den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas anerkannt; zum Souverän des neugegründeten Reiches war Se. Majestät der König der Belgier ausersehen, und somit

wurde dessen unbestreitbaren und grossen Verdiensten um die civilisatorischen und kulturellen Bestrebungen in Afrika auch äusserlich Anerkennung zuteil.

Zur Genugthuung und zum Jubel aller derjenigen, die durch Fleiss und unermüdliche Ausdauer in Ertragung unsäglicher Strapazen und Entbehrungen aller Art zum Gelingen des einzig in seiner Art dastehenden Werkes beigetragen hatten, erfolgte am 1. Juli desselben Jahres die Proklamation des „Unabhängigen Congo-Staates“.

Eine der wichtigsten Bestimmungen der Berliner Konferenz, d. h. der sogenannten „Congo-Akte“, gipfelte darin, dass jeder der dabei beteiligten Staaten in absehbarer Zeit thatsächlich von den ihm zugesprochenen Territorien Besitz ergreifen müsse, widrigenfalls nach Ablauf einer Reihe von Jahren jedem anderen frei stehen sollte, sich dort festzusetzen.

Der junge Congo-Staat beeilte sich in erster Linie, wie die anderen übernommenen Verpflichtungen, so auch diese Bestimmung getreulich zu erfüllen. Verschiedene Expeditionen wurden nach und nach ausgerüstet, um auch die äussersten Grenzen des neuen Reiches in Wirklichkeit zu besetzen, und diese thatsächliche Besitzergreifung durch Anlegung von Stationen und Organisation der einzelnen Distrikte zu bekunden.

Zur Führung der nach dem äussersten Nord-Osten des Congo-Gebietes — bis ins Nil-Land — sich begebenden Expedition wurde der belgische Kapitän van Kerckhoven bestimmt, der sich im afrikanischen Dienst bereits seit 1883 befand und in hervorragender Weise ausgezeichnet hatte. Durch ihn wurde ich veranlasst, an seiner Expediton teilzunehmen, und so kam es, dass ich ein zweites Mal nach dem Congo zog.

Die Abreise von Brüssel erfolgte am 1. Oktober 1890, und nach rascher, angenehmer Fahrt erreichten wir Banana bereits am 1. November.

Das Bild von Banana hatte sich gegen früher sehr zu seinem Vorteil geändert. Der Ort hat nicht etwa bedeutend an

Ausdehnung zugenommen, was in Anbetracht seiner Lage auf einer schmalen Landzunge und infolge der örtlichen Verhältnisse gar nicht möglich wäre; aber die Ansiedlung hat sich erheblich verschönert. Während sich früher dem Neuangekommenen nur ein sandiger, völlig vegetationsloser Strand präsentierte, prangt heute die Landzunge im üppigsten Grün. Die Holländer hatten mit der Anpflanzung von Kokosnussbäumen begonnen, und die übrigen Faktoreien folgten dem guten Beispiele; heute ist es eine Freude, Banana zu sehen. Neu entstanden sind: ein Hotel, das — gut geführt — den Verhältnissen einigermassen angepassten Ansprüchen vollständig gerecht wird und dem Reisenden die Verlegenheit erspart, immer die Gastfreundschaft anderer beanspruchen zu müssen. Ferner die Station des Congo-Staates, die allerdings etwas verspätet angelegt wurde, dagegen räumlich sowohl, als auch nach der Bauart den heutigen Erfordernissen entspricht. Sie ist mit Geschick angelegt und ausgeführt; im Pavillon-System gebaut in Mitte schattenspendender Anlagen, auch ist sie im Bedarfsfalle noch einer Erweiterung fähig. Allein die innere Einrichtung der Räumlichkeiten lässt noch vieles zu wünschen übrig. Dieser schroff zutage tretende Missstand ist jedoch nicht dem jeweiligen Stationsvorstand zur Last zu legen, dessen Reklamationen gewöhnlich nicht berücksichtigt werden; die Schuld wird mehr die Herren in Brüssel treffen, teilweise auch den Gouverneur in M'Boma, der sich die besseren Sachen dorthin kommen lässt, wogegen natürlich der Untergebene in Banana nicht aufkommen kann. Es ist selbstverständlich, dass man auf Reisen im Innern des Kontinents und auf entlegenen Stationen jedes Komforts entbehrt; wenn man aber nach langer Zeit abgejagt und abgeschunden, halb verhungert, meistens auch noch krank nach der Küste zurückkehrt, um dort acht Tage, nach Umständen ein paar Wochen auf den Abgang des nächsten Dampfers zu warten, dann — glaube ich — sollte man doch Anspruch auf etwas mehr Bequemlichkeit erheben dürfen. Ausser dem Bett nebst dem nötigen Fliegenschutz könnte man wohl noch einen Tisch,

einen Stuhl und — wenn nicht einen Toilettentisch — so doch wenigstens ein Waschservice den Agenten des Staates zur Verfügung stellen. Meine Zimmereinrichtung bestand neben einem mit Segeltuch überspannten Holzgerüste, das als Bett fungierte, in einem — Stiefelzieher.

Diesem Missstande konnte und sollte endlich abgeholfen werden.

Nach etwa achtstündiger Fahrt stromaufwärts erreicht man M'Boma, heute die grösste Station des Congo-Staates und bestimmt, einst die Hauptstadt des Landes zu werden. Hier sind selbstverständlich viel grössere Veränderungen vor sich gegangen, wenn auch nicht zum Vorteile des Platzes. Wer M'Boma in den achtziger Jahren gesehen hat, ist nicht imstande, es heute wiederzuerkennen.

Vor allem fällt dem militärischen Auge bei der Annäherung zu Wasser ein Fort auf, dessen Kanonen den Strom beherrschen und das der Ansiedelung zum Schutze dienen soll — nicht gegen heimtückische Schwarze, sondern gegen die von freundnachbarlichen Gefühlen beseelten Franzosen und Portugiesen. Diese haben schon einmal den Sitz des Gouverneurs mit Bombardement bedroht, was allerdings blinder Lärm war; denn als sie die Vorbereitungen zur Abwehr wahrnahmen, da zogen die tapferen Portugiesen wieder ab, wie sie es früher auch schon gethan hatten. Auch die Eifersüchteleien und Chikanen der Franzosen, die sich stets als die Erben des Congo-Staates betrachteten, mögen dazu beigetragen haben, dass die Regierung sich veranlasst sah, die Fertigstellung der fortifikatorischen Arbeiten zu beschleunigen, um auf alle Fälle den nachbarlichen Ueberraschungen gewachsen zu sein.

Das Fort ist nach den neuesten Fortschritten europäischer Festungsbaukunst hergestellt, modern ausgerüstet mit gepanzerten Batterien und bewaffnet mit Krupp'schen 17 Centimeter-Kanonen, so dass es allen Erfordernissen der Neuzeit entsprechen würde, wenn es auf einem anderen Platze stände.

Die Anlage ist aber strategisch und taktisch verfehlt.

Das Fort hätte nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn es imstande wäre, im Bedarfsfalle den Strom für fremde Kriegsschiffe gänzlich zu sperren. Dieser Fall ist hier aber nicht gegeben; denn ein Kanonenboot von geringem Tiefgang kann das portugiesische Ufer entlang den Strom hinauffahren, ohne vom Fort aus daran gehindert zu werden. Es geht das um so leichter, wenn die Fahrt in der Morgen- oder Abenddämmerung vorgenommen wird. Zu dem Zweck einer vollständigen Stromsperre hätte das Fort auf einer Insel in der Mitte des Stromes angelegt werden müssen; aber selbst da würde es seiner Aufgabe nur gerecht geworden sein, wenn es von einem guten Kanonenboote oder wenigstens von ein paar Torpedobooten unterstützt worden wäre. Der taktische Wert des Forts ist gleich null, da die nächsten, es bedeutend überragenden Anhöhen in der Luftlinie kaum 300 Meter davon entfernt sind, somit an einen erfolgreichen Widerstand gegen eine zu Lande operierende Truppe nicht zu denken ist.

Der Bau hat bis jetzt ungefähr eine Million gekostet; eine weitere hat die Ausrüstung verschlungen; bis zur vollständigen Fertigstellung wird noch die dritte draufgehen, und der Zweck, die Hauptstadt vor Handstreich oder Beschiessung sicher zu stellen, ist doch nicht erreicht. Geld, Zeit und Arbeitskräfte sind vergeudet. Hätte man statt dieser kostspieligen Anlage eine Million geopfert für Anschaffung von 2—3 Torpedobooten und den Ersatz der jetzigen alten Kasten durch ein paar brauchbare Kanonenboote, die auch im Frieden den unumgänglich notwendigen Dienst zwischen Matadi, M'Boma und Banana versorgt hätten, so wäre der angestrebte Zweck sicherer zu erreichen gewesen. Die anderen zwei Millionen, wenn sie denn doch verausgabt sein mussten, hätten in M'Boma leicht eine bessere Verwendung finden können.

Die Kommunikation zwischen Fort und Stadt ist zur Zeit nur auf dem Wasserwege möglich; von der Landseite führt lediglich ein elender Fusspfad dahin, auf dem nicht

zwei Personen nebeneinander gehen können und der während der Regenzeit wohl überhaupt schwer passierbar sein dürfte. Um von M'Boma aus nach dem Fort zu gelangen, muss zuerst der Krokodilfluss überschritten werden. Vor 15 Jahren führte über dieses Wasser eine Brücke, deren steinerne Pfeiler noch vorhanden sind; heute ist statt der Brücke ein Drahtseil gespannt, an dem ein Backtrog hängt, der als Fähre dienen soll. Damit das wertvolle Vehikel nicht abhanden kommt, steht ein Posten davor.

Noch bevor man mit dem Bau der Festung begann, hätte man eine fahrbare Strasse dahin herstellen müssen; desgleichen fehlt heute noch zwischen M'Boma und Banana der Telegraph, der rechtzeitig die Annäherung eines feindlichen Schiffes melden könnte.

Die Station M'Boma besteht — ähnlich, wie es in Helgoland der Fall ist — aus zwei getrennten Teilen, der unteren Station „Boma river" geheissen, weil sie längs des Stromes und am Landungsplatze gelegen ist, und der oberen Station „Boma plateau" benannt. Die obere Station besteht durchweg aus Staatsgebäuden, die einschliesslich des Pavillons des Gouverneurs nur als provisorische Bauten gelten können, da sie entweder nur aus Holz oder aus Blech zusammengesetzt sind.

Wenn man in Brüssel von M'Boma als einer europäischen Stadt reden hört, so wird man zu dem Glauben verleitet, es handle sich da wirklich um einen rasch aufblühenden Ort, der in absehbarer Zeit die Bedeutung von Alexandrien oder Kapstadt erreichen könnte. Gerade das Gegenteil ist aber der Fall; seit 12 Jahren wird M'Boma von Jahr zu Jahr schlechter. Es entstehen zeitweilig einige neue Bretterbuden, in denen die Schwarzen ihre Misswirtschaft treiben; dagegen gehen die alten Faktoreien, die doch den eigentlichen Bestand von M'Boma bildeten, allmählich ein. In Wirklichkeit ist nichts weiter vorhanden, als ein systemlos durcheinandergebautes Konglomerat von Holz- und Blechbuden, meist mit Dachpappe gedeckt, zwischen denen sich 3—4 Ziegel-

steinbauten drollig genug ausnehmen. Viel richtiger wäre der Vergleich mit einem Jahrmarkt.

Wie man dazu gekommen ist, sich gerade diesen Ort zur Anlage der Hauptstadt auszusuchen, das ist schwer erfindlich. Seitdem M'Boma besteht, war es stets in dem Rufe, einer der ungesundesten Plätze des unteren Congo-Landes zu sein, und dieses Renommee hält es mit seltener Zähigkeit auch heute noch aufrecht. Zur Handelsniederlassung muss dieser Ort allerdings sehr geeignet gewesen sein, denn schon vor 20 Jahren, als noch niemand an den Congo-Staat dachte, hatte sich dort eine stattliche Reihe von Faktoreien etabliert, die alle gute Geschäfte machten. Die Anlage dieser Faktoreien erfolgte naturgemäss längs des Stromes, in möglichster Nähe des Ufers — in einer Längenausdehnung von etwa zwei Kilometern. Hinter jeder Faktorei befand sich damals ein grösseres oder kleines Dorf, in welchem die schwarzen Arbeiter — teils Kruboys, teils Kabindas — mit ihren Familien hausten. Hinter diesen improvisierten Dörfern breitete sich sumpfiges Gelände aus, bestehend aus einem $1^1/_2$ Meter tiefen dicken, schwarzen Brei, der einen pestartigen Gestank verbreitete. Im Norden und Westen wird M'Boma in einem grossen Bogen vom Krokodilfluss eingeschlossen, der ein sehr schwaches Gefälle hat und nur stagnierendes Wasser mit sich führt. In nördlicher Richtung hinter M'Boma, jenseits des Krokodilflusses, in einer Entfernung von 1—2 Wegstunden lagen verschiedene grosse und wohlhabende Dörfer der Eingeborenen, die in reichlichem Masse und zu billigen Preisen die notwendigen Lebensmittel lieferten. Das war ungefähr das Bild von M'Boma vor 15 Jahren.

Zum allgemeinen Erstaunen wurde mit Beginn des Jahres 1884 auf einem Hügel hinter M'Boma, eine halbe Stunde vom Orte entfernt, ein Sanatorium errichtet. Es geschah dies im Auftrage der „Association Internationale Africaine“ und auf Anraten des Dr. Allart. Dass dieser Platz am allerwenigsten für ein Sanatorium geeignet war, geht schon daraus hervor, dass es seinem eigentlichen Zwecke nie entsprochen hat; es

wurde von allem Anfang an mehr als Hotel benutzt und fungiert seit etwa 10 Jahren als Justizpalast. Im Jahre 1885 wurde aus der Association Internationale der Congo-Staat und damit wurde auch der Sitz des Gouvernements nach M'Boma verlegt. Die erforderlichen Neubauten wurden teils auf dem Hügel beim Sanatorium, teils am Ufer, der sogenannten „Bitsch" aufgeführt. Da an letzterer der Platz sehr beschränkt war, hat man um die giftaushauchende Dreckpfütze herumgebaut, als ob es der lieblichste Gebirgssee wäre.

Es bleibt immerhin unbegreiflich, dass keine der medizinischen Koryphäen des Congo-Staates, die seit 12 Jahren nach einander in M'Boma residierten, mit Energie auf die Austrocknung des Sumpfes gedrungen hat. Dadurch allein würde der sanitäre Zustand der Hauptstadt, der zur Zeit geradezu erbärmlich ist, mit einem Schlage erheblich gebessert werden. Die Ausführung dieses Planes wäre in Anbetracht der Lage und des massenhaft vorhandenen Materials weder schwierig noch kostspielig.

Nachdem schon seit 7 Jahren ein Spital für die Schwarzen in M'Boma existiert, ist in neuester Zeit endlich auch ein solches für die Weissen entstanden. Es wurde mit Unterstützung des Staates von der Gesellschaft des „roten Kreuzes" errichtet und wird von barmherzigen Schwestern bedient. Wie alles in M'Boma, so ist auch dieses Etablissement systemlos angelegt; aber die einzelnen Bauten sind in Ziegelstein sauber ausgeführt und den klimatischen Verhältnissen angepasst. Die Räume sind luftig und nicht zu klein und ausserdem peinlich sauber gehalten; die Verpflegung ist sehr gut. Trotzdem ist bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen, was man sich davon erhoffte. Man scheint nämlich von dem Grundsatz auszugehen, dass die Schwestern möglichst wenig belästigt werden dürfen; so kommt es, dass nur in den verzweifeltsten Fällen vom „roten Kreuz" Gebrauch gemacht wird — meistens, wenn es bereits zu spät ist —, während man gewöhnlich die Kranken in ihren schmutzigen Buden ohne Wartung und Pflege verkommen lässt.

Wie schon oben angedeutet, ist die Stadt durch die sonderbare Bauart — erzwungen durch die Terrainverhältnisse — in zwei Hälften geteilt. Diese beiden getrennten Stadtteile sind durch eine Trambahn miteinander verbunden. Dieses Verkehrsmittel muss man aber gesehen haben, um den richtigen Begriff davon zu bekommen. Eine erbärmliche Maschine, die den ganzen Tag in der widerwärtigsten Weise ächzt und pfeift und oft, wie ein störrischer Ochse, nicht geht; dazu ein jämmerlicher Wackelkasten für die Passagiere. Der Schienenstrang ist so miserabel, dass der schwarze Maschinist während der Fahrt stets auf dem Trittbrett steht, bereit zum Abspringen. Im Waggon ist eine Tafel angebracht, auf der eine ganze Litanei von Dingen zu lesen ist, die verboten sind. Z. B. man soll nicht mit schmutzigen Stiefeln über die Bänke steigen; man soll nicht durch Ausspreizen der Füsse die Seitenwände hinausdrücken; man soll keine Namen in die Bänke einschneiden u. s. w. Diese Tafel ist neueren Ursprungs, woraus zu entnehmen ist, dass die Verordnung wohl notwendig geworden sein wird. Daraus lässt sich aber zugleich ersehen, aus welchen Elementen das Personal zum grossen Teil zusammengesetzt ist. Sie sind längst vorüber, die Zeiten, wo man in Brüssel noch von dem Grundsatze ausging, zur ernsten kolonialen Arbeit nur die Elite des belgischen Offizier-Korps hinauszusenden. Heute ist das Motto: „Billig und schlecht“.

Leuten, die die Sache nicht als eine Art Sport nehmen, sondern den Ernst der Lage erfassen, braucht man solche Dinge nicht erst zu sagen; das versteht sich wohl von selbst.

Das Einzige, was sich in M'Boma entschieden zu seinem Vorteil verändert hat, das ist das militärische Lager. Was man dort als Kaserne bezeichnet, ist zwar keine solche; es ist vielmehr eine Art Kasino, in dem die Offiziere und die weissen Unteroffiziere der Garnison einquartiert sind. Das Gebäude liegt auf einer Anhöhe, von wo aus es die ganze Stadt beherrscht, hat ein gefälliges Aeussere, ist in Ziegelstein aufgeführt und mit Wellblech gedeckt; man kann wohl

sagen, dass es das beste ist, was in M'Boma existiert. Die Mannschaften waren früher in schmutzigen Hütten der Eingeborenen eng genug zusammengepfercht; diese primitiven Grashütten sind verschwunden und haben steinernen Baulichkeiten Platz gemacht, in denen die Leute gute Unterkunft finden. Das Lager ist reinlich gehalten und macht heute mehr einen militärischen Eindruck, als das früher der Fall war, ist aber auch noch mancher Besserung fähig.

Die „Magasins généraux" hatten seiner Zeit in M'Boma ein Hotel errichtet, was nachgerade ein unabweisliches Bedürfnis geworden war. Es wurde ein weitläufiges zweistöckiges Gebäude aufgeführt, das ganz aus Eisen und Wellblech konstruiert war. Im Parterre-Geschoss waren die Verkaufsräume und Magazine untergebracht; im ersten Stockwerk befanden sich die Wirtschaftsräume und das zweite Stockwerk war mit 12 Fremdenzimmern ausgestattet, die gut eingerichtet und mit herrlichen Betten versehen waren. Eine breite gedeckte Veranda umgab das Haus in allen Stockwerken. Was von Europa aus gethan werden konnte, um das Emporblühen dieses Etablissements zu ermöglichen, das war geschehen. Mit allgemeinem Jubel wurde die Eröffnung begrüsst. Leider sollte die Freude nicht lange dauern!

Mit dem Staat war ein Kontrakt geschlossen worden, betreffs der Verpflegung der Beamten. Alle Agenten des Staates waren gehalten ihre Mahlzeiten im Hotel einzunehmen; dafür bezahlte die Regierung per Kopf und per Tag in der I. Klasse 8 Francs in der II. Klasse 6 Francs. Da bei Einrechnung der stets vorhandenen Passanten täglich mindestens 100 Personen zu Tisch sassen, so ergiebt sich in runder Summe eine monatliche Einnahme von mindestens 24000 Fr. Nun sollte man meinen, dass eine leidlich gute Administration wohl imstande sein müsste, für diesen Preis auch etwas Erkleckliches zu liefern. Die Verpflegung war aber stets schlecht, und die wiederholten Reklamationen, sowohl von Seite der Gäste, als auch durch das Gouvernement, hatten — wie gewöhnlich — nichts gefruchtet. Der ewigen Beschwerden über-

drüssig beschloss endlich der Gouverneur die Agenten in bar auszubezahlen, und jetzt kann jeder sehen, wo er bleibt. Die Beamten der verschiedenen Ressorts haben sich nun meist zusammengethan und speisen gemeinsam; Andere machen ihre eigene Menage; wieder Andere nehmen ihre Mahlzeiten in den verschiedenen Faktoreien. Im allgemeinen ist man schlecht verpflegt, und das bleibt selbstverständlich auf den Gesundheitszustand nicht ohne Einfluss. Mit den Geschäften der „magasins généraux" war es aber nun auch aus; das Hotel musste wegen Mangels an Gästen geschlossen werden, und die Verkaufsläden — vollgepfropft mit alten Ladenhütern — warfen auch nichts ab. So kam es, dass die mit grossem Rumor in Scene gesetzte Hotelgesellschaft froh sein musste, als etwa vor einem Jahr der Staat die Gebäulichkeiten erwarb. Auf diese Weise kamen die „magasins généraux", die andernfalls dem sichern Bankerott entgegen gegangen wären, mit einem bläuen Auge davon und fristen jetzt in einer kleinen Bretterbude neben ihrem einstigen splendiden Etablissement ein jämmerliches Dasein weiter.

Das ehemalige Hotel führt noch immer diesen Namen, obwohl jetzt in den Lokalen der ersten Etage Post, Telegraph und Telephon eingezogen sind. Die Zimmer des zweiten Stockwerks sind für die Passanten freigehalten; die Parterreräumlichkeiten stehen zur Zeit leer, wenn sich nicht gerade widerrechtlich einige angeblich zivilisierte Neger eingenistet haben. Mit der Beaufsichtigung des Hauses ist seltsamer Weise ein Schwarzer betraut; da lässt sich leicht erraten, wie es um die Reinlichkeit bestellt ist. Da alle Teile des Hauses, auch die Möbel aus Eisen sind, auch die Fussböden grösstentheils mit Steinfliesen belegt sind, so können sich zum Glück Wanzen nicht darin halten; alles andere Ungeziefer ist in reichem Masse vorhanden. Flöhe, Sandflöhe und Kakerlaken sind massenhaft. Die Blechwände des Hauses sind doppelt, mit einer Luftschicht dazwischen; darinnen hausen Legionen von Ratten, die am hellen Tage ungeniert an den Wänden auf- und abklettern, des Nachts herumlärmen

und alles, was nicht in eisernen Koffern verschlossen ist, unbarmherzig annagen. Stiefel, Kleider, Bettzeug, Tropenhelm, Seife, Gewehrriemen, nichts wird von den Bestien verschont; es ist die reinste ägyptische Landplage. Auch vor allen Gattungen von Läusen ist man keinen Augenblick sicher; wenn gerade einige Zimmer leer stehen, so macht der staatlich bestellte Hüter sein kleines Nebengeschäft, indem er sie an schmutzige Schwarze vermiethet, die sich dann nebst ihren ekelhaften Weibsbildern in unseren Betten herumwälzen. — Die Moskitonetze waren vor 7 Jahren weiss; da sie in der Zwischenzeit weder gewaschen, noch erneuert wurden, so kann man sich denken, in welchen Farben sie schimmern. Auf den Möbeln liegt der Schmutz buchstäblich in fingerdicker Kruste; abgetropfte Kerzen, Petroleum, Stiefelwichse, Staub und Rattenkot bilden die Substanz. Diese Möbel sind heuer nebst dem Hause neu gestrichen worden; man muss sich aber nicht einbilden, dass man sich die Mühe gab, sie erst abzukratzen oder gar zu waschen; nein, man hat auf den alten Schmutz hinaufgepatzt — natürlich kommt er nach 4 Wochen wieder durch. Da gewöhnlich die Gäste nur auf wenige Tage hier einquartiert werden, giebt sich auch keiner die Mühe, den Augiasstall auszumisten.

Auf der Veranda sieht es noch grauenhafter aus. Fast jeder, der aus dem Innern zurückkommt, bringt einen oder mehrere Papageien mit; Einer hat einen jungen Adler, der mit Durchfall behaftet ist; ein anderer ist glücklicher Besitzer eines jungen Hundes, der noch nicht zimmerrein ist; Kanarienvögel, Affen, Ichneumons, Schakale, ein kleines Krokodil — ja, eine ganze Menagerie kann man auf dieser Veranda sehen. Nicht genug, dass die Thiere den ganzen Tag über einen Heidenspektakel aufschlagen, auch der Herr der Schöpfung trägt seinen Teil bei zur Vervollständigung des Konzertes — oft ganz unnötiger Weise. Der eine bricht eine Kiste auf; ein anderer nagelt eine zu; der dritte fabriziert einen Käfig für seine Papageien; ein vierter schmeisst leere Flaschen von einem Ende der Veranda nach dem anderen. Einer

kommt um Mitternacht besoffen nach Hause und brüllt die Brabançonne; ein anderer trommelt mit den Fäusten an die Blechwände, dass das ganze Haus erzittert, um auf diese Weise die Ratten zur Ruhe zu bringen; nebenan liegt ein Fieberkranker, der die ganze Nacht speit; dazu noch das fortwährende Geschrei nach den boys und dieser unter sich — es ist oft zum Rasendwerden. Ist unter diesen Umständen der Aufenthalt in dem Hause schon für den gesunden Menschen eine Qual, so muss er für den Kranken geradezu entsetzlich werden. Das ist aber noch nicht alles; es kommt dazu noch der Lärm der Nachbarschaft. Vor dem Hause pfeift und qualmt die Maschine der Trambahn; am rechten Flügel wird eine Holzbude zusammengehämmert; im Hofe balgen sich die Hunde; nebenan sind in einem grossen, leeren Magazin die Schwarzen einquartiert, die von der Brüsseler Ausstellung verzogen und verdorben zurückkommen. Von ihnen hat einer eine Flöte mitgebracht, der er herzzerreissende Töne entlockt; ein anderer bläst auf einer alten Trompete die schauerlichsten Signale; wieder einer feuert um Mitternacht seine Flinte ab — kurzum, es geht zu, dass man selbst manchmal konfus wird und glaubt in einem grossen Narrenhaus zu sein.

Zu dem Hause gehören 3 Höfe, von denen der eine während meines dreimonatlichen Aufenthaltes auf Privatkosten einmal von seinem Unrat gesäubert wurde. Da kamen zwischen dem wuchernden Grase zum Vorschein: zerbrochene Flaschen, leere Konservenbüchsen, zerrissene Schuhe, Lumpen, Zahnbürsten, Papierfetzen, halbverfaulte Säcke, ganze Haufen von Bananenschalen; dazwischen ein paar Schweine, einige Enten und verschiedene wilde Hunde.

Zum Glück sieht es nicht überall so aus, wie in dieser staatlichen Musteranstalt! — Entgegen allen afrikanischen Traditionen hat man hier erlaubt, dass sich die Neger zwischen den Wohnungen der Weissen niederlassen. Es sind dies nicht vielleicht Leute, die man täglich zur Arbeit benötigt, sondern es ist — mit Ausnahme einiger kleinen Kaufleute — fast durchgehends arbeitsscheues Gesindel, das nur vom ge-

legentlichen Beutemachen lebt. Wenn unter diesen Umständen in M'Boma tagtäglich in der frechsten und unverschämtesten Weise gestohlen wird, so braucht man sich darüber nicht im geringsten zu wundern. Das ganze Gesprächsthema bei Tische bilden die Diebstähle und Einbrüche, die mitunter selbst am hellen Tage erfolgen. Während meines letzten dreimonatlichen Aufenthaltes in M'Boma waren sieben schwere, mit Anwendung von Gewalt verübte Einbrüche zu verzeichnen. Wie überall, so steht auch hier die hohe Polizei dem Unfug machtlos gegenüber.

Das Treiben wird noch wesentlich erleichtert durch den gänzlichen Mangel einer Beleuchtung. Vor 15 Jahren brannte wenigstens vor jeder Faktorei ein Licht, und so waren doch die notwendigsten Richtungslaternen vorhanden. Die Faktoreien sind meist eingegangen und mit ihnen die Beleuchtung. Auf dem ganzen zwei Kilometer langen „Quai du commerce“ stehen allein vor dem sogenannten Hotel zwei Laternen, die aber nie Lampen besessen haben.

Die Benennung „Quai du commerce“ ist auch der reinste Hohn, denn von einem Quai ist nicht die geringste Spur vorhanden. Zwei wackelige Landungsbrücken, von denen die eine wegen ihrer Schadhaftigkeit überhaupt nicht benutzt werden kann, sind die ganze Vorrichtung. Kein Krahn, nichts ist zu sehen. Die Verladungsarbeiten müssen in der primitvsten Weise besorgt werden; daher kommt es auch, dass die grossen Dampfer stets 4 Wochen, und noch länger im Congo herumliegen, bevor sie endlich wieder fortkommen. Wenn je, so wäre hier eine Geldaufwendung gerechtfertigt, um endlich Besserung zu schaffen. Die Strasse am Stromufer entlang ist so gut, wie gar nicht unterhalten; voll von Unebenheiten, Löchern und Rinnen, welche das ablaufende Regenwasser sich selbst gegraben hat. Zur Regenzeit ist diese Hauptstrasse der Stadt M'Boma nur auf Stelzen zu passieren.

Zur Verschönerung von M'Boma hat man an verschiedenen Stellen Bananen-Anpflanzungen angebracht, wodurch der gewünschte Zweck sicher nicht erreicht wird. Die Banane ver-

langt schweren Boden; sie gedeiht nur schlecht in dem roten Sand von M'Boma und trägt deshalb wenige, kaum geniessbare Früchte; somit wirft sie gar keinen Nutzen ab. Eine Bananenpflanzung erheischt — wenn sie in gutem Zustand erhalten werden soll — sehr viel Arbeit; von Zeit zu Zeit muss der Boden gelockert werden; rasch wucherndes Gras und Unkraut sind zu entfernen; und wenn der Baum einmal Früchte getragen hat, so stirbt er ab, muss also auch umgehauen und weggebracht werden. Ausserdem ist die Banane kein Baum, den man sich in die Station setzt, denn er ist gesundheitsschädlich. Die Banane ist kein Baum im strengen Sinn des Wortes; der Stamm hat kein Holz, sondern ist faserig; mit einem ordentlichen Messerhieb kann der ganze Baum gefällt werden. Die grossen und dicken Blätter der Banane haben besonders des Nachts eine sehr starke Ausdünstung, die der Gesundheit des Menschen nichts weniger als zuträglich ist. Wie der Eukalyptus als Antifieberbaum gilt, so könnte man mit Recht die Banane als Fieberbaum bezeichnen; M'Boma hat aber nicht nötig künstlich ungesund gemacht zu werden; es langt so schon. Statt der Bananen müssten Kokosnussbäume gepflanzt werden, die selbst — wie Natura zeigt — in dem salzigen Sande von Banana prächtig wachsen. Die Kokospalme bedarf nur im ersten Jahre einiger Pflege, dann bringt sie sich selbst fort und liefert jährlich 2 Ernten. Man hat seiner Zeit viel von Eukalyptusanpflanzungen in M'Boma gesprochen, um die Sümpfe dadurch auszutrocknen; ich habe nur einen einzigen gesehen, uud der steht grade da, wo man ihn am wenigsten braucht.

Wie schon weiter oben bemerkt, sind die meisten Faktoreien von M'Boma bereits eingegangen, und die wenigen, die zur Zeit noch bestehen, machen heute viel weniger Geschäfte, als früher. Der Grund dafür ist in erster Linie die grosse Konkurrenz des Staates; in zweiter Linie sind es die hohen Abgaben, welche zu leisten sind. Der Handel am Kongo hat sich in den letzten 10 Jahren versechsfacht, was gewiss ein Zeichen des Aufschwungs und sehr erfreulich ist; bedauerlich

ist nur, dass der Handel sozusagen zum Monopol des Staates geworden ist.

Ich bin bereit, sofort den Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung anzutreten. Da Zahlen beredter sind als Worte, so will ich hier einen Auszug aus den statistischen Dokumenten des Congo-Staates folgen lassen; daraus ist zu ersehen, dass der Gesamtumsatz für das Jahr 1895 — Import und Export, der Transithandel mit inbegriffen — sich auf 23 971 689,92 Francs bezifferte.

An dieser runden Summe partizipierte der Staat selbst mit 21 628 867,16 Francs, die sich wie folgt verteilen:

Export:	10 943 019,17	Francs
Import:	10 685 847,99	„

Die oben angegebene Ziffer für den Export bedeutet eine Steigerung von 25 Prozent gegen das Vorjahr.

Diese fortwährende Steigerung des Handels seit der Gründung des Congo-Staates kann ebenfalls ziffernmässig nachgewiesen werden.

Im Jahre 1886 betrug der ganze Export aus dem Gebiete des Congo-Staates beiläufig 1 772 864 Francs. Im Jahre 1889 war er bereits auf 4 297 543 Francs gestiegen; 1894 bezifferte sich der Wert auf 8 761 622 Francs. Die neuerliche Steigerung auf 10 943 019 Francs für das Jahr 1895 ist hauptsächlich dem sich immer mehr entwickelnden Handel mit Palmöl, Kautschuk und Elfenbein zuzuschreiben.

Palmöl: Während des Jahres 1895 sind für 2 178 557 Fr. Palmöl und Palmnüsse exportiert worden; das sind ungefähr 156 Prozent mehr gegen das Jahr 1886. Hierbei ist zu bemerken, dass da nur von den Erzeugnissen des unteren Congo-Landes die Rede sein kann, da die grossen Kosten des Transportes auf der Karawanenroute vorläufig die Ausnützung im Innern nicht gestatten. Sobald aber die Eisenbahn eröffnet sein wird, ist auch die Ausbeutung dieses nützlichen Baumes in der Ausdehnung des ganzen Congo-Beckens möglich, und dann wird sich auch eine Steigerung um das Zwanzigfache ergeben; denn die Oelpalme gedeiht ohne alle

Kultur in der ganzen Ausdehnung des Staatsgebietes, von der Küste bis zum Tanganjika in verschwenderischer Fülle.

Kautschuk: Von allen Exportprodukten des Congo ist der Kautschuk dasjenige, dessen Handel sich am schnellsten entwickelt hat. Im Jahre 1895 sind für 2 882 585 Francs dieses Erzeugnisses ausgeführt worden, während im Vorjahre noch kaum die Hälfte davon vorhanden war. Im Kautschuk besitzt der Congo einen Handelsartikel, dessen Erzeugung sich in naher Zukunft noch beträchtlich vermehren lässt und der in der Industrie fast täglich neue Verwendung findet. Europa und Amerika allein verbrauchen jährlich 50 Millionen Kilogramm davon. Antwerpen ist der massgebende Markt für den Congo-Kautschuk geworden. Der jährliche Import hat sich stufenweise gesteigert

von	4 700	Kilogramm	im	Jahre	1889
auf	62 695	"	"	"	1892
und auf	531 074	"	"	"	1895.

Die Qualität dieses Kautschuks bessert sich von Jahr zu Jahr und das Produkt erzielt auf dem Antwerpener Markt immer höhere Preise.

Elfenbein: Was das Elfenbein anbelangt, so hat der Export für das Jahr 1895 die Ziffer von 5 844 640 Francs erreicht; 16 Prozent mehr als im Vorjahre. Auch das meiste vom Congo ausgeführte Elfenbein kommt auf den Markt von Antwerpen; die belgische Handelsmetropole hat im Elfenbeinhandel bereits London überflügelt, das bisher der Hauptmarkt für dieses Produkt war. Im Jahre 1888 überstieg der Import von Elfenbein in Belgien noch nicht 6 400 Kilogramm; vier Jahre später war er bereits auf 118 000 Kilogramm gestiegen, und im letzten Jahre betrug er nicht weniger als 362 000 Kilogramm.

Der Elfenbeinhandel ist in letzter Zeit schon schwieriger geworden dadurch, dass die von den Eingeborenen angesammelten Vorräte bereits aufgezehrt sind. Man wird sich also schon in naher Zukunft auf eine Abnahme der Elfenbein-Ausfuhr aus Afrika gefasst machen müssen. Diese Thatsache

wird aber unzweifelhaft eine Steigerung des Preises zur Folge haben und somit der Ausfall für die nächsten Jahre ausgeglichen werden.

Nutzhölzer sind im Jahre 1895 nur 122 Kubikmeter ausgeführt worden. Nach Eröffnung der Bahn wird der Congo dem Handel auch Nutzhölzer von hervorragender Qualität und in grossen Mengen liefern können.

Kaffee: Obwohl der Kaffee bereits in grosser Ausdehnung angepflanzt ist und fast in allen Teilen des Staates wild vorkommt, so hat er doch bisher wegen der zu grossen Transportkosten noch keinen Ausfuhrartikel gebildet; also auch hier muss die Eröffnung der Bahn abgewartet werden, um dem Handel einen Aufschwung zu verleihen. Der Congo-Staat hat in zahlreichen Stationen des oberen Congo-Gebietes Kaffee-Plantagen angelegt, die zur Zeit etwa 300 000 Bäume zählen und eine Ernte von 300 000 — 400 000 Kilogramm liefern können.

Was vom Kaffee gesagt ist, gilt auch für den Kakao. Die Kakao-Pflanzungen des Staates zählen augenblicklich 26 688 Bäume.

Tabak: Der Tabak ist gegenwärtig auch noch kein Exportartikel, obwohl er überall von den Eingeborenen kultiviert wird. Die Versuchsfelder, die der Staat angelegt hat, werden erst zeigen müssen, welchen Wert der Tabak hat, wenn die Samen aus der Havanna und von Sumatra die Ernte liefern.

Import: Während des Jahres 1895 sind am Congo für 10 685 847 Francs fremde Waren importiert worden, während diese 1886 nur den Wert von 1 800 000 Francs erreichten.

Der Importhandel hat also in derselben Weise sich vermehrt, wie der Export, d. h. er hat sich in den letzten Jahren versechsfacht.

An der Ziffer von 10 685 847 Francs partizipiert Belgien mit 57 Prozent.

Dieses Resultat ist sehr zufriedenstellend, wenn man in Betracht zieht, dass bei Gründung des Congo-Staates fast

alle nach dem Congo gesandten Handelsartikel fremde Ware gewesen sind.

1892 noch führte Belgien nicht mehr als 25 Prozent des Gesamtimports ein; 1893 waren es bereits 48 Prozent, und sie stiegen 1894 auf 55 Prozent.

Die Waren, die von Belgien eingeführt werden, sind hauptsächlich: Stoffe, Messing, Metallwaren, Eisenwaren, Messing, Glasperlen, Esswaren, Eisenbahmaterial, Maschinen und Waffen.

Spirituosen: Die Trafik von Spirituosen nimmt jährlich ab dank den Bemühungen des Staates, diesen schädlichen Handel auf das geringste Mass zu reduzieren. Der obere Congo ist glücklicher Weise von diesem Krebsschaden gänzlich verschont geblieben, da ein Dekret des Königs vom 16. Juli 1890 den Handel mit Spirituosen am oberen Congo gänzlich untersagt; in neuerer Zeit ist dieses Verbot bis zum Kwilu ausgedehnt worden.

Wie der Handel stets zugenommen hat, so auch die Einnahmen des Staates, die im letzten Jahre auf 3 600 000 Francs gestiegen sind.

Die nachfolgende Liste zeigt die fortschreitende Steigerung der Staatseinnahmen im Vergleich mit den Ausgaben.

Jahr	Einnahme:			Ausgaben:	
1886	74 261	Francs,	repräsentierend:	4,87	Prozent.
1887	200 755	"	"	10,61	"
1888	268 306	"	"	9,21	"
1889	515 094	"	"	16,06	"
1890	462 602	"	"	14,69	"
1891	1 319 545	"	"	28,97	"
1892	1 502 515	"	"	31,75	"
1893	1 817 475	"	"	33,40	"
1894	2 454 778	"	"	33,25	"
1895	3 600 000	"	"	47,00	"

Die Dörfer der Eingeborenen um M'Boma sind sämtlich verschwunden. Warum? Teils hat die bekannte Arbeitsscheu die Neger aus der Umgebung der Hauptstadt vertrieben, weil man sie in der ersten Zeit zu den notwendigsten Arbeiten herangezogen hat, allerdings gegen Bezahlung; teils tragen die Schuld an dieser Auswanderung die zu häufig und wahrscheinlich auch zu rationell betriebenen Requisitionen von Nahrungsmitteln. Heute muss man eine Reise von 3—4 Tagemärschen unternehmen, bevor man auf ein Negerdorf stösst, und dann ist erst recht nichts zu finden; denn, um sich vor Plünderung zu schützen, haben die Eingeborenen ihr Hab und Gut noch weiter landeinwärts verschleppt.

Der Markt von M'Boma wird fast ausschliesslich von den Eingeborenen des portugiesischen Ufers frequentiert, die in ihren Kanoes über den Strom setzen, um die Produkte ihres Landes zum Verkauf zu bringen. Aber selbst diese Ernährungsquelle von M'Boma ist im Versiegen begriffen, denn die Schikanen der Polizei sorgen dafür, dass auch diese Leute ausbleiben.

Es würde zu weit führen, wollte man auf all den Unsinn eingehen, der in M'Boma dekretiert wird, seitdem die Juristen sich dort eingenistet haben. Diese Sorte von unpraktischen Menschen, die sich in den Kopf gesetzt haben, die Neger Afrikas mit dem römischen Recht zu beglücken, die haben gerade noch gefehlt. Es ist nur zu wünschen und zu hoffen, dass durch ihre Schlauheit M'Boma immer in genügender Weise verproviantiert wird. —

Da die nähere und weitere Umgebung von M'Boma absolut kein Feld für die Missionsarbeit mehr gewährt, so sind auch die Väter der katholischen Mission von dort abgezogen, die Seelsorge der Hauptstadt dem dortigen Pfarrer überlassend. Diesen günstigen Umstand ausnützend, hat sich nun die amerikanische Mission breit gemacht und führt ein beschauliches Faulenzerleben. Drei bis vier lange Engländer und ebensoviele Weiber haben noch nicht zehn Negerkinder zu unterrichten. In Ermangelung eines Besseren liegen sie fleissig dem Segelsport ob — auch eine Missionsthätigkeit.

Man mag sonst über das Cölibat der katholischen Geistlichkeit denken wie man will, jeder unbefangene Beurteiler wird mir beistimmen müssen, wenn ich behaupte, dass zum Missionar nur ledige Leute brauchbar sind. Wer für Weib und Kinder zu denken hat, wer von Nahrungssorgen gequält ist und stets Gefahr für Leib und Leben seiner Lieben fürchten muss, der ist schwerlich in der Lage, sich um die Miseren anderer zu bekümmern. Sache des wahren Missionars ist es, die Völkerschaften, die er aufklären will, zu überzeugen und zu den Ideen zu bekehren, für deren Ausbreitung er im voraus das Opfer seines Lebens gebracht hat, indem er sich ihre Sitten aneignet und Anteil nimmt an ihren Entbehrungen; indem er sich ihrer Unwissenheit schämt und sie zu zerstreuen sucht; indem er ihre Sprache annimmt und sie nützliche Arbeiten lehrt. Von dem Boden, den er civilisieren will, nicht mehr verlangend, als zu seiner Erhaltung notwendig ist, muss er selbst sein Vaterland vergessen können und seinen Ruhm lediglich darin suchen, sich unter den unglücklichen Stämmen zu verewigen, die er der Kultur zu gewinnen unternommen hat. Ich gehe noch weiter; ich behaupte sogar, wenn man einen Missionar ausschickt zur wahrhaft friedlichen Eroberung noch unbekannter Länder, so giebt man ihm den Befehl mit auf den Weg, zur Bekräftigung seines Glaubens zu sterben, wenn es sein muss; aber nie zu töten für die Verteidigung seiner Sache.

Von all dem ist bei diesen amerikanischen Missionen nicht die Spur vorhanden. Ihre erste Sorge ist die, eine mit allem Komfort ausgestattete Station zu schaffen; kaum ist das Dach auf dem Hause, so kommt auch schon die Braut an, und nun kann die Komödie losgehen. Diese Missionsbräute sollen angeblich alle eine ihrem künftigen Berufe entsprechende Ausbildung genossen haben; man muss Gelegenheit gehabt haben, die Oberflächlichkeit und Unwissenheit dieser Missionsdamen kennen zu lernen; dann wird man sich unwillkürlich fragen, was diese unglücklichen, blutarmen und hohlen Geschöpfe eigentlich den armen Schwarzen beibringen sollen. Das

Christenthum ist das Aushängeschild, die Religion das Mittel zum Zweck, die Missionsthätigkeit der Deckmantel hinter welchem die kommerziellen Tendenzen verborgen werden. Handel und Plantagenbau werden nicht etwa betrieben, um den Bestand der Mission zu sichern, sondern um sich zu bereichern. Das kann man Leuten, die mitunter für eine zahlreiche Familie zu sorgen haben, auch gar nicht verübeln. Die Missionsthätigkeit beschränkt sich gewöhnlich auf das schablonenhafte Absingen frommer Lieder. Der Schulunterricht ist so gut wie nicht vorhanden. Er kann auch ganz unterbleiben, denn wozu sollen die Neger in einer belgischen Kolonie englisch lernen? Unter allen Angehörigen dieser amerikanischen Mission ist kaum einer, der einige Brocken französich radebrechen kann. Unter diesen Umständen ist es auch wohl kein Wunder, wenn das Ergebnis dieser Bekehrungsarbeit gleich null ist.

Als überzeugende Beweismittel für die Doktrinen, welche sie aufrichten sollen, hat man diesen Missionaren Repetiergewehre mitgegeben.

Mein Aufenthalt in M'Boma war diesmal nur von kurzer Dauer; da unsere Expedition von langer Hand her vorbereitet war, so hatte ich nur das Kommando über die uns zugeteilten Mannschaften zu übernehmen und die Waffen und Ausrüstungsgegenstände unter sie zu verteilen, um dann mit ihnen die Reise nach Léopoldville anzutreten. Es waren 150 Mann, meistens Houssas und Elminas; unter den ersteren waren manche alte Bekannte, die früher schon unter meinem Befehle gestanden und meine Kreuz- und Querzüge mitgemacht hatten. Kapitän Ponthier, der einen Monat früher nach dem Congo abgereist war, musste mit 400 Sudanesen, welche er in Marseille in Empfang genommen hatte, bereits am Stanley-Pool eingetroffen sein, wo er die letzten Vorbereitungen für den waghalsigen Zug bis zu unserer Ankunft treffen sollte.

Am 5. November 1890 schifften wir uns auf dem „Heron“ ein, um auf ihm die Fahrt bis „Matadi“, der letzten Station des unteren, schiffbaren Congos zu unternehmen. Matadi liegt

unterhalb der Yelallafälle am Südufer des Congo, schräg gegenüber dem Punkte, wo einst die alte Station „Vivi“ gestanden hatte. Letztere hatte den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr zu entsprechen vermocht; sie war schon infolge ihrer verfehlten Lage am Nordufer für die Zwecke des Staates nicht mehr zu gebrauchen. Es handelte sich hauptsächlich darum, einen Platz ausfindig zu machen, an welchem die grossen Seeschiffe anfahren konnten, und das war nur am Südufer möglich. Der Ort, wo heute Matadi steht, wurde trotz seiner vielen Mängel deshalb gewählt, weil ein anderer eben nicht zu haben war. Von diesem Punkte aus lässt sich am leichtesten und schnellsten der Verkehr mit Léopoldville und dem Stanleypool vermitteln, indem die Reise dorthin in 14—17 Tagen ohne übermässige Anstrengung zurückgelegt werden kann. Am Nordufer gelangte man in derselben Zeit nur bis Manyanga. Endlich war es für den Congostaat von der grössten Wichtigkeit, sowohl in strategischer, als auch in handelspolitischer Beziehung, dass die Eisenbahn, welche zur Umgehung der unschiffbaren Kataraktenregion gebaut wird, auf dem Südufer läuft. Auch als Ausgangspunkt für die Bahn ist Matadi bestimmt.

Nicht leichten Herzens hat man sich von dem alten Vivi getrennt; seine Errichtung hatte viel Geld, Zeit und Mühe gekostet; manche Erinnerungen knüpften sich an diese erste Station der Congo-Expedition; viele liebe und werte Kameraden hatten dort — leider viel zu früh — ihre letzte Ruhestätte gefunden. Erst nach reiflicher Erwägung und nachdem lange Zeit hindurch alle „Für und Wider“ in die Wagschale geworfen worden waren, hatte man sich endlich zum Abbruch entschlossen.

Wie M'Boma, so macht auch Matadi mit seinen Holzbuden und Blechhäusern den Eindruck eines Provisoriums; allein die Eisenbahngesellschaft hat bis jetzt angefangen, dauerhafte und ständige Bauten aufzuführen, die dem Ganzen einen etwas solideren Anstrich verleihen. Unbegreiflicherweise ist auch hier für Verladung und Löschung der Ware noch keinerlei Vor-

richtung getroffen. Was zuerst gemacht werden müsste, das wird stets zuletzt in Angriff genommen. Wenn endlich die Bahn auf der ganzen Linie eröffnet sein wird und vom oberen Congo-Lande all die Waren ankommen werden, die man sich von dorther verspricht und die die Eisenbahn lebensfähig machen sollen, so wird in diesen Zuständen wohl eine Aenderung stattfinden müssen. Der Bahnbau ist schon im Jahre 1889 begonnen worden; die Hauptschwierigkeiten, die sich dem Unternehmen bei Ersteigung der Gebirgskette in den Weg legten, sind glücklich überwunden, das Hochplateau ist längst erreicht, und in neuester Zeit ist die Bahn bis zum Inkissi eröffnet worden. Wenn die Ueberbrückung des letzteren fertiggestellt sein wird, dann dürfte das Werk wohl auch in absehbarer Zeit seinem Ende entgegengeführt werden. Ist aber die Bahnverbindung mit dem Stanley-Pool erst hergestellt, dann wird es eine Leichtigkeit sein, die oberen Stationen des Congo mit allem Nötigen zu versehen; dann kann mit Sicherheit angenommen werden, dass Not und Entbehrungen, die heute noch den Reisenden in den oberen Regionen das Leben so sehr erschweren, schwinden werden. Diese Herstellung der Bahn war sowohl für den Staat, als auch für den Handel geradezu eine Lebensfrage geworden; sollte das Staatwesen fortbestehen, so war es unvermeidlich, seine Zuflucht zu diesem Verkehrsmittel zu nehmen. Eine andere Frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte, ist die, ob die 60 Millionen, die der Bahnbau verschlungen hat, sich auch verinteressieren werden. Wollen wir es hoffen!

In Erwartung des Schienenweges ist vorläufig zur Verbindung zwischen Matadi und Léopoldville eine Karawanenstrasse hergestellt worden, auf der sich viel leichter und bequemer reisen lässt, als das früher der Fall war, als zu dem Marsche noch das Nordufer benutzt werden musste. Die ganze Karawanenstrasse entlang, von Tagemarsch zu Tagemarsch, sind Etappen angelegt, die aus einem geräumigen Hause bestehen, das ringsum von einer breiten Veranda umgeben und für die Aufnahme von vier Weissen bestimmt ist.

Ausserdem findet sich noch ein grosser Schuppen, der als Unterkunftsort für die Soldaten oder die Träger der Karawanen dient. Auf jeder dieser Etappen sind zwei Schwarze stationiert, die für die Bewachung, Instandhaltung und Reinigung der Baulichkeiten zu sorgen haben. Sie sind nebenbei verpflichtet, den durchreisenden Weissen den nötigen Bedarf an Wasser zuzutragen und zu den landesüblichen Preisen Hühner, Eier und frische Gemüse zu liefern. Da, wo früher oft endlose Sümpfe durchwatet werden mussten, sind jetzt Dämme aufgeworfen, die den Karawanen gestatten, zu jeder Jahreszeit trockenen Fusses darüber hinwegzukommen. Die Wasserläufe, die zahlreich vorkommen, sind meist mit dem an Ort und Stelle vorhandenen Material überbrückt worden. Ueber den Loufou und die Lukunga, zwei Zuflüsse des Congo, die während der Regenzeit zu reissenden, alles mit sich führenden Gebirgsströmen anwachsen, sind eiserne Hängebrücken gespannt. Allein die beiden Flüsse Kwilu und Inkissi müssen ihrer ansehnlichen Breite halber noch mit Fähren übersetzt werden; die provisorische Ueberbrückung dieser beiden Flüsse würde Kosten verursacht haben, die in keinem Verhältnis stehen würden zu dem zu erwartenden Nutzen.

Zur Ehre der Eingeborenen sei es gesagt: trotz der mangelhaften, oft unmöglichen Beaufsichtigung dieser Verkehrsmittel sind böswillige Beschädigungen nie vorgekommen.

So ist im Congo-Staate ein 500 Kilometer langer, brauchbarer Verkehrsweg geschaffen, der — vollkommen sicher, wie er ist — in ganz Central-Afrika seinesgleichen nicht wieder findet.

Gleich hinter der Station Matadi beginnt der Anstieg über das Gebirge; der Weg ist steil und zieht sich über steinigen Grund und Geröll die Höhen von M'Pozzo und Pallapalla hinan; es ist keine Spielerei, mit Gepäck oder grösseren, schwereren Transporten diesen Uebergang zu bewerkstelligen, der unter gewöhnlichen Marschverhältnissen etwa vier Stunden in Anspruch nimmt. Ist man jedoch

endlich auf dem Hochplateau angekommen, so sind auch die meisten Schwierigkeiten glücklich überstanden; nennenswerte Hindernisse sind dann bis zum Pool nicht mehr vorhanden.

Wie schon oben erwähnt, kann die Reise nach Léopoldville auf diesem Wege in 14—17 Tagen ohne Anstrengung zurückgelegt werden; ist erst die Eisenbahn fertig, so wird sich der Trajekt in ebensovielen Stunden bewerkstelligen lassen. —

Bei meinem Marsche nach dem Stanley-Pool handelte es sich nicht um eine schnelle Reise, sondern in erster Linie darum, unterwegs möglichst wenig Leute zu verlieren und die Truppe im bestmöglichen und gefechtstüchtigen Zustande am Bestimmungsorte anzubringen. Da meine Mannschaften zum grössten Teil aus jungen, ungeschulten Leuten bestanden, die erst während des Marsches trainiert werden sollten, so reiste ich in kleinen Tagemärschen. Ich hatte die Kolonne in 4 Züge zu je 36 Mann eingeteilt, die von zwei Weissen begleitet in Abständen von einer halben Stunde marschierten; dabei wurde noch darauf Bedacht genommen, dass jeden Tag eine andere Abteilung an der Spitze marschierte. Diese von mir angeordnete und streng durchgeführte Marschordnung bewährte sich aufs beste; ich brachte die Truppe in ausgezeichnetem Zustande und ohne jeglichen Verlust an Mannschaften nach Léopoldville. Ausserdem gelang es mir noch, ungefähr 60 Mann aufzugreifen und mitzuführen, die von Ponthiers übereiltem Marsche auf der Karawanenstrasse zurückgeblieben waren und nun planlos auf den Etappenstationen herumlungerten.

Es war dies seit dem Bestehen des Congo-Unternehmens das erste Mal, dass ein Truppentransport in dieser Weise gelang; zu dem Erfolge wurde ich von unserem Expeditionschef besonders beglückwünscht.

Ungefähr eine Stunde vor Ueberschreitung des Inkissi wird das Dorf Vuila passiert; hier habe ich zu meiner grossen Ueberraschung ein wunderliches Monument entdeckt. Es befindet sich da, umgeben von dichtem und hohem Graswuchs,

eine Art Säulenhalle, das erste derartige Bauwerk, das ich in Afrika gefunden habe. Es ist eine achteckige Holzwand von etwa zehn Meter Länge und drei Meter Breite, von hinten durch starke Stützen gehalten. Die Fassade ist von sechs leichtgewölbten Oeffnungen durchbrochen; die Grundfarbe derselben ist weiss und auf diese sind verschiedene kabbalistische Zeichnungen in rot, schwarz und gelb aufgetragen. Die Bretter, die die Fassade bilden, sind fein gearbeitet und sehr gut zusammengefügt, so dass man kaum einige kleine Spalten wahrnimmt. Ueber jedem Pfeiler ist eine in Holz geschnitzte Figur in halber Lebensgrösse angebracht. Die Hauptgruppe in der Mitte ist etwas grösser gehalten als die übrigen und stellt ein schwangeres Weib dar. Die übrigen männlichen Figuren sollen wahrscheinlich Europäer darstellen, da sie mit Hut und Jacket bekleidet sind; sie haben in der Hand einen Stock oder im Arm ein Gewehr. Das Ganze ist durch ein Strohdach geschützt.

Was dieser Bau eigentlich bedeuten soll, ist aus den Eingeborenen schwer oder gar nicht herauszubringen, hängt aber auf alle Fälle mit ihrem Fetischdienst zusammen. —

Da die landschaftliche Schilderung des Congo schon im ersten Kapitel enthalten ist, die Beschaffenheit des Südufers von jener der Nordseite in keiner Beziehung wesentlich verschieden ist, so kann ich die Beschreibung bis hierher übergehen und ich greife daher den Faden beim Eingange zum Pool wieder auf.

An dem Punkte, an dem der Congo, zurückgehalten durch eine hohe, sich quer durch das Strombett ziehende Felswand zu einem See sich ausbreitet, der eine Breite von 30 Kilometern einnimmt und dessen Länge ungefähr das Doppelte beträgt, liegt die Station Léopoldville, die von Stanley auserkoren war, die Hauptstadt des Congo-Staates zu werden; eine Idee, die später nicht mehr festgehalten werden konnte, da der Platz trotz aller Vorzüge, die er sonst aufweisen mag, doch von der Küste und somit von Europa zu weit entfernt

liegt, als dass er mit Vorteil als Gouvernementssitz verwendet werden könnte.

Diese Stelle des Stromes ist es, die man den Stanley-Pool benannt hat. In ihm bilden sich 17 Inseln, von denen die grösste 13 Kilometer lang ist. Viele Sandbänke ziehen sich durch die Wasser des Pool, teils sichtbar, teils versteckt, je nach der Jahreszeit. Auch kommen häufig schwimmende Inseln vor, gebildet von Papyrus und einer Menge von Wasserpflanzen, deren Wurzeln so verschlungen und verwachsen sind, dass man darauf stehen kann. Diese schwimmenden Inseln nehmen manchmal eine solche Ausdehnung an, dass man sie für wirkliche hält, bis man darauf aufmerksam geworden ist, dass sie langsam dem Zug des Stromes folgen. Weisse Reiher und verschiedene Arten Wasservögel nisten darauf und um sie herum spielen die Flusspferde. Die grösseren Inseln werden zeitweise von Elefanten und Büffeln besucht, die mit Leichtigkeit von den Ufern nach den Inseln und zurück schwimmen. Zahllose Wasservögel: Störche, Pelikane, Reiher, Ibise, Flamingos, Brachvögel, Wildgänse, Enten bevölkern das hohe Gras und die Sandbänke, wo sie interessante Gruppen bilden mit den Krokodilen, die sich hier in behaglicher Ruhe sonnen.

Die Ufer des Stanley-Pool werden von den Batekes bewohnt, einem Volksstamm, der viel schöner und kräftiger ist, als die sonstigen Congo-Neger, zu denen sie eigentlich nicht gerechnet werden können. Sie sind aus dem Innern gekommen und haben die Ureinwohner entweder vertrieben oder zu Sklaven gemacht. Ihr Häuptling Ngalyèma ist der nächste, nichts weniger als angenehme Nachbar der Station Léopoldville. Er hat sich selbst vom Sklaven zu einem Häuptling der Bateke aufgeworfen und er hat es auch verstanden, sich Stanley gegenüber ein Ansehen zu geben, das er in Wirklichkeit gar nicht besitzt. Er ist ein feiger, grossmäuliger Schuft, hässlich, grausam, diebisch, ein Intrigant der gefährlichsten Sorte. Seine unersättliche Habgier hat der Gesellschaft und dem Staate schon grosse Opfer gekostet.

Statt mit diesem Kerl gründlich aufzuräumen, wozu sich schon zu verschiedenen Malen Gelegenheit geboten hatte, hat Stanley ihn eigentümlicher Weise immer gehätschelt; möglich, dass eine Seelenverwandtschaft diese Nachgiebigkeit bewirkte.

Léopoldville war seiner Zeit das Standquartier Stanleys, von wo aus er in grösseren oder kleineren Zwischenräumen seine Forschungs-Exkursionen nach dem Innern unternahm. Da bezüglich dieser Station — wie oben angedeutet — noch höher gehende Pläne bestanden, so wurde von allem Anfange an viel sowohl auf deren äussere, wie innere Einrichtung verwendet. Trotz der enormen Kosten, die an den Aufbau gewendet wurden, trotz der grossen Opfer an Zeit und Arbeitskräften, trotz des Fleisses und der Ausdauer, die von den jeweiligen Kommandanten an die Vollendung resp. den Ausbau vollendet wurden, war und ist Léopoldville das Bild einer afrikanischen Station, wie sie — nicht sein soll!

Bei Gründung der Station lag es nicht in Stanleys Macht, sich am Pool eine geeignetere Stelle für seine Niederlassung auszusuchen; er musste sich mit dem Terrain begnügen, das ihm die Schwarzen für viele gute Worte und noch mehr Geld ablassen wollten. Seinem Ermessen war es jedoch anheimgestellt, den Platz auf der Höhe des Berges, oder den am Fusse desselben als Bauterrain zu bestimmen; da, wo die Station naturgemäss sich am leichtesten ausbreiten konnte, und der Anlage selbst sich am wenigsten Schwierigkeiten entgegenstellten. Statt dessen geriet man jedoch auf den genialen Gedanken, auf halbem Wege eine Terrasse in den Berg zu graben und die Station darauf hinzupflanzen. Diese Arbeit hat natürlich viel Zeit und Kräfte beansprucht, was zu dem daraus entspringenden Nutzen in keinem Verhältnis steht. Da, wo die Abgrabungen ihr Ende gefunden haben, ragt eine fast senkrechte Erdwand in die Höhe, die weiter keinen Zweck hat, als den, die ungesundesten Dünste auszuhauchen. Bei jedem Regen setzt es auf dieser Linie Erdrutschungen ab, und die Wegräumung des Schuttes erfordert jedesmal mehrere Tage und viele Arbeitskräfte; letztere

sind aber nicht immer in der nötigen Anzahl vorhanden, weshalb dann diese Arbeit ganz unterbleibt, die Erdanhäufungen an den Rückseiten der Gebäulichkeiten hinaufwachsen, bis diese von der Last eingedrückt werden. Offiziell hat dann ein „Tornado" wieder ein Haus umgeworfen, und man kann von Glück sagen, dass dabei kein Menschenleben zugrunde ging. Diesem Missstande hätte man längst durch Aufführung einer Mauerverkleidung oder durch Anbringung von Faschinenwerk entgegenwirken können; von den bisherigen Stationskommandanten hat das noch keiner fertig gebracht.

Die einzelnen Bauten sind system- und planlos durcheinander geworfen und bei deren Anlage ist keinerlei Rücksicht auf die Verteidigungsfähigkeit der Station genommen worden. Daran hätte man aber um so mehr denken müssen, als gerade den Einwohnern der nächsten Umgebung keineswegs freundnachbarliche Gesinnungen zugeschrieben werden können; sie haben sich im Gegenteil stets als habgierig, diebisch und im höchsten Grad unzuverlässig gezeigt.

Wie heute die Dinge liegen, so würde bei einem nächtlichen Ueberfall der Schwarzen gewiss der grösste Teil der dort stationierten Weissen bereits massakriert sein, bevor es gelänge, Lärm zu schlagen.

Gerade diese Station müsste insbesondere für die Eingeborenen unter allen Umständen uneinnehmbar sein, weil von ihr Wohl und Wehe aller Niederlassungen des oberen Congo abhängt. Ist Léopoldville gefallen, so können die oberen Stationen auf die Dauer nicht mehr gehalten werden, da dann für sie aller Verkehr mit der Küste aufhört und ihnen weder Munition noch Proviant zugeführt werden kann.

Ausserdem enthält Léopoldville grosse Magazine, in welchen oft für eine Million Elfenbein und Waren aufgestapelt sind, die wohl bei guter Gelegenheit die Habgier einer raublustigen Bevölkerung reizen könnten. Auch Waffen- und Munitions-Depots und mechanische Werkstätten befinden sich dort; schliesslich dient es als Hafen für die Kanonenboote und sonstigen Fahrzeuge der Congo-Flotte. Dies alles

wären Gründe genug, um den Platz gegen Zufälligkeiten und Handstreiche vollkommen zu schützen.

Heute findet man nicht eine einfache Pallisade, wie sie jedes Negerdorf im Innern aufweist, geschweige denn mehr!! —

Das weisse Personal der Station zählt — abgesehen von zahlreichen Passanten, die oft nicht nur wochenlang, sondern Monate hindurch der Station zur Last fallen — immerhin 36—40 Köpfe; eine Anzahl, die dem jeweiligen Stationschef bezüglich der Ernährung oft genug Kopfzerbrechen bereitet. Die nächste Umgebung von Léopoldville ist steril, und die Eingeborenen liefern freiwillig nur ein Minimum der notwendigsten Nahrungsmittel; deshalb hat die Station Zeit ihres Bestehens stets mit Nahrungssorgen, oft sogar mit wirklicher Hungersnot zu kämpfen. Wenn auch gute Konserven, abwechslungsweise in Anwendung gebracht, ein prächtiges Auskunftsmittel bilden, um der Not zu steuern, so können sie doch teils wegen der hohen Kosten und der mangelhaften Verkehrsverhältnisse, teils aus Gesundheitsrücksichten nicht Jahr aus Jahr ein als ausschliessliches Nahrungsmittel dienen. Es ist unbedingt notwendig, in die Ernährungsweise des Weissen in den Tropen frisches Gemüse und frisches Fleisch eintreten zu lassen. Europäische Gemüse gedeihen am Pool so gut, wie anderwärts am Congo, nur müsste eben auf deren Anpflanzung und Pflege mehr Sorgfalt verwendet werden, als in Wirklichkeit geschieht. Man hat den Versuch gemacht, nach und nach eine Rindviehherde zu schaffen — doch mit wenig Erfolg; die meisten Tiere gehen nach kurzer Zeit ein. Das ungünstige Resultat ist aber — nach meiner Ueberzeugung — lediglich die Folge eines falschen Systems. Die Tiere werden mühsam in kurzen Tagemärschen hinbefördert; auf der Reise begleitet sie stets ein Tierarzt, und es wird keine Vorsichtsmassregel verabsäumt, um das Viehzeug in gutem Zustande in Léopoldville abliefern zu können. Dort angekommen werden die Tiere aber so zu sagen sich selbst überlassen. Man schickt sie nach dem ein paar Stunden

entfernten Kinchassa, wo es genügend Futter findet und von einem Schwarzen gehütet wird, der sich nun schon auf den Braten freut, der ihm bald zufallen muss. Mehr geschieht nicht! Das Vieh läuft Tag und Nacht im Freien umher, tags in der baumlosen Ebene des Pools dem Sonnenbrand, nachts dem starken Tau und der Kälte ausgesetzt, oft auch dem Regen. Die Tiere müssten wenigstens am Abend in einen Kraal zusammengetrieben werden, wo sie bei schlechtem Wetter auch unter einem Dache Schutz gegen Nässe und Kälte suchen könnten; des Morgens müssten sie so lange im Kraal festgehalten werden, als noch Tau auf dem Grase liegt. Es ist eine Erfahrung, die die Buren in Südafrika längst gemacht haben, dass betautes Gras dem Vieh sehr schädlich ist und Krankheiten erzeugt, an denen ein grosser Teil zu Grunde geht. Könnte man sich gar entschliessen, teilweise Stallfütterung einzuführen, so würde man damit gewiss die besten Erfolge erzielen.

Bis jedoch eine Rinderherde geschaffen sein kann, aus der die Station einen ausgiebigen Nutzen zu ziehen vermag, werden immerhin — auch im günstigsten Falle — mehrere Jahre vergehen; deshalb muss man vorläufig zu Mitteln greifen, die näher liegen und schneller wirken.

Ein solches Mittel fände sich z. B. in der Anlage einer rationellen Hühnerzucht. Heute laufen die wenigen Hühner, die — nebenbei bemerkt — nicht einmal Eigentum der Station sind, sondern einzelnen Weissen gehören, die sich diese aus Privatmitteln angeschafft haben, zwischen den Häusern herum und verlegen regelmässig ihre Eier. Diese werden dann von den Schwarzen aufgelesen und an ihre rechtmässigen Eigentümer oder auch an die Station verkauft. Das Geflügel, das die Eingeborenen als Handelsartikel nach der Station bringen, reicht kaum aus für den dringendsten Bedarf des Augenblicks, wird sofort geschlachtet und bei der nächsten Mahlzeit verspeist. Vor allem müsste ein ordentlicher Stamm von Hühnern geschaffen werden, den man eben nicht wieder bei der ersten Gelegenheit aufessen

dürfte, sondern der zum Eierlegen und zur Zucht aufzubewahren wäre.

Im Stanley-Pool befinden sich — wie bereits oben bemerkt — 17 teils grössere, teils kleinere Inseln, die — da sie unbewohnt sind — sämtlich dem Staate zur Verfügung ständen. Eines dieser Eilande könnte gewiss mit Vorteil für die Hühnerzucht verwendet werden; das Geflügel würde des Tags über unter den Bäumen und in den Gebüschen genügenden Schutz gegen den lästigen Sonnenbrand finden und könnte sich weder verlaufen, noch gestohlen werden; das Verlegen der Eier wäre damit gleichfalls verhindert und die Station wäre nicht mehr gezwungen, für ihre eigenen Eier den Schwarzen auch noch unverschämte Preise zu bezahlen. Jeder Afrikaner wird mir beistimmen, wenn ich sage, dass ein tägliches Quantum von 100—150 frischen Eiern eine nicht zu unterschätzende Wohlthat für eine Station ist. Man wird mit dieser ausgiebigen Beihilfe immer imstande sein, für gesunde und kräftige Nahrung des weissen Personals zu sorgen.

Die Wasser des Pools sind ausserordentlich fischreich; entweder können einige Mann der Station für den Fischfang abgerichtet werden, oder man kann eingeborene Fischer, deren es genug giebt, für die Station engagieren. Frische Fische in mässigen Quantitäten können täglich mit in der Ernährungsweise des Weissen Verwendung finden; ein kleiner Teil kann auch geräuchert werden und bildet dann eine besondere Delikatesse bei festlichen Gelegenheiten. In der Hauptsache aber müsste der Ertrag des Fischfanges eingesalzen und in der Sonne getrocknet werden, um damit auch für die schwarzen Mannschaften der Station ein passendes Beköstigungsmittel zu schaffen. An der ganzen Westküste Afrikas bilden gesalzene Fische mit etwas Reis oder Bohnen das beliebteste und auch das billigste Nahrungsmittel der Schwarzen. Die Manipulation des Trocknens der Fische hat allerdings auch ihre Unzuträglichkeiten; sie verpestet in kleinerem Umkreise die Luft und zieht auch zahllose Mengen von Fliegen herbei; deshalb wäre es angezeigt, zu diesem

Zwecke eine zweite Insel des Pools auszuwählen, damit weder die Station, noch andere Ansiedelungen an den Ufern des Pools durch dieses Verfahren belästigt würden. Gleichzeitig könnte mit dem Abfall der Fische eine grössere Anzahl von Enten, die leichter zu beschaffen sind als Hühner, gefüttert werden. Dies Geflügel ist eins der beliebtesten Gerichte bei den Weissen, und die Schmackhaftigkeit des Fleisches erleidet durch besagte Fütterungsweise durchaus keine Einbusse, was ich aus eigener Erfahrung von Sandwichshafen her bestätigen kann.

Die Offiziere der Garnison könnten mit den brauchbarsten ihrer Leute wenigstens einmal in der Woche aufgeboten werden, einen Jagdzug zu unternehmen, um Küche und Vorratskammer zu versorgen. Vorläufig giebt es im Pool noch so viel Flusspferde, dass sich die Jagd darauf — wenn sachgemäss arrangiert — wohl verlohnen dürfte. Das frische Fleisch dieser Tiere ist auch für den Europäer eine gesunde, kräftige Nahrung, wohlschmeckend wie Ochsenfleisch, und kann wie dieses auf verschiedene Weise zubereitet werden. Für die Schwarzen ist es ein Leckerbissen, dessen sie nicht oft habhaft werden. Ein Teil der Jagdbeute könnte — in Streifen geschnitten — ebenfalls an der Sonne getrocknet und als eiserner Bestand aufbewahrt werden.

Aber nicht allein Flusspferde bilden am Pool das jagdbare Wild; es wimmelt daselbst von Wasservögeln aller Art, die — richtig zubereitet — fast alle geniessbar sind, immer aber für die schwarze Mannschaft eine willkommene Abwechslung bilden.

Freilich, um auf den Wassern des Pools die Jagd auszuüben und um die Inseln desselben der Station nutzbar zu machen, müsste letztere mit den nötigen Fahrzeugen dotiert werden; vor allem müsste da ein kleinerer Dampfer ständig stationiert sein und nur zum speziellen Dienst der Station Verwendung finden.

Dahingehende Verordnungen bestehen zwar schon längst, aber eben leider nur auf dem Papier!

Sollte man sich dazu entschliessen können, meinen Vorschlägen einige Beachtung zu schenken, so bin ich überzeugt, dass in wenigen Monaten der Gesundheitszustand unter den Weissen und Schwarzen eine ganz erhebliche Besserung aufweisen würde; anstatt der abgemagerten, hohläugigen und kraftlosen, mit Sarnen bedeckten Gestalten, denen man gewöhnlich dort begegnet, würden dem Reisenden gesunde, vergnügte Gesichter entgegentreten. Dass dabei die Arbeit nicht zu Schaden kommen würde, dürfte wohl einleuchtend sein. —

An dieser Stelle möchte ich noch einen Missstand zur Sprache bringen, der seinen Sitz nicht ausschliesslich in Léopoldville oder am Congo hat, sondern überall da in Afrika gefunden wird, wo sich Europäer festgesetzt haben. Es ist das die Einführung der modernsten Kriegsmaschinen, worin sich die verschiedenen Nationen gegenseitig zu überbieten scheinen, und wodurch man wohl glaubt, den Eingeborenen am meisten imponieren zu können, gewöhnlich aber damit gerade das Gegenteil erreicht, indem man sich bloss — lächerlich macht.

Ich meine damit nicht etwa die verschiedensten Systeme von Hinterladungs-Handfeuerwaffen, die sich bereits eingebürgert haben und schon deshalb eine Notwendigkeit sind, weil die Eingeborenen selbst schon teilweise diese Gewehre führen; ich spreche vielmehr von dem groben Geschütz, von den verschiedenen Arten von Mitrailleusen, Maximkanonen und dergleichen, die sich in neuester Zeit selbst bei Expeditionen ins Innere des Landes breit machen. Ich — für meine Person — bin der Ansicht, dass sie nicht nur im gegebenen Falle nichts nützen, sondern hinderlicher Ballast sind und obendrein meistens auch noch verloren gehen. Sie erschweren ins Ungemessene den Marsch, absorbieren eine Masse von Trägern, die man in Afrika wahrlich zu etwas Besserem gebrauchen kann, und schliesslich — wenn es zum Kampfe kommt — können sie in den meisten Fällen gar nicht zur Anwendung gebracht werden, weil die afrikanischen

Terrainverhältnisse es nicht gestatten. Die weitaus grösste Mehrzahl aller Gefechte mit den Eingeborenen spielt sich in koupiertem oder sumpfigem Terrain ab, in 8—12 Fuss hohem, rohrartigem Gras oder mannshohem Dorngebüsch; wie soll da das grobe Geschütz überhaupt ausschlaggebend in den Gang der Ereignisse eingreifen können? Abgesehen davon ist der Mechanismus dieser Maschinen ein viel zu komplizierter und gebrechlicher, als dass man deren Handhabung den Schwarzen anvertrauen könnte. Schon während des Marsches bedürfen sie fortwährend besonderer Vorsicht und Pflege, um dann im Ernstfalle — nicht loszugehen.

Aus diesen Erwägungen habe ich stets vorgezogen, meine Expeditionen ohne Kanonen zu machen — doch, das ist persönliche Ansicht!!

Wer aber gesonnen ist, seine Kolonne mit einem derartigen Apparate zu beschweren, der wähle wenigstens ein Geschütz, das einen tüchtigen Puff aushält, mit dessen Manipulation man auch die Schwarzen vertraut machen kann, das keinen komplizierten Mechanismus aufweist, keiner besonderen Vorsicht beim Transport bedarf, nicht täglich gereinigt und geölt werden muss, und das schliesslich, wenn es abgefeuert werden soll, nicht den Dienst versagt.

Ein Geschütz, das allen diesen Anforderungen vollauf genügen würde, wäre z. B. der leichte, glatte Feld-Zwölfpfünder, wie er früher bei der bayerischen Artillerie gebräuchlich war und der heute unnütz in den Zeughäusern herumsteht, während er in den jungen Kolonien Deutschlands unschätzbare Dienste leisten könnte. Das Bronzerohr rostet nicht, seine Behandlungsweise ist die denkbar einfachste, und er versagt nie den Dienst. Sowohl zum Angriff, als auch zur Verteidigung einer Station ist er in hervorragender Weise brauchbar. Es können aus ihm Vollkugeln, Granaten und Kartätschen gefeuert werden. Bei einem Angriff auf ein Dorf oder eine Boma der Eingeborenen könnte die Beschiessung sogar mit glühenden Kugeln stattfinden, was auf die Schwarzen gewiss weit mehr Eindruck hervorbringen würde, als das Feuer

aus einer kleinkalibrigen Maximkanone, die gewöhnlich nach den ersten Schüssen schon versagt.

Da weder die Araber, noch die Eingeborenen dem etwas gegenüberstellen können, auch kaum in die Lage kommen werden, sich Kanonen zu verschaffen, so würde diese Gattung von Geschützen für den afrikanischen Dienst vollständig genügen. Sie wäre leicht zu beschaffen, leicht zu unterhalten und leicht zu handhaben.

Sechstes Kapitel.

Die Expedition nimmt ihren Anfang. — Im Lager von Kimpoko. — Der Aufbruch. — Ankunft am Kassaï. — Die Einnahme von Bolobo. — Mein Austritt aus der Expedition. — Van Kerkhovens Fiasko. — Die Expedition Dhanis. — Die Meuterei in der Expedition.

Bei meiner Ankunft in Léopoldville wurde eben wieder an einer Hungersnot laboriert, so dass ich vorzog, gleich nach Kimpoko am anderen Ende des Pools weiter zu marschieren, wo Ponthier in der Zwischenzeit ein Lager errichtet hatte. Wenn wir auch dort nicht im Ueberfluss schwelgen konnten, so war es doch möglich, sich in den benachbarten grossen Dörfern ausreichend zu verproviantieren. Wir waren zur Abfahrt bereit und erwarteten nur noch die Ankunft unseres Chefs. Sie erfolgte am 13. Dezember. Van Kerkhoven teilte uns mit, dass die Eingeborenen der Distrikte Bolobo und Dschumbiri revoltierten, und dass bei letzterem Orte sogar ein Weisser, ein englischer Schiffskapitän, ermordet worden sei. Vor allem seien also diese Distrikte zu unterwerfen und zu bestrafen; erst wenn die zur Raison gebracht seien, könnte an die eigentliche uns zugedachte Expedition gegangen werden. Das hiess soviel, als wir sollten das ganze Land vom Pool bis Bolobo durchziehen und alles vor uns niederwerfen; in Bolobo sollten wir dann wieder mit

unserem Chef zusammentreffen, der mit Dampfer dorthin reisen wollte. Das Kommando der Strafexpedition sollte einstweilen Ponthier — als der Aelteste — übernehmen.

Die Mannschaften wurden nun in vier Kompagnien verteilt und diese mit Material und Munition reichlich versehen; dagegen fehlte es um so mehr an Proviant. Wir Weissen hatten je zwei Mann eine Kiste Proviant für die voraussichtliche Dauer von sechs Wochen, während der Staat vorschriftsmässig jedem Agenten zwei solcher Kisten für 14 Tage gewährt. Für die Mannschaften war gar nichts vorhanden; sie sollten sich im Lande ernähren. So waren Not und Elend gleich vom ersten Tage an bei uns und sind es treulich geblieben. Bei Verteilung der Requisiten waren gerade mehrere Häuptlinge der Nachbarschaft im Lager anwesend, die unserem Chef Besuch gemacht und Geschenke überbracht hatten. Trotz meiner Abmahnungen mussten sie Zeugen sein, als Tausende von Patronen und mehrere Hundert Meter Ketten ausgepackt wurden; van Kerkhoven wollte zeigen, welch grosser, mächtiger Chef er wäre. Was ich gefürchtet und prophezeit hatte, traf leider ein: der Ruf als gefürchtete Sklavenjäger ging uns im Lande voraus, weshalb wir meistens leere Dörfer antrafen oder aus dem Hinterhalte angeschossen wurden. Der Kundschafterdienst ist bei den Eingeborenen in ausserordentlicher Weise ausgebildet; es wird in den seltensten Fällen, ich möchte fast behaupten, nie gelingen, sie zu überraschen.

Während der letzten Tage unseres Aufenthaltes im Lager von Kimpoko stellten sich verschiedene Krankheitsfälle ein, die noch eine Reduktion des weissen Personals erheischten. Leutnant Dugnolle musste nach Europa zurückgeschickt werden; unser Arzt Dr. Drypondt war auch gefährlich erkrankt und musste in Léopoldville bleiben, desgleichen der Büchsenmacher. Da für beide momentan kein Ersatz geschaffen werden konnte, musste ich auch diese Funktionen auf mich nehmen.

Am 18. Dezember konnten wir endlich aus dem Lager aufbrechen; van Kerkhoven kehrte vorläufig nach Léopoldville

zurück, um dort die letzten zwei Ziegen, die die Station noch besass und die er für sich mit Beschlag belegt hatte, aufzuessen.

Nun folgten für uns zwei schwere Monate; wir reisten zur Regenzeit und hatten infolgedessen viel unter der Witterung und den damit verbundenen schlechten Terrain-Verhältnissen zu leiden; trotzdem war die verwegene Expedition wenigstens in ihrem ersten Teile von ungewöhnlichem Erfolge begleitet, aber ebenso reich an Strapazen, Entbehrungen und Kämpfen mit den Eingeborenen.

Gleich der erste Tag unseres Marsches artete durch Ponthiers Leichtsinn und Kopflosigkeit in eine vollständige Deroute aus. Obwohl er seit mindestens vier vollen Wochen im Lager von Kimpoko anwesend war, hatte er sich nicht im geringsten um dessen nächste Umgebung gekümmert; er wusste nicht, dass wir in den ersten Tagen eine wasserlose Wildnis zu durchqueren hatten; er verliess sich ganz und gar auf zwei engagierte eingeborene Führer, die ihn auch richtig an der Nase herumführten. Wir waren von morgens 7 Uhr bis nachmittags gegen 2 Uhr in drückender Hitze unausgesetzt marschiert, ohne Wasser zu finden; die Leute waren sichtlich ermüdet und erschlafft, namentlich die Träger wollten nicht mehr recht vorwärts kommen; mehrere waren schon zurückgeblieben und die Karawane zog sich bedenklich in die Länge. Man war gezwungen Halt zu machen, um die Leute etwas verschnaufen zu lassen und den Zug wieder einigermassen zu sammeln. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gerastet hatten, wurde der Marsch wieder aufgenommen. Ich übernahm mit meiner Kompagnie von jetzt ab die Nachhut, um das Zurückbleiben der Leute zu verhindern. Zum Unglück wurden auch noch die Terrain-Schwierigkeiten grösser; wir hatten einen Wald zu passieren, dessen vielverschlungene Wurzeln und Lianen-Gewinde das Fortkommen, zumal der Träger, ungemein erschwerten. Viele Leute sanken aus Erschöpfung zusammen und waren nur schwer wieder auf die Beine zu bringen. Wenn in diesem Augenblicke ein Angriff der

Schwarzen erfolgt wäre, so wäre auch unser Schicksal gleich am ersten Tage besiegelt worden. Ich musste noch mehrmals anhalten, um die Zurückbleibenden zu sammeln. Ponthier war — unbekümmert um uns — mit dem Gros weitermarschiert, so dass die Fühlung gänzlich verloren ging. Bei Eintritt der Dunkelheit war von der Haupttruppe keine Spur mehr zu finden; Ponthier war von seinen Führern absichtlich in den Busch geführt worden und irrte planlos umher. Ich setzte mit der Nachhut den Marsch in der Richtung fort, in der der Karte nach ein Dorf zu suchen war; ich erreichte auch bald einen Pfad, der uns schliesslich eine Stunde nach Einbruch der Nacht in ein Dorf brachte; natürlich war es leer. Fast sämtliche Träger waren bei mir, so dass die Verirrten auch ohne alles Gepäck die Nacht zubringen mussten.

Ponthier liess in seinem Biwack einige Schüsse abfeuern, um mir anzuzeigen, in welcher Direktion ich ihn zu suchen habe; durch das Manöver wurden aber die Eingeborenen, die natürlich von unserer Situation keine Ahnung hatten, noch mehr erschreckt. Ich hatte bereits eine Patrouille ausgeschickt, um die Haupttruppe aufzusuchen und von meiner Besitznahme des Dorfes Meldung zu machen; auch sandte ich noch nachts durch meine Leute Lebensmittel für die Weissen und hauptsächlich Wasser in Ponthiers Nachtlager. Im Laufe des nächsten Vormittags kam allmählich die ganze Gesellschaft wieder zusammen, bis auf ein Dutzend Leute — darunter einige Träger —, die es vorgezogen hatten, wieder ins Lager zurückzukehren. Auf Befehl Ponthiers wurden die beiden Führer aufs Hinterteil ausbezahlt und in Ketten gelegt. Von den Eingeborenen liess sich niemand blicken, aber unsere Leute, die nach Wasser gingen, wurden stets aus dem Hinterhalt angeschossen. Den lebenden Proviant hatten die Schwarzen mit sich in den Busch verschleppt, dagegen waren Mais und Maniok reichlich vorhanden; nachdem unsere Karawane sich damit für mehrere Tage versehen hatte, ging der Marsch am andern Morgen wieder weiter.

Ponthier hatte sich aus den Ereignissen des ersten Tages noch keine Lehre gezogen; er verliess sich nach wie vor auf seine Führer und so kam es, dass wir nach achttägigen forcierten Märschen am Weihnachtsabend statt am Cuango wieder am Congo ankamen und zwar auf einem Posten des Staates, der aus einigen Sansibariten bestand. Diese machten uns die erfreuliche Mitteilung, dass wir uns ungefähr vier Wegstunden von unserem ehemaligen Lager von Kimpoko befanden. Dieses Resultat wird nun manchem Leser unglaublich vorkommen, ist aber leider buchstäblich wahr. Jetzt wurde der hohe Rat versammelt und als Ergebnis unseres Palabers ging hervor, dass wir endgiltig auf Führer verzichten und uns den Weg selbst suchen wollten. Auf allgemeinen Wunsch wurde mir die Vorhut übertragen, und damit übernahm ich auch die Aufgabe, den richtigen Weg zu finden.

Wir hatten auf unserer bisherigen ganz unnützen Wanderung im Durchschnitt eine tägliche Einbusse von zwei Mann erlitten, teils Tote, teils Verwundete. Diese waren natürlich für uns eine Last, deren wir uns gern erledigten; sie wurden, nachdem ich sie alle nochmals frisch verbunden hatte, auf dem Posten zurückgelassen, von wo sie den nächsten fälligen Dampfer zur Rückreise nach dem Pool benutzen konnten. Während ich am ersten Weihnachtsfeiertag die Verwundeten vornahm, hatte ich einen Zug meiner Kompagnie mit Leutnant Jaquet auf Rekognoszierung ausgesandt, die Folge davon war, dass die Zahl der Verwundeten noch um ein halbes Dutzend vermehrt wurde.

Für uns folgten nun vier schwere Wochen. Der Marsch ging durch eine völlig unerforschte Landstrecke, in der obendrein nur Regenwasser zu finden war, das sich in Terrainmulden angesammelt hatte. Die Bewohner dieses Plateaus haben auch kein anderes Wasser, als das, welches sie zur Regenzeit in grossen irdenen Gefässen, ausgehöhlten Baumstämmen etc. auffangen. Dieser Gebietsteil könnte also zur Trockenzeit überhaupt nur unter Mitführung einer bedeutenden Quantität Wasser bereist werden. Wälder, durch deren

Dickicht erst Bahn gebrochen werden musste, waren zu durchschreiten; unermessliche Sümpfe mussten überwunden werden. Der ungesunde Dunst in den Wäldern, durch deren undurchdringliches Laubdach nie ein Sonnenstrahl dringt, benimmt den Atem und erzeugt verderbliche Krankheiten; reissende Tiere, giftige Reptilien, Schwärme blutdürstiger Moskitos, die vergifteten Pfeile der Eingeborenen verfolgen unaufhörlich auf Schritt und Tritt die Karawane; schliesslich dezimieren Fieber, Dysenterie und Hungertyphus die Reihen. Die Leute werden mutlos; es ist höchste Zeit, dass Aenderung eintritt. Wir erspähen endlich, auf einer Höhe angelangt, in der Ferne blaue Berge und darunter ein breites Silberband, das sich glänzend durch die Ebene zieht — es ist der Kassaï, unser nächstes Reiseziel. Noch zwei angestrengte Tagemärsche und es ist erreicht; bevor wir uns aber dort niederlassen können, haben wir mit den Einwohnern von Ebina noch einen Strauss auszufechten, da sie uns den Durchzug verwehren wollen. Sie mussten sich aber bald zu der Einsicht bequemen, dass wir die Stärkeren waren, und da sie den Platz nicht mit uns teilen wollten, so mussten sie ihn wohl oder übel ganz räumen.

Wir hatten den Kassaï genau an dem Punkte erreicht, wo er den Cuango aufnimmt; M'Butsché, wohin uns der Dampfer Stanley entgegengeschickt werden sollte, konnte also nicht weit entfernt sein; leider liegt es aber auf dem anderen Ufer, und wir hatten vorläufig kein Fahrzeug, um überzusetzen. Unser Lager war hart am Ufer aufgeschlagen, wenn der Dampfer hier passieren sollte, so musste er uns gewahr werden. Wir suchten nun Verbindung mit den Eingeborenen anzuknüpfen, was uns nur teilweise gelang. Die Verhandlungen wegen Ueberlassung eines Canoe führten zu keinem Resultat, dagegen erfuhren wir, dass der Dampfer wirklich vor einigen Tagen hier vorbeifuhr, und die Schwarzen erboten sich, gegen gute Bezahlung einen Brief nach M'Butsché zu befördern. Sie besannen sich aber wieder anders, und brachten nach zwei Tagen den Brief wieder zurück. Die

Folge dieser Zauderei war, dass wir ihnen nun zwei Canoes gewaltsam wegnahmen; damit ward selbstverständlich wieder Krieg. Im Besitze der Boote, machte sich jetzt Ponthier an die Aufgabe den Dampfer zu finden, was ihm nach einigen Irrfahrten schliesslich auch gelang; ich hatte in der Zwischenzeit die Bewachung und Verproviantierung des Lagers übernommen. Als der Stanley angepustet kam, war die Freude gross; der Dämpfer sollte aber gleich folgen; denn trotz der Versprechungen van Kerkhovens hatte er uns gar nichts mitgebracht, weder Munition noch Proviant. Unter diesen Umständen hätten wir ihn ganz entbehren können; über den Fluss wären wir auch ohne ihn hinweggekommen. Proviant hatten wir von allem Anfang an zu wenig; jetzt fehlte uns alles, selbst das Salz; wir hatten uns schon seit 3 Wochen mit der Kost der Schwarzen ernährt, infolgedessen war bereits die Hälfte der weissen Expeditionsmitglieder an Dysenterie erkrankt. Der Schiessbedarf war stark verbraucht worden, da wir die ganze Zeit über in Fehde gelegen hatten, und die Feuerdisziplin unserer Mannschaft noch sehr zu wünschen übrig liess. Kurz und gut, die Hilfe, welche wir alle von dem Dampfer erwartet hatten, war ausgeblieben. So konnte die Geschichte nicht weiter gehen! Wenn der Schwarze schlecht genährt wird, so kommt er körperlich sehr rasch herunter; diese Erfahrung konnten wir an unseren Leuten jetzt schon machen; sie waren durch die fünfwöchentlichen Märsche nicht — wie beabsichtigt war — trainiert, sondern verbraucht worden; sie waren der Erholung bedürftig. Es wurde der Beschluss gefasst, mit einem ausführlichen Rapport über die bisherigen Ergebnisse unseres Zuges einen Weissen mit dem Dampfer nach Léopoldville zurückzuschicken, um das Fehlende herbeizuschaffen. Mit dieser heiklen Aufgabe wurde wieder ich beglückt, da man sich allein von meinem Einfluss auf van Kerkhoven eine Besserung der Verhältnisse erwartete.

Die Expedition wurde auf das andere Ufer übergeführt und sollte einstweilen ihren Marsch fortsetzen; in oder bei

Dschumbiri wollte man meine Rückkehr erwarten. Wir hatten auf unserem Zuge etwa 120 Gefangene gemacht, natürlich meist Weiber und Kinder, die auch nach Léopoldville transportiert werden sollten, um die Expedition endlich von der Last zu befreien. Ich hatte längst den Vorschlag gemacht, sie samt und sonders laufen zu lassen; diese halbverhungerten, jammervollen Gestalten konnten uns absolut nichts nützen und erschwerten und verzögerten nur den Marsch. Die ganze Expedition nagte seit Wochen am Hungertuch, und da kann man sich leicht vorstellen, was für die Gefangenen abfiel. So leichten Kaufs liess jedoch Ponthier seine Beute nicht fahren. —

Meiner Abfahrt stemmte sich indes noch ein unerwartetes Hindernis entgegen. Als nämlich die Mannschaften von meiner bevorstehenden Abreise Kenntnis erhielten, protestierten sie dagegen; sie erklärten offen, dass sie nur zu meiner Führung Vertrauen hätten; sie wollten ohne mich nicht mehr marschieren.

Das war nun eine saubere Geschichte! Mein Verhältnis zu Ponthier war durch dessen Eifersüchteleien längst ein gespanntes geworden, ganz ohne meine Schuld; jetzt war selbstverständlich dem Fass der Boden ausgeschlagen. Ponthier wurde fuchswild und drohte, wodurch er die Situation nur verschlimmerte. Es bedurfte eines langen Palabers und vieler Ueberredungskunst, um die Angelegenheit zu schlichten. Der Schwarze ist manchmal ein feiner Beobachter; ihr Instinkt sagte den Leuten, dass Ponthier und ich nicht zusammenpassten, und sie glaubten, ich würde überhaupt nicht wiederkommen. Meine wiederholten Versicherungen beruhigten sie jedoch endlich, und ich konnte abreisen.

An der Mündung des Kassaï in den Congo liegt die katholische Mission „Berg Ste. Marie“; hier traf ich viele Flüchtlinge von Ebina, darunter zahlreiche Verwundete, die sich unter den Schutz der Patres gestellt hatten. Sie hatten natürlich von unserer Expedition Schauergeschichten erzählt, die pflichtschuldigst geglaubt und weiterverbreitet wurden.

Es gelang mir, von den Missionaren leihweise einige Lebensmittel zu erhalten, die dann durch Leute der Mission unserer Expedition zugeführt wurden. Es war nicht viel, doch immerhin etwas und immer besser, als nichts. Auf der Heimreise musste ich auch noch die Verwundeten mitnehmen, die vier Wochen früher auf dem Posten zurückgeblieben waren; sie hatten bis jetzt noch keine Gelegenheit zur Rückkehr gefunden; es war in der ganzen Zeit nur ein Handelsdampfer vorbeigekommen, dessen Kapitän sich weigerte, sie mitzunehmen. Auch ein Menschenfreund!

In Léopoldville angelangt, war van Kerkhoven nichts weniger als erfreut über die fressende Beute, die ich mitbrachte; man wusste dort auch nicht, was anfangen damit, und schickte sie wieder nach Hause. Ich hatte eine lange Unterredung mit unserem Chef, in deren Verlauf er wohl zu der Einsicht kam, dass er endlich mit Lebensmitteln herausrücken müsse; man sah es ihm aber an, dass ihn das verteufelt schwer ankam. Ich setzte ihm auch alle Gründe auseinander, die es wünschenswert erscheinen liessen, dass er selbst gleich mitkäme und das Kommando übernähme. Darauf ging er jedoch nicht ein; was ihn eigentlich noch in Léopoldville zurückhielt, habe ich nie verstanden — ich glaube, dass es nur Eigensinn war. Nach meiner Ansicht hätte er von allem Anfang an bei der ihm anvertrauten Expedition bleiben müssen; es wäre dann wahrscheinlich so manches anders gekommen und sicher nicht zu unserem Schaden.

Den nächsten Tag konnte ich bereits mit der „Ville d'Anvers“ die Reise wieder antreten, diesmal wohl versorgt mit allem Nötigen und begleitet von etwa 60 Ersatzmannschaften. Die Fahrt stromaufwärts bis Dschumbiri nimmt ungefähr 6 Tage in Anspruch. Als ich dort ankam, war die Expedition bereits im Besitze des Ortes, der tags zuvor nach ziemlich heftiger Gegenwehr genommen worden war; ich hatte also gleich wieder Arbeit mit den Verwundeten. Die Mannschaften zeigten sich hocherfreut über meine Rückkehr und brachten mir eine Ovation dar, zu welcher Ponthier ein

saures Gesicht machte. Die Friedensunterhandlungen mit den Eingeborenen dauerten einige Tage; dann ging der Marsch nach Bolobo weiter.

Bolobo besteht aus einem Konglomerat von verschiedenen Dörfern, von denen jedes seinen eigenen Namen führt, die aber alle unter dem Sammelnamen Bolobo zusammengefasst werden. Diese Dörfer liegen auf einem Flächenraum von etwa 20 Kilometer in der Länge und 10 Kilometer in der Breite zerstreut. Da unser Anmarsch längst bekannt war, so waren mehrere dieser Dörfer nach afrikanischen Begriffen stark befestigt worden, wurden aber trotzdem nur schwach verteidigt. Wir waren nach zweitägigen Kämpfen vollständig die Herren der Situation; wir hatten kaum den Verlust von einem Dutzend Leuten zu beklagen und hatten reiche Beute an Schafen, Ziegen und Hühnern gemacht. Einige Schweine, die ebenfalls eingebracht wurden, waren Eigentum der dortigen amerikanischen Mission, was wir erst nachträglich erfuhren; sie hatten aber unseren Houssas nichtsdestoweniger vortrefflich gemundet. In den nächsten Tagen wurde auch eine ziemliche Menge Elfenbein herbeigeschafft, das natürlich versteckt, d. h. vergraben war. Bei Auffindung dieser Schätze bewährten sich hauptsächlich die Spürnasen unserer eingeborenen Träger vortrefflich. Wir besetzten den Hauptort und wandelten ihn in ein Lager um.

Der Distrikt Bolobo ist eines der fruchtbarsten Gebiete des Congo-Landes; die Eingeborenen treiben hier auch etwas mehr Ackerbau, als man sonst gewöhnlich anzutreffen pflegt, und so konnten sich unsere zu Skeletten abgemagerten Mannschaften etwas zu gute thun. So rasch der Neger zusammenfällt, wenn er schlecht genährt wird, ebenso leicht erholt er sich wieder, wenn bessere Tage kommen. Nach 14 Tagen der Ruhe und der Mast war von den überstandenen Leiden kaum mehr etwas wahrzunehmen, und im allgemeinen konnte der Gesundheitszustand der schwarzen Truppe wieder gut genannt werden. Dagegen hatten die weissen Mitglieder der Expedition an Fieber und Dysenterie zu leiden. Zwei weisse

Unteroffiziere mussten wieder zurückgeschickt werden. Der eine davon hat später in Léopoldville noch Dienst gethan, der andere ist während des Transportes gestorben und in Matadi begraben. Ein dritter ist bei der Jagd auf Hippopotame verunglückt und verschwand in den Fluten des Congo.

Endlich kam auch van Kerkhoven an und brachte zum Glück einen Arzt mit, der mich wenigstens von der Arbeit an den Verwundeten erlöste. —

Während des Marsches vom Kassaï nach Dschumbiri — also während der wenigen Tage meiner Abwesenheit — hatten sich in der Expedition Dinge ereignet, die mir nach meiner Rückkehr von meinen Leuten erzählt und auf meine Anfrage von sämtlichen Weissen bestätigt wurden. Diese Dinge hier des Näheren zu erläutern, muss ich aus verschiedenen Gründen unterlassen; hauptsächlich aber deshalb, weil Ponthier nicht mehr unter die Lebenden zählt und somit sich nicht mehr verteidigen kann.

Diese Vorkommnisse veranlassten mich jedoch, mit unserem Expeditionschef ernste Rücksprache zu nehmen, in deren Verlauf ich ihm erklärte, dass in Zukunft nur einer von uns beiden, entweder Ponthier oder ich, an der Expedition teilnehme könne, und bat ihn, seine Wahl möglichst bald zu treffen. Van Kerkhoven leitete eine minutiöse Untersuchung ein, die meine Anklagen vollauf bestätigte. Trotzdem entschied er sich für Beibehaltung Ponthiers.

Van Kerkhoven hatte keinerlei Verpflichtung, mir gegenüber seinen Entscheid zu rechtfertigen; er that es aber doch, indem er mir erklärte, dass er sehr wohl einsehe, dass wir nicht zusammenpassten, dass er aber auch Ponthier als Landsmann und belgischen Offizier nicht könne fallen lassen; wenn wir uns nicht vertrügen, so müsse ich — der Fremde — weichen. Er sagte mir des weiteren, dass er mir seine Dankbarkeit und Anerkennung für meine bisherige Dienstleistung dadurch beweisen wolle, dass er mich zum Kommandanten der sämtlichen Truppen des oberen Congo ernenne; er sei von Sr. Majestät dem König mit speziellen, weitgehenden

Vollmachten ausgerüstet worden, die ihn dazu berechtigten. Mir konnte es recht sein; unter den gegebenen Umständen war ja an ein gedeihliches Zusammenwirken doch nicht zu denken, und so war es besser, dass wir schieden. Ich glaube, van Kerkhoven hat sehr bald Ursache gefunden, diesen seinen Entschluss bitter zu bereuen.

Nachdem in Bolobo die Ordnung wieder hergestellt und Frieden geschlossen war, schiffte sich die Expedition auf den beiden Dampfern „Ville d'Anvers“ und „Stanley“ ein, um auf dem Wasserwege die Reise bis zum Aruwimi fortzusetzen.

Ich verabschiedete mich von meinen bisherigen Reisegefährten an der Aequatorstation, in der ich — als meiner zukünftigen Residenz — zurückblieb.

Die Aequatorstation bestand damals aus einer alten, baufälligen Baracke; man kann sich wohl leicht vorstellen, dass es da Arbeit genug gab. Es sollte da auch ein militärisches, befestigtes Lager errichtet werden, wie ein solches am Aruwimi bereits bestand. Die Arbeiten in der Station sind so wenig interessant und bemerkenswert, dass ich darüber hinweggehen und zum Schluss kommen will.

Am Aruwimi beginnt der grosse zentralafrikanische Urwald. Die Aufgabe der van Kerkhovenschen Expedition war es, sich durch ihn einen Weg nach dem Uelle, und von dort nach dem Nilthal zu bahnen. Gleich in den ersten Tagen setzte es im Bassoko-Land heftige Kämpfe ab, die vorerst mit dem Rückzuge der Expedition endeten, wobei eine ganze Kompagnie auf einmal total vernichtet wurde. Nachdem im Lager am Aruwimi Ersatz geholt worden war, ging der Marsch unter täglichen Kämpfen und Mühsalen weiter. Ponthier ist vor dem Feinde gefallen; unter den anderen Weissen räumten Fieber und Dysenterie — besser gesagt Hungersnot — fürchterlich auf. Van Kerkhoven selbst sollte die Freude, nach unmenschlichen Strapazen und Anstrengungen doch endlich das Ziel zu erreichen, nicht mehr erleben. Er wurde noch vor der Ankunft am Nil von einem seiner Leute er-

schossen. Im Bureau zu Brüssel behauptet man „durch Zufall"!!

Von den sämtlichen Weissen dieser Expedition, die im Dezember 1891 mit mir das Lager von Kimpoko verliessen, lebt ausser mir heute nur noch Leutnant Rousseau. —

Was van Kerkhoven begonnen hatte, das sollte Dhanis weiter verfolgen. Es ist wohl allgemein bekannt, in welche Wirrsale letztere Expedition durch die Meuterei ihrer Truppen gekommen ist. Die Vorhut unter Chaltin hat zwar den Nil erreicht und sich in Regaf festgesetzt, aber die Haupttruppe ist gänzlich zersprengt.

Mit der Einstellung der Congo-Neger in die Truppe hat der Congo-Staat einen schweren Fehler begangen. Solange die Schutztruppe aus Houssas, Elminas, Sansibariten und Sudanesen zusammengesetzt war, hat man nie von einer Meuterei zu hören bekommen, und das hatte seine guten Gründe. Eine schwarze Truppe, die ihren Führer verloren hat, ist vollkommen machtlos; da die Neger keinerlei geographische Kenntnisse besitzen, finden sie sich ohne diese Führer im Lande nicht mehr zurecht, und noch viel weniger erreichen sie je ihre Heimat wieder. Die führerlose Truppe wird von allen Seiten von den Eingeborenen verfolgt, schliesslich gefangen genommen und dann entweder in die Sklaverei geschleppt oder gar aufgefressen. Das alles ist den Leuten sehr wohl bekannt und deshalb werden sie sich wohl hüten, den Weissen zu beseitigen, auch wenn sie ihn nicht lieben. Es liegt in ihrem eigenen Interesse, dafür zu sorgen, dass er ihnen erhalten bleibt.

Die so zusammengesetzte Truppe hat Vorzügliches geleistet und der Uebergang zu einem andern System rechtfertigt sich allein aus Sparsamkeitsrücksichten. In der That, die Anwerbung der Soldaten in fremden Gebieten ist mit bedeutenden Kosten verbunden, und die Mannschaften müssen gut besoldet werden; dagegen stellt sich die Rekrutierung der Eingeborenen anscheinend viel billiger. Ich sage absichtlich anscheinend, denn, wenn man berechnet, was die Unter-

drückung des Aufstandes kostet und die Verzögerung der geplanten Operationen, so wird man finden, dass diese billigen Truppen eklig teuer zu stehen kommen; ganz abgesehen von dem materiellen Schaden, den die Meuterer im Lande angerichtet haben, und dem verlorenen Prestige. Wenn man glaubte, die Eingeborenen als Soldaten verwenden zu müssen, so hätte man wenigstens den elementaren Grundsatz befolgen müssen, die Neger vom unteren Congo in den oberen Regionen zu verwenden und umgekehrt. Man hat aber sogar diese einfache Vorsicht ausser acht gelassen, und diese Unterlassungssünde rächt sicht jetzt bitter.

Interessant ist es auch zu wissen, in welcher Weise im allgemeinen die Aushebung dieser Mannschaften erfolgt; wenn man davon Kenntnis hat, dann wird man sich nicht mehr darüber verwundern, dass die so zusammengesetzte Truppe nicht allzu zuverlässig ist.

An irgend einen Distriktskommissar geht die Weisung, in seinem Bezirke bis zu einem bestimmten Termin eine gewisse Anzahl Leute anzuwerben. Der Kommissar setzt sich mit den Häuptlingen in Verbindung und ladet sie zu einem Palaber nach seinem Wohnsitze ein. Gewöhnlich ahnen diese Häuptlinge bereits, worum es sich handelt, und wenn sie schon früher durch die Erfahrung klug geworden sind, so machen sie aus der Not eine Tugend und kommen. In diesem Falle gehen die Verhandlungen ziemlich glatt ab; jeder Häuptling verspricht eine gewisse Anzahl Sklaven zu liefern und erhält dafür einige Geschenke. Es ereignet sich aber auch, dass der eine oder der andere der freundlichen Einladung keine Folge leistet; nun, dann wird ihm Krieg gemacht; seine Dörfer werden eingeäschert, vielleicht auch einige Leute niedergeschossen und die Vorratskammern oder die Felder geplündert. Auf diese Weise wird der wilde König sehr bald zahm gemacht; er bittet um Frieden, der ihm natürlich gewährt wird unter der Bedingung, dass er nunmehr die doppelte Anzahl Sklaven liefert.

Diese Mannschaften werden in den Listen des Staates

als die „Befreiten“ aufgeführt. Um sie an der Flucht zu hindern, werden sie einstweilen an die Kette gelegt und gehen mit der nächsten Gelegenheit nach einem der militärischen Lager ab, woselbst sie dann von ihrer Fessel befreit und als Rekruten der Armee einverleibt werden. Der Distriktskommissar wird für seine Mühewaltung dadurch entschädigt, dass ihm für jeden Befreiten, der tauglich befunden wurde, 2 Pfd. St. ausbezahlt werden.

Die Sklaverei ist unterdrückt, aber der Sklavenhandel besteht unbehindert weiter!

Jetzt wird man sich wohl kaum mehr wundern, dass die auf solche Weise gepressten Soldaten kein vertrauenswürdiges Material abgeben, keine besondere Liebe für ihren künftigen Beruf mitbringen und die erste beste Gelegenheit zum Ausreissen benutzen.

Es ist eine allbekannte Thatsache, dass der Neger nur für seinen Bauch lebt; dabei ist es ihm weniger um die Qualität, als um die Quantität zu thun; die Hauptsache ist für ihn, dass er sich vollpfropfen kann. Solange der Schwarze gut genährt wird, unterzieht er sich allen Mühseligkeiten willig; fängt aber der Magen an zu knurren und er kann das Bedürfnis nicht befriedigen, dann ist es aus mit der Negerdisziplin. Es müssen alte, erprobte Soldaten sein, die ihren Führer genau kennen und unbegrenztes Vertrauen zu ihm haben, wenn sie auch dann noch lenksam bleiben. Diese Gabe ist jedoch nicht jedermann eigen; das haben Stanley und Wissmann fertig gebracht, und — wie man auch sonst über ihn denken mag — Lothaire hat das verstanden und einige wenige andere mehr. Zu oft darf man aber nicht in diese Situation geraten, sonst geht das Vertrauen in die Brüche. Das weiss man, und deshalb sollte stets für genügende Nahrung gesorgt werden. Dass das nicht immer leicht ist, soll zugegeben sein; aber gerade darin besteht die Kunst des Kriegführens in Afrika. Bei den Expeditionen jedoch, die der Congo-Staat unternimmt, ist die Hungerleiderei stereotyp geworden — nicht nur für die Weissen, sondern auch für die

Schwarzen. Diese Expeditionen sollen möglichst billig gemacht werden, und deshalb marschiert man aufs Geratewohl ins Land hinein — die Nahrung wird sich schon finden! Die Erfahrung lehrt aber, dass sie sich nicht immer finden lässt, und dann ist die Kalamität da. Das mindeste Mass von Fürsorge wäre wohl, dass jedermann den sogenannten „eisernen Bedarf" mit sich führte, der wenigstens auf 10 Tage berechnet und in verlöteten Büchsen verpackt sein müsste. Diese Vorsicht könnte um so leichter gebraucht werden, als die Mannschaften anderweitig durchaus nicht mit Gepäck beschwert sind und das Mitschleppen unnötiger Lasten von vornherein unterdrückt werden kann.

Diese hier angeführten Gründe dürften die Ursache gewesen sein, wodurch das Feld für eine Meuterei von langer Hand her in günstigster Weise vorbereitet war, so dass es vielleicht nur eines geringfügigen äusseren Anlasses bedurfte, um sie zum Ausbruch zu bringen. Dieser Anlass kann gegeben sein durch einen missliebigen Offizier, eine vermeintliche Ungerechtigkeit, ja, selbst durch ein einfaches Missverständnis da, wo keiner der vorhandenen Weissen sich auf eine andere Weise zu verständigen vermag, als durch die reglementären Kommandoworte. Dieser Fall tritt aber sehr häufig ein; die jungen Nachschübe bedürfen selbst bei gutem Willen immerhin einiger Monate, ehe sie die Idiome der Eingeborenen radebrechen lernen; es giebt aber auch solche, die es niemals zustande bringen. Diese Unkenntnis der Landessprache dürfte auch in dem vorliegenden Falle eine mitwirkende Rolle gespielt haben. Solange diese Missstände nicht radikal beseitigt werden, ist auch keine Besserung der derzeitigen Verhältnisse zu erwarten. —

Es ist genau ein Jahr seit dem Ausbruch der Meuterei in der Expedition Dhanis verflossen; seit einem ganzen langen Jahr ziehen die Meuterer nach vorangegangener Massakrierung ihrer Offiziere mordend, sengend und plündernd im Lande umher, und der Congo-Staat ist absolut unfähig, dem Skandal ein Ende zu bereiten. Trotz der zu verschiedenen Epochen

ausposaunten Siege über die Meuterer ist es den Truppen des Staates bis heute nicht gelungen, auch nur einen einzigen Deserteur einzuliefern; dagegen hat man alle Soldaten aus dem Stamme der Batetele, die in anderen Kontingenten dienten, entwaffnet, in Ketten gelegt und nebst ihren Weibern nach M'Boma transportiert, wo sie im Fort von Chinkakassa interniert und auf unbestimmte Zeit zur Festungs-Schanz-Arbeit verurteilt sind.

Unter diesen Leuten befinden sich manche, die seiner Zeit als Freiwillige in die Truppe eingetreten sind, mit Opfermut zur vollen Zufriedenheit ihrer Offiziere gedient hatten, und deren Dienstzeit nahezu abgelaufen war, als man sie zu Gefangenen machte. Anstatt sie auszubezahlen und in ihre Heimat zu entlassen, hat man sie in Zuchthäusler verwandelt! Der einzige Vorwurf, der ihnen gemacht werden konnte, war der, dass ihre Brüder aus dem Stamme der Batetele gemeutert hatten. Das ist eine sonderbare Gerechtigkeit, die sich da in M'Boma unter den Augen des internationalen Gerichtshofes abspielt, und eine einfache Art, sich die nötigen Arbeiter zu verschaffen.

Glaubt man etwa, sich auf diese Weise in den Regionen des oberen Congo Sympathien schaffen zu können?

Zweiter Teil.

In Südwest- und Ost-Afrika.

Erstes Kapitel.

Eine Fahrt durch Deutsch Südwest-Afrika.

Die Abfahrt von Hamburg. — Ankunft in Walfischbai. — Wassermangel und sonstige Verhältnisse. — Fahrt im Ochsenwagen. — Das Innere des Landes. — Die Gebirge. — Der Swakop. — Usakus. — Ottimbingue. — Der Omaruru. — Das Kaokofeld. — Sandwichshafen. — Allgemeine Betrachtungen.

Im Jahre 1887 wurde mir durch die Direktion der südwest-afrikanischen Kompagnie der Antrag gemacht, ich solle eine Expedition nach dem deutschen Schutzgebiete von Südwest-Afrika führen und im Lande Umschau halten nach dessen politischen Zuständen, seinen Handelsbedürfnissen, seinen Produkten und seinen Hilfsquellen. Mit Freuden stimmte ich diesem Vorschlag zu, um bei dieser Gelegenheit ein neues, mir noch unbekanntes Stück Land des schwarzen Erdteils zu sehen.

Die Gesellschaft hatte grosse Pläne im Auge, von denen sich später nicht einer realisierte; der Grund davon lag zum grössten Teile in den eigentümlichen Verhältnissen des Landes selbst, zum Teil darin, dass man auch hier, wie überall, wo es sich um deutsche Kolonialpolitik handelt, der Meinung war, solche Dinge liessen sich von Berlin aus und vom grünen Tische dirigieren.

Das Gegenteil hat die Kompagnie bald genug zu ihrem eigenen Schaden erfahren; da sie, wenn auch in anderer Form, heute noch besteht und, in sehr reduziertem Masse zwar, noch im Lande thätig ist, so überlasse ich es ihr, demjenigen detailierte Auskunft über ihr Wirken zu geben, der sich dafür allenfalls interessieren könnte. Ich werde mich somit lediglich auf die Beschreibung des Landes, soweit ich es selbst kennen lernte, beschränken.

In den ersten Tagen des Monats September 1887 schifften wir uns in Hamburg auf der Brigg „Adolf“ ein, um dann sofort die Reise anzutreten. Der „Adolf“ war ein stark gebautes, aber altes Schiff; für einen Segler sogar ziemlich komfortabel eingerichtet; zu den raschen Fahrzeugen konnte er jedoch sicherlich nicht gerechnet werden. Die ersten Tage dieser Seefahrt wirkten gerade nicht ermunternd; gleich nachdem wir Kuxhaven verlassen hatten, setzte ein starker Süd-Ost ein, der nach ein paar Stunden in einen regelrechten Sturm ausartete, so dass wir fünf Tage lang in der Nordsee herumgepeitscht wurden, ehe wir den Kanal erreichen konnten. Von dort ab ging die Fahrt ziemlich glatt von statten; manchmal sogar zu glatt, denn wir blieben z. B. bei den Inseln des grünen Vorgebirges, angesichts von S. Antonio, 14 Tage lang ganz still liegen.

Es war Anfang Dezember — ein nebliger, unfreundlicher und regnerischer Tag —, als etwa gegen 2 Uhr nachmittags von der Back her der auslugende Matrose den Ruf: Land!! erschallen liess.

Man kann sich einen Begriff von unserer Freude machen, wenn man bedenkt, dass wir seit 82 Tagen auf dem engen Raum zusammengepfercht waren und während der ganzen Zeit nur von Konserven gelebt hatten. Gegend Abend fuhren wir denn auch richtig unter strömendem Regen in der Walfischbai ein. Wir waren von diesem nassen Empfang, der uns ausserdem jede Aussicht benahm, nicht erbaut; um so mehr freuten sich dort die ansässigen Leute über das Ereignis, denn es war — wie sie uns alle versicherten — der erste

Regen seit — — 7 Jahren!! Sie mochten dem Himmel um so mehr für diese edle Spende dankbar sein, als es zur Zeit überhaupt das einzige Nass war, das in Walfischbai aufgetrieben werden konnte. Man sass dort im wahren Sinne des Wortes vollkommen auf dem Trockenen. Nicht einmal Trinkwasser ist in der Bai selbst zu haben; eine gute Stunde davon entfernt, landeinwärts, ist eine Lache Brackwasser zu finden, das zur Not zum Waschen und Kochen tauglich ist und mit dem auch die wenigen vorhandenen Tiere getränkt werden können, das aber zum Genuss für den Menschen nicht tauglich ist. Das Trinkwasser wird alle zwei Monate in einigen Tonnen von Kapstadt nach der Bai gebracht. Dieser Zustand passt zum Ganzen. Ein öderes, traurigeres Stück Land, als diese Walfischbai, ist wohl auf der ganzen Erde nicht zu finden. Nichts als gelbe, einförmige, vollkommen vegetationslose Sanddünen, so weit das Auge reicht; es ist nicht möglich, auch nur einen Grashalm in diesem salzigen Sande zum Gedeihen zu bringen. Die wenigen primitiven Häuser sind auf Sandsäcken aufgebaut und zur Zeit des Neumondes, wenn Hochflut eintritt, steht die ganze Ansiedelung unter Wasser, so dass man nicht trockenen Fusses von einem Hause zum andern kommen kann.

Bei solch angenehmen Lebensbedingungen ist es wohl kein Wunder, wenn die Kopfzahl der Bevölkerung nicht sehr hoch wird. Es hausen hier ein englischer Magistrat mit seiner Gattin und zwei Schutzleuten, die natürlich nie etwas zu thun haben. Letztere sprechen in Ermangelung eines besseren als echte Söhne Albions kräftig dem Whiskey zu — notabene wenn welcher vorhanden ist —, um sich dann in der Trunkenheit gegenseitig zu arretieren. Das Spiel wurde so lange fortgesetzt, bis man auf den schlauen Gedanken verfiel, den einen ganz abzuschaffen; damit wurde Ruhe im Lande. — Wäre manchmal auch bei uns zu empfehlen! — Ferner existieren hier noch ein deutscher Missionar mit Familie, die sich wohl auch mangels einer besseren Beschäftigung so zahlreich eingefunden hat; ein deutscher Landungsagent, ebenfalls mit

Frau; zwei deutsche Kaufleute; ein Engländer, der einigen Handel treibt, eigentlich aber Schlächter ist; schliesslich lebt hier auch noch aus Geschmacksverirrung ein Privatier — ein ehemaliger Fischer. In dieser Verfassung besteht die Gemeinde seit ungefähr 20 Jahren; man ersieht daraus, dass keine Gefahr besteht, es könne sich da in absehbarer Zeit ein grossstädtisches Leben entwickeln. —

Wie alles in der Welt, so hat auch die hier zu Lande beliebte Weise des Reisens ihre Licht- und Schattenseiten; sie ist aber von allen in Afrika gebräuchlichen Arten die bequemste.

Ich meine nämlich die Fahrt im — Ochsenwagen.

Nun! wird mancher denken: diese Reise mit Ochsen, das mag doch ein bedenkliches Vergnügen sein! Das gleiche dachte ich mir selbst, so lange, bis ich die Geschichte ausprobiert hatte. Am wenigsten Vertrauen hat man auf ein rasches Vorwärtskommen, wenn man sich vorstellt, wie langsam bei uns zu Hause solch ein Ochsengespann dahinschleicht, selbst auf harter, gut gepflegter Chaussee. Indem man solchem Gedankengang nachfolgt, giebt man sich schon der grössten Täuschung hin; der afrikanische Ochse ist nichts weniger als langsam, und er ist nebenbei fast unermüdlich. Die Ochsen werden hier auch als Reittiere gebraucht, und es ist im Lande eine bekannte Thatsache, dass bei Distanzritten der Ochsenreiter im Vorteil ist.

Der schwierigste Moment ist immer der des Einspannens; ein richtiges Gespann besteht aus 20 Ochsen, die paarweise vor den Wagen gespannt werden, indem man immer zwei in ein Doppeljoch steckt. Der afrikanische Ochse hat einen kleinen Fetthöcker, mit dem er seine Last vorwärts schiebt, indem das Joch vor demselben auf dem Nacken aufliegt; dadurch ist der Kopf des Tieres nicht in seiner freien Bewegung gehemmt. Hat man ältere Tiere, so stellen sie sich meistens freiwillig an ihren gewohnten Platz und lassen sich ruhig das Joch auflegen. Sind jedoch junge halbwilde Ochsen darunter, die erst eingefahren werden sollen, so wird die Arbeit kompli-

zierter, und man darf sich bei dem Geschäft die Zeit nicht lang werden lassen, noch weniger aber darf man die Geduld verlieren. Ist das Fuhrwerk erst einmal in Gang gebracht, dann geht es dahin, über Stock und Stein, oft im Trab, manchmal sogar im Galopp; es muss ein gewandter, eingeborener Läufer sein, der mit einem tüchtigen Ochsengespann gleichen Schritt halten will; der Weisse kann es nicht, wenigstens nicht auf die Dauer.

Die Wagen sind für diese strapaziösen Reisen eigens eingerichtet, sehr stark gebaut, so dass sie manchen derben Puff aushalten können. Sie sind auf sehr breite, massive Räder gestellt, welche das tiefe Einsinken in den Sand oder in Sumpfboden möglichst verhindern; auch sind sie mit starken Patentachsen ausgerüstet. Im Innern sind verschiedene Kasten und Fächer angebracht, damit man seinen ganzen Hausrat und seine Provisionen bequem unterbringen kann und doch immer bei der Hand hat. Im unteren Teil des Wagens werden das Gepäck und die Waren aufbewahrt; dann wird ein Rahmen eingeschoben, der mit Ochsenhautriemen überspannt ist und vollkommen eine Sprungfedermatratze ersetzt; auf diesen Rahmen legt man eine Rosshaarmatratze nebst Polster, dazu so viele wollene Decken, als nötig sind, und man hat ein bequemes, gesundes Lager, wie man es sonst nirgends in Afrika finden kann. Auch an der Aussenseite des Wagens befinden sich einige Behälter, in denen ein vollständiges Handwerkszeug, die Küchengeräte und Feuerungsmaterial mitgeführt wird. Hintenauf stehen — je nach Bedarf — ein bis zwei Fässer mit Trinkwasser. Das Dach des Wagens ist wie ein Schiffsdeck abgerundet und ausgebaggert; schliesslich ist die ganze obere Hälfte noch mit starkem Segeltuch fest überzogen, so dass diese fahrende Behausung auch bei dem härtesten Wetter vollkommen wasserdicht bleibt. Man kann daraus ersehen, dass sich auf diese Weise in dem Gefährte schon reisen lässt.

Ist man an einer Stelle angelangt, wo man haltmachen will, so spannt man seine Ochsen aus und lässt sie laufen;

sie suchen sich ihr Futter selbst. Dasselbe geschieht mit den Pferden, die man mitführt; nur eins wenigstens wird an einem Hinterbein gefesselt, damit man es des Morgens gleich bei der Hand hat, wenn man es braucht, um mit seiner Hilfe die Ochsen wieder herbeizutreiben, falls sie sich während der Nacht in der Umgegend zerstreut haben.

Der Hauptvorteil bei dieser Art des Reisens ist der, dass man sein Gepäck und seine Waren immer bei sich und zur Stelle hat, dass man der vielen schwarzen Träger, die sonst dem Reisenden gewöhnlich seine Aufgabe so sehr erschweren, gänzlich entbehren kann. Wenn die Ochsen auch manchmal störrig sind, zuweilen auch ausreissen, wie ihre zweibeinigen schwarzen Kollegen, so lassen sie sich doch wenigstens gutwillig wieder einfangen, und im übrigen bringt sie eine angemessene Tracht Prügel leicht wieder zur Raison. Beides ist bei dem Neger nicht immer der Fall.

Zu einem Ochsengespann gehören gewöhnlich drei Treiber. Der eine führt beim Aufbruch und auf schwierigem Terrain die beiden Leitochsen, die an der Spitze gehen; es sind meist ältere Tiere, die den Witz schon öfter mitgemacht haben und ihren Weg genau kennen. Der zweite hat seinen Platz auf dem Vordersitz des Wagens, und ihm unterstehen die beiden Afterochsen, die an der Deichsel gehen; diese sind gewöhnlich auch gut eingefahren und die kräftigsten des Gespannes. Der dritte Treiber ist mit einer an einem 12—15 Fuss langen Rohr befestigten Peitsche bewaffnet, und läuft den grössten Teil des Tages neben dem Gespann her, das er durch Zuruf und Peitschenknall zu immer schärferer Gangart antreibt. Im Notfalle thun zwei Treiber diesen Dienst.

Die Wagen sind darauf berechnet, dass 80 Zentner geladen werden können; somit befördert ein Gefährt mindestens ebensoviele Lasten, als 130 schwarze Träger fortzubringen imstande sind. Damit ist noch der Vorteil verbunden, dass die Ochsen williger, verständiger und genügsamer sind, als der Neger, und man nicht nötig hat, sich alle Tage mit ihnen herumzustreiten.

Reist man mit mehreren Wagen zugleich, was häufig der Fall ist, oder findet sich eine ganze Karawane zusammen, so kann man an den Halteplätzen die verschiedenen Gefährte zu einer Art Wagenburg auffahren lassen, und ist so gegen etwaige feindliche Ueberfälle der Eingeborenen oder nächtliche Angriffe wilder Tiere ziemlich gesichert.

Eine grosse Unannehmlichkeit birgt auch eine solche Fahrt in sich; das ist, wenn man des Morgens erwacht und es ist weit und breit kein Ochse mehr zu sehen. Dann besteigt man, in sein Schicksal ergeben, die Pferde, um die Ausreisser einzuholen und zurückzubringen; dies Geschäft ist aber nicht immer so einfach, wie es auf den ersten Anblick scheint, und nimmt oft einen ganzen Tag, manchmal sogar zwei in Anspruch, während welcher Zeit man eben zu einem unfreiwilligen Aufenthalt gezwungen wird. Hat man Pech, so wiederholt sich das Spiel den nächsten Morgen.

Dies Ereignis tritt meist ein, wenn man zur Regenzeit auf dem Marsche ist, was man ja, wenn thunlich, ohnedies vermeidet. Fängt es nachts an zu regnen, so rennen die Bestien nach allen Himmelsrichtungen auseinander und laufen unermüdlich weiter, so dass es Mühe genug kostet, sie wieder einzuholen. Dasselbe geschieht, wenn man zur Küste fährt und sich derselben nähert; der Instinkt treibt dann die Tiere nach dem Lande zurück, wo es Futter und Wasser giebt. In solchem Falle kann man das Gespann an der nächsten Wasserstelle leicht wiederfinden.

Dieser Missstand kann leider nicht beseitigt werden; man muss sich eben mit dem Gedanken trösten, dass dem Reisenden in anderen Teilen Afrikas mit den schwarzen Trägern dasselbe passiert und dass dann die Kalamität noch viel grösser ist; abgesehen davon, dass die Neger, wenn sie ausreissen, oft gar nicht, immer aber schwerer einzufangen sind, als die Ochsen, ist mit diesem Spass neben dem Zeitverlust auch in fast allen Fällen noch ein bedeutendes pekuniäres Opfer verbunden.

Häufig hört man auch die Klage, dass während der Reise viele Tiere gestohlen werden, oder durch die Strapazen zu Grunde gehen.

Ich habe meine dreimonatliche Fahrt mit fünf Wagen, d. h. mit 100 Zugochsen gemacht; ich führte ausserdem ein Dutzend Pferde mit und eine Herde grossen und kleinen Schlachtviehs; es ist mir nie weder ein Stück abhanden gekommen, noch verunglückt.

Bei Beginn der Fahrt zieht sich der Weg während zweier Tage durch die gleichförmigen, tiefen Sanddünen der Walfischbai. Da es ziemlich bergan geht, so wälzt sich die Karawane auch nur langsam und mühsam vorwärts. Für die Ochsen ist in dieser Zeit der Wüstenreise nur einmal etwas Brackwasser zu haben, das sie nur ungern und unter jämmerlichem Gebrülle saufen; Futter ist gar nicht zu finden, weshalb sie mit einer Handvoll Früchten des Annabaumes, die ihnen vorgeworfen werden, vorlieb nehmen müssen.

Endlich erreichen wir bei Salem, das schon circa 900 Fuss über dem Meeresspiegel liegt, den Rand dieser Sandwüste; der Boden wird fester, so dass das Gefährt leichter und schneller vorwärts kommt; die Tiere wittern frisches Futter und gutes Wasser, und das muntert sie mehr zur Eile auf, als Zuruf und Peitsche. —

Der rauhe Zug, der durchs ganze Land geht, tritt deutlicher hervor; einen angenehmen Eindruck macht es nicht mit seinen kahlen Bergen und seinem spärlichen Graswuchs. Von Bäumen ist bis Salem gar nichts zu sehen. Dort stehen einige Gruppen Annabäume und, als immer angestauntes Wunder, auch eine einzelne Palme, die jedoch nie eine Frucht getragen hat.

Salem ist nichts weiter, als ein Wasserplatz, bei dem sich ein Bastard angesiedelt hat, der vom Gemüsebau lebt. Früher war hier eine Missionsstation; davon ist jedoch nur mehr zerfallenes Gemäuer wahrnehmbar.

Bei Fortsetzung der Reise wird der erste unerfreuliche Eindruck in nichts gemildert; es ist ein trostloses, trauriges

Gelände, das wir durchqueren. Kahle Berge, Flüsse ohne Wasser, Bäume ohne Blätter, Vögel ohne Stimme! —

Charakteristisch für das ganze Damara-Land ist das Vorherrschen von plutonischem Gestein, namentlich von Granit, sowie von Kalkstein- und Sandstein-Gebilden. Aus Granit bestehen die wichtigsten und interessantesten Charakterzüge in der Bergbildung dieses Landes, und es finden sich überall sehr schöne und ausgezeichnete Varietäten dieses Gesteins.

Die Hauptgebirgskette des Landes, die sich fast 400 geographische Meilen weit in der Richtung von Nord nach Süd der Küste entlang zieht, besteht aus Granit; ausserdem tritt die Granitbildung nur in isolierten Bergmassen auf, deren Höhe zwischen 1000—3000 Fuss schwankt, und deren Gipfel meistens in der Form hoher Piks erscheinen.

Die Kalkstein- und Sandstein-Gebilde legen sich fast unter einem rechten Winkel an die plutonischen Gesteine an.

Die Kalksteinformationen, die nördlich vom Omaruru vorherrschen, gehören der Steinkohlenformation, dem Oolith und der Kreideformation an; die Glieder der Kohlenformation bilden mehrere fast senkrecht abfallende, einander parallel streichende Bergketten von rauhem Charakter, mit spärlicher und niedriger Vegetation.

Der Sandstein bildet hauptsächlich tafelförmige Berge mit steilen Abstürzen und grotesken Formen.

Wo Sandstein in Verbindung mit Kalkstein vorkommt, da tritt diese Formation nirgends über das Niveau der umliegenden Gegend hervor.

Granit und Sandstein sind stark mit Eisenoxyd zersetzt, wodurch die rötliche Färbung dieser Gebirge entsteht. In den Gebirgszügen zwischen Omaruru und Swakop giebt es Eisen und Kupfererze in bedeutenden Mengen. Die Eisenerze, die hauptsächlich am Unterlaufe des Swakop in Granit und Quarz vorkommen, sind sehr rein und reich; die reichlichsten Kupferlagerstätten finden sich in Glimmerschiefer und Sandstein.

Mancher, der sonst gedankenlos durch die europäischen Gebirge streift, wird hier durch die sonderbaren, charakteristischen Formationen der afrikanischen Berge zu Betrachtungen über deren Entstehen angeregt; man macht sich unwillkürlich Gedanken über die Kraft der vulkanischen Ausbrüche, die hier gewaltet haben müssen, und da im Lande an mehreren Orten auch warme Quellen auftreten, so wird man um so mehr in der Meinung bestärkt, sich hier auf durchaus vulkanischem Boden zu befinden. Gewiss ist aber diese Zerrissenheit, Wildheit und Schroffheit der Gestaltung der afrikanischen Berge, durch die man hauptsächlich zu dieser Anschauung geführt wird, gerade durch das dem Feuer entgegengesetzte Element — durch das Wasser zustande gekommen. Es ist das erkenntlich an den vielen unterwaschenen Rändern, die sich in verschiedenen Höhen um die Berge herumziehen, und an der abgerundeten Form der Blöcke, die als Geröll die Tiefen bedecken. Neptunischen Kräften ist auch wahrscheinlich die Zerstörung der höher gelegenen, jüngeren Systeme zuzuschreiben; häufig ist keine Spur der auflagernden Schichten auf dem Plateau zurückgeblieben. —

Wir überschreiten bei Highcamcop — einer Wasserstelle — den Swakopfluss, die Hauptwasserstrasse des Landes. Von Wasser war wenigstens zu der Zeit kein Tropfen zu sehen, doch das Flussbett ist an die 200 Meter breit, windet sich an der Stelle, wo wir übersetzten, zwischen den Bergen hindurch und zeigt Spuren davon, dass das Wasser hier zeitweise mit furchtbarer Gewalt haust. Die Berge zeichnen sich — wie überall im Lande — durch vollkommene Vegetationslosigkeit aus.

Nachdem wir die Höhen des Nordufers erklommen hatten, waren wir auf der Hochebene angelangt; der schwierigste und einförmigste Teil des Weges lag bereits hinter uns. Wir gönnen hier unsern Tieren nach der sauren Arbeit einen Rasttag, da kräftiges Futter und gesundes Wasser in Hülle und Fülle vorhanden, und ich benutze die Zwischenzeit, um zu

Pferde dem Laufe des Swakop bis zu seiner Mündung in die See zu folgen.

Ich war seit unserer Landung in der Walfischbai sicherlich in keiner Weise durch landschaftliche Reize verwöhnt worden; aber die Oede und Trostlosigkeit, die da herrschen, spotten jeder Beschreibung.

An beiden Seiten der Mündung, vor welcher natürlich wieder eine Barre liegt — etwa 2—3 Seemeilen von einander entfernt — springen Riffe ins Meer hinaus und bilden so eine kleine Bucht. Von seiner Mündung aufwärts, ungefähr auf eine Strecke von 2 Meilen, nimmt der Swakop einen ost-nord-östlichen Lauf, biegt dann nach Südost um und entschwindet plötzlich dem Auge. Reihenweise gruppiert liegen an beiden Ufern des Flusses mehrere Sandhügel, die dadurch, dass sie mit grossen Mengen glimmerhaltiger Gesteinsfragmente untermischt sind, eine fast weisse, blendende Färbung angenommen haben. Diese Hügelketten steigen bis Fusse des Colquhoun-Berges — einer kahlen Felsmasse, die sich ungefähr 20 Meilen von der Küste entfernt bis zu einer Höhe von 3000 Fuss über dem Meeresspiegel erhebt — langsam aber stetig an. Von Vegetation ist auf Sehweite keine Spur vorhanden.

Während in der Walfischbai durch die wenigen dort wohnenden Menschen einiges Leben in der Natur geschaffen wird, herrscht hier die Ruhe des Todes. Dort flattern die farbigen Flaggen Deutschlands und Englands lustig an den Masten, auf dem Wasser schaukeln sich einige Boote, ein Dutzend Hühner scharren im Sande und am Strande tummeln sich ein paar Hunde vergnügt herum; die weit ins Meer hinausragende Landzunge ist von zahllosen Wasservögeln bevölkert und auch Seehunde gehören nicht zu den Seltenheiten. Hier dagegen die entsetzliche Leere des Nichts; die schauerliche Stille wird nur unterbrochen durch das Tosen und Brausen einer wilden Brandung. Kein Vogel, kein giftiges Reptil, nicht einmal ein lästiges Insekt ist hier zu finden — eine Leere, die durch Worte nicht wiedergegeben werden kann.

Fauna und Flora sind hier durch je ein schwaches Exemplar ihrer Gattung vertreten; diese durch einen leeren, anstrichslosen Flaggenmast, jene durch den verwaschenen Reichsadler, der auf einer Tafel daneben prangt.

Nördlich von der Swakop-Mündung dehnt sich auf etwa 15 Meilen ein niedriger, sandiger Vorstrand aus, der hier und da mit Gebüsch und kleinen Baumgruppen besetzt ist. Hier bildet ein von einer sandigen Landspitze auslaufendes Riff eine halbmondförmige Bai, in der ganz gute Landungsplätze vorhanden sind. Nach zwei Stunden Wegs landeinwärts nimmt die Gegend einen hügeligen Charakter an und auf einer Entfernung von ungefähr 30 Meilen taucht am Horizont eine dunkle, felsige Gebirgskette auf, deren südlicher Ausläufer einen hohen Berg von kugelartiger Form bildet.

Diese Stelle ist es, auf welche ich im Jahre 1888 sowohl das Kaiserliche Auswärtige Amt, als auch die daran interessierten kolonialen Kreise aufmerksam machte, indem ich mich gleichzeitig erbot, hier aus eigenen Mitteln nach einem brauchbaren Hafen suchen zu wollen. Ich erbat mir hierzu vom Kaiserlichen Auswärtigen Amte und von der Deutschen Kolonialgesellschaft lediglich die moralische Unterstützung meines Unternehmens; bei den an der Sache hauptsächlich interessierten Gesellschaften frug ich an, ob sie geneigt wären, im Falle des Gelingens meines Planes mir die gehabten Barauslagen zu ersetzen.

Vom Kaiserlichen Auswärtigen Amte wurde mir insoweit Unterstützung zuteil, als der damalige Reichskommissar Dr. Göhring angewiesen wurde, meiner projektierten Expedition keine Hindernisse in den Weg zu legen.

In der Deutschen Kolonialgesellschaft sprach der durch seine späteren Heldenthaten so berühmt gewordene Dr. Karl Peters gegen mein Unternehmen, indem er es eine originelle Idee benamste.

Die Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika, welche als Eigentümerin des Landes, in dem sie souveräne Rechte beanspruchte, am meisten Interesse und Gewinn bei dem Ge-

lingen meines Planes hatte, versprach mir Entschädigung durch Abtretung von Ländereien — ein Angebot, das wohl Ironie sein sollte. Die deutsch-westafrikanische Kompagnie aber teilte mir mit, dass sie an der Auffindung eines Hafens im deutschen Schutzgebiete kein Interesse habe.

Unter solchen Umständen sah ich selbstverständlich von der Ausführung ab, denn — gegen gewisse Dinge kämpfen Götter selbst vergebens!

Es ist mir jedoch nach vier Jahren eine grosse Genugthuung geworden, indem diese originelle Idee wenigstens ihre Lösung gefunden hat, während die schlauen Pläne des Dr. Karl Peters zwar dem Reiche und dem Volk schon viele Millionen gekostet haben, aber sämtlich noch immer ihrer Realisierung harren.

Seiner Majestät Kanonenboot „Hyäne" hat genau an der von mir bezeichneten Stelle den Hafen oder brauchbaren Landungsplatz gefunden, um dessen Aufsuchung es sich handelte; über diese erfreuliche Thatsache herrschte in allen kolonialen Kreisen Deutschlands grosser Jubel. —

Bei Fortsetzung unserer Reise änderte sich das Bild ein wenig zum Vorteil der Landschaft; das Terrain ist jetzt stark mit Euphorbienbüschen bestanden, hier und da untermischt mit Gruppen von Kameldornbäumen; dazwischen gedeiht reichlich gutes Futter, deshalb ist hier das Wild keine Seltenheit. Die Tiere sind gar nicht sehr scheu, sie halten ziemlich lange stand, so dass man sie oft vom Wagen aus erlegen kann. Die am häufigsten im Lande vorkommenden Arten sind: der Steinbock, der Wasserbock und die Kudu-Antilope; etwas seltener, aber immer noch häufig genug sind: das Hartebeast und das Gnu. Vielfach fanden wir auch die Spur des Strausses, ohne jedoch einen dieser merkwürdigen Vögel zu Gesicht zu bekommen. Wo viel Wild, da ist selbstverständlich an Raubzeug ebenfalls kein Mangel; Schakale und Hyänen sind ihrer nur zu viele; desgleichen giebt es genug Leoparden, und selbst Löwen sind nicht selten. Der südafrikanische Löwe gehört sogar zur schlimmsten Sorte

und unterscheidet sich von den anderen seines Geschlechts durch den Mangel der Mähne. Die Erzählungen jedoch, die man häufig im Lande vernehmen kann und wonach es sogenannte Menschenfresserlöwen geben soll, d. h. solche, die aus purer Vorliebe für Menschenfleisch sich durch ganze Herden von Ochsen lautlos hindurchschleichen sollen, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen, nur um als Leckerbissen den Hirten verspeisen zu können, muss ich in das Reich der Fabeln verweisen. Hier, wie überall wird der Löwe den Menschen angreifen, wenn er vom Hunger dazu getrieben wird, oder wenn man ihn reizt; solange er es aber umgehen kann, weicht er dem Menschen aus.

Zwei Tagereisen bringen uns nach Usakus, das wegen seiner Fruchtbarkeit unter allen Ansiedlern sich des besten Rufes erfreut. Es stehen da einige Dutzend schöner starker Bäume, was allerdings in diesem Lande eine grosse Seltenheit bedeutet. Die Aeste dieser Riesen bevölkern sich bei Sonnenuntergang mit Scharen von Perlhühnern, die dicht aneindergedrängt hier für die Nacht Schutz suchen vor ihren zahlreichen Feinden. Manchmal kommen sie aber vom Regen in die Traufe; denn ihres schmackhaften Fleisches wegen stellt ihnen auch der Herr der Schöpfung nach; sie werden mit langen Stangen heruntergeschlagen, um als saftiger Braten in den hungrigen Magen des Menschen zu wandern. Die Umgegend ist stark mit Unterholz und ziemlich hohem Gras bewachsen und dieses Gestrüppe giebt den zahlreich vorhandenen Rebhühnern und Fasanen willkommenes Versteck.

Noch zwei Tage dieser einförmigen Fahrt, und wir erreichen den Ort Ottimbingue, die Hauptansiedelung der Weissen, die im Lande leben, und zur Zeit auch Sitz des kaiserlichen Reichskommissars.

Die Damara-Neger sind eigentlich ein Nomadenvolk, das von der Viehzucht lebt, mit seinen Herden immer die besten Weideplätze aufsuchte, auf diese Weise im ganzen Lande herumzog, bald da, bald dort, aber keine festen Wohnsitze hatte. Den Missionaren ist es jedoch in den letzten Jahren

gelungen, die Leute etwas sesshafter zu machen und sie zu vermögen, auch einigen Ackerbau zu treiben. Vorläufig haben sie sich in bienenkorbähnlichen, niedrigen, schmutzigen Lehmhütten niedergelassen; nur einige Häuptlinge haben sich eine bessere Häuslichkeit aus Stein hergestellt. Somit ist aber doch der Anfang zu einer dauerhaften Niederlassung gegeben.

Etwa eine halbe Stunde vom Orte entfernt ist ein mit Bäumen bestandener Platz, der als Wald bezeichnet wird. Das ist aber nicht der richtige Ausdruck dafür; es ist ein Hain, der mit einer Anzahl von Bäumen bewachsen ist, unter denen sich ganz stattliche Exemplare befinden, die aber so weit von einander entfernt stehen, dass man füglich von einem Walde im eigentlichen Sinn des Wortes nicht mehr sprechen kann. Da weit und breit im Lande kein grösserer Holzbestand zu finden ist, so war auch dieser Wald nahe daran, nach und nach gänzlich ausgerottet zu werden, da jedermann seinen Bedarf an Bau- und Brennmaterial dort holte. Ein Erlass des Reichskommissars hat nun dem vorläufig ein Ziel gesetzt, indem das Fällen von Bäumen oder Abreissen von Aesten verboten wird. Wenn die Verordnung aufrecht erhalten werden kann, so ist wenigstens dieses bischen Holz vom Untergang gerettet.

Ausser dem Gebäude des Reichskommissars sind noch vorhanden: eine Kirche und die Missionsstation nebst einer Hochschule für — aus den Negern heranzubildende — Missionare. Das ist auch eine Utopie, für die man unnützer Weise Geld ausgiebt; der Neger mit seinem beschränkten Verstande und seinen überaus kräftigen, tierischen Trieben hat keinen Sinn für die christliche Religion, noch weniger begreift er die Geheimnisse des Christentums, und zum Missionar eignet er sich schon gar nicht.

Ferner existieren noch ein paar Faktoreien, die wenig Umsatz haben, da im Lande nichts weiter einzuhandeln ist, als Ochsen, für die wieder keine Verwendung gefunden werden kann.

Wir ziehen von hier aus nördlich, dem Omaruru zu. Je

weiter wir gegen Norden kommen, desto anmutiger wird die Gegend, und es stellt sich nach und nach ein kräftigerer und höherer Pflanzenwuchs ein, welcher vorzugsweise aus wohlriechenden und gewürzhaften Kräutern, Sträuchern und Bäumen besteht.

Der Omaruru bildet seiner Grösse und Wichtigkeit nach die zweite von den grossen Wasserstrassen des Damara-Landes. Er durchzieht Landstriche von bedeutender Ausdehnung und ist fast ebenso breit, wie der Swakop; sein nur periodisch mit Wasser gefülltes Bett war gerade leer, doch schlängelten sich noch hier und da kleine Bäche durch den Sand. Die beiden Ufer sind mit herrlichen Gruppen von verschiedenen Akazien- und Mimosen-Arten bewachsen und der Fluss selbst bespült eine der malerischsten Berglandschaften des Damara-Landes. Am schönsten zeigen sich diese während der Regenzeit, wenn der stete Wechsel von Licht und Schatten, von glänzendem Himmel und phantastischer Wolkenbildung ihnen immer wieder neue Reize verleiht.

Wir folgen dem Laufe des Flusses, um mit diesem die Küste wieder zu erreichen. Je näher wir dem Meere kommen, desto mehr ändert auch der Omaruru wieder sein Ansehen zum Nachteile der Landschaft. Der Fluss läuft jetzt in einem engen Bette dahin, das er sich im Laufe der Jahrhunderte durch eine Kette wildzerklüfteten plutonischen Gesteins gegraben hat; die tiefdunkle Farbe der Felsen steht in scharfem Kontraste zu den Gängen von weissem Quarz und hellfarbigem Granit, welche das Gestein nach allen Richtungen hin durchsetzen, wodurch der düstere Charakter des Bildes noch erhöht wird. Ausserhalb der felsigen Engpässe dehnen sich öde, vegetationslose Flächen aus. Es ist wieder dieselbe monotone Landschaft, wie wir sie schon an der Swakop-Mündung gesehen haben.

Das westliche Damara-Land wird eigentlich durch das Kaokofeld gebildet, ein Hochplateau, das sich 2000 bis 4000 Fuss über das Flachland erhebt. Dieser besondere Distrikt unterscheidet sich von den übrigen Teilen des Landes

nur durch das Fehlen ausgedehnter Ebenen; sonst sind alle Ländergebiete von Südwest-Afrika einander ähnlich. Das Kaokofeld ist an manchen Stellen dicht mit Unterholz bewachsen, an anderen felsig und rauh; es ist im allgemeinen an wirklichen, permanenten Quellen arm, doch fehlt es ihm nicht an Wasser, da der Boden von zahlreichen periodischen Wasserläufen durchfurcht ist, die das Land von Ost nach West durchschneiden. Das Vorhandensein von Wasser bestätigt sich auch durch alle möglichen Arten von Antilopen, die massenhaft hier hausen und denen als Existenzbedingung Wasser so notwendig ist, wie das Futter. Die Weideplätze des Kaokofeldes sind vortrefflich, und so bietet dieses Land einem Hirtenvolke die passendsten Wohnplätze dar.

Nun bliebe noch die Betrachtung des südlichsten Teiles des Damara-Landes übrig — des Sandwichshafens. Von dort ist leider nichts zu sagen, als dass da überhaupt nichts zu machen ist. Wenn ein Hafen den Schiffen Schutz gewähren soll, so ist die erste Bedingung, dass man ihn erreichen kann; der Eingang ist aber derartig schmal, dass nur kleinere Schiffe mit verhältnismässig geringem Tiefgang die Durchfahrt wagen können, und selbst diese können das Risiko nur zur Flutzeit übernehmen. Ausserdem ist die Einfahrt so wie die ganze Küste stark im Versanden begriffen und der Hafen in wenigen Jahren wohl überhaupt nicht mehr zugänglich. Die hohen, beweglichen Sanddünen treten bis unmittelbar ans Meer heran und verhindern jede Verbindung mit dem Hinterlande. Der Verkehr mit diesem liesse sich vielleicht allein durch Kamele herstellen, die aber nicht vorhanden sind. Selbst dieser Versuch wäre noch sehr problematischer Natur; wenn diese Tiere auch sehr genügsam sind, vom Sande können sie doch nicht leben, und sonst ist absolut nichts vorhanden. Das Trinkwasser ist gleichfalls minderwertig und nur in spärlichen Quantitäten im alten Bett des Kuisib erhältlich. Dieser Fluss ergoss sich in früheren Zeiten in der Sandwichsbai ins Meer; sein altes Bett ist jedoch im Laufe der Jahrhunderte teilweise durch die Sanddünen verschüttet worden und der

Kuisib wurde gezwungen, seinen Lauf nach der Walfischbai zu nehmen.

Die völlige Unbrauchbarkeit des Hafens der Sandwichsbai war wohl mitwirkende Ursache, weshalb England in seiner bekannten Grossmut ihn an Deutschland überliess, während es den bisherigen genialen Dirigenten der deutschen Kolonial-Abteilung in all den Jahren und trotz eines sehr weiten Entgegenkommens an der Ostküste Afrikas nicht gelungen ist, von der englischen Kapkolonie resp. von Grossbritannien auch nur die Abtretung der Walfischbai zu erreichen. Die Ueberlassung dieses Stückes Land in der Ausdehnung von ein paar Quadratmeilen, das für unsere englischen Freunde und Stammesverwandten absolut wertlos ist, ihnen nicht nur nichts einbringt, sondern ihnen auch noch Kosten verursacht, das wäre doch das wenigste gewesen, was man billiger Weise im Austausch für Sansibar und Wituland hätte erwarten dürfen.

Vom Kap der guten Hoffnung herauf zieht sich die Küste entlang, bis ungefähr in Nähe der Congo-Mündung, ein kalter Meeresstrom, der eine Unmasse von Fischen mit sich führt. Diese Thatsache hat zwei Engländer ermutigt, sich in Sandwichshafen festzusetzen, um diesen Fischreichtum auszubeuten. Diese ziemlich grossen Fische werden Schnucken geheissen und mit der Leine gefangen, an welcher ein starker Angelhaken befestigt ist und neben diesem, als einziger Köder, ein roter Lappen. Kaum hat die Leine das Wasser erreicht, so hängt auch schon ein Fisch daran, so dass mehrere Morgenstunden genügen, um eine reiche Beute zu erzielen. Die Fische sind frisch sehr schmackhaft; da aber selbstverständlich für die frische Ware kein Absatz vorhanden ist, so werden sie gesalzen und getrocknet und dann zwischen Matten verpackt auf den Markt gebracht. Die ganze Westküste entlang dienen diese Fische als beliebtestes Nahrungsmittel für die schwarzen Arbeiter in den Faktoreien. Der Congo-Staat allein verbraucht jährlich für eine halbe Million. Diese beiden schlauen Engländer sind es, die im

deutschen Schutzgebiete von Südwest-Afrika das beste Geschäft machen.

Bei einer solchen Beschreibung des Landes drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Ist denn mit dieser Kolonie überhaupt etwas anzufangen? Wäre es nicht das Vernünftigste, sie ganz aufzugeben?

Ich bin persönlich der Ueberzeugung, dass von allen deutschen Besitzungen in Afrika die südwest-afrikanische Kolonie die beste Garantie für ein glückliches Gedeihen in sich birgt. Die erste und vornehmste Bedingung einer gesunden Entwickelung ist die, dass das Land klimatische Verhältnisse aufweist, die es dem Weissen — dem Einwanderer — ermöglichen, sich unbeschadet der Gesundheit mit Kind und Kegel dort dauernd niederzulassen. Dieses dringendste Bedürfnis ist hier zweifellos gegeben; das ganze Land ist in hohem Masse gesund; es liesse sich schwachen Konstitutionen sogar als Luftkurort empfehlen. Alles Weitere lässt sich mit Geduld, Zeit und Geld erreichen.

Das eklatanteste Beispiel sehen wir an der englischen Kapkolonie vor uns, die mit ihrer Hauptstadt am Kap der guten Hoffnung, an der Stelle, wo noch vor 30 Jahren ein elendes Fischerdorf gestanden hat, uns den Beweis liefert, was Energie, Fleiss, Opferwilligkeit und Ausdauer der Engländer in einer kurzen Spanne Zeit zu schaffen vermochten. Die Leistung ist staunenswert und nötigt uns wider Willen Anerkennung und Bewunderung ab.

Wenn man dem unsere armseligen, spiessbürgerlichen, deutschen Kolonial-Gesellschaften entgegenstellt, die — obwohl durchgehends in den Händen der bedeutendsten Kapitalisten des Reichs — kaum die nötigen Mittel beitreiben, um ein Dutzend schlecht besoldeter, meist unnützer Beamten abzufinden; deren ganzer Dispositionsfonds für Lokalmiete in Berlin, Bezahlung einiger Schreiber und gelegentliche Festessen daraufgeht; die aber für wirklich koloniale Zwecke nie Geld haben, da möchte man ein unheimliches Grauen vor dieser sogenannten Kolonialpolitik verspüren.

Damit, dass man sich von seinem Heimatsstaate die Rechte einer juristischen Person zusprechen lässt, um sich auf deren Grund in einem fremden Lande, das man sich nicht einmal die Mühe gegeden hat, auch nur oberflächlich kennen zu lernen, souveräne Rechte anzumassen, ist noch nicht alles gethan.

Wo man regieren und reichen Gewinn einheimsen will, da muss man vorerst auch thatkräftig in das Leben des betreffenden Landes eingreifen und Opfermut besitzen; nicht alles vom lieben Zufall und vom Reich, d. h. vom steuerzahlenden Publikum erwarten. In Afrika ist kein Indien zu finden, wohin man nur zu gehen braucht, um schnell und mühelos Reichtümer zu sammeln.

Die Verhältnisse im Damara-Lande liegen heute nicht besser und nicht schlechter, als jene waren, welche das Kapland aufwies, als sich die Engländer dort festsetzten. An Wassernot und Holzmangel leidet ganz Südwest-Afrika; das Land ist jedoch so beschaffen, dass an vielen Orten ohne Mühe und auch ohne unverhältnismässige Kosten Wasserplätze geschaffen werden können, teils durch Auffangen des Regenwassers in natürlichen Becken und künstlich angelegten Cisternen, teils durch Bohrung artesischer Brunnen.

Im Kapland hat man mit grossem Erfolg Kiefern gepflanzt; dasselbe möchte sich auch für das Damara-Land empfehlen. Hauptsächlich aber müsste man sich darauf verlegen, möglichst viele Nutzbäume zu setzen. Aepfel, Pflaumen, Orangen, Zitronen und Oliven, selbst Birnen gedeihen prächtig; letztere kommen an Wohlgeschmack zwar nicht nicht den heimatlichen Erzeugnissen gleich, dagegen ist der südafrikanische Apfel eine deliziöse Frucht. Auch der Maulbeerbaum kann eingeführt werden und mit ihm die Zucht der Seidenraupe.

Kaum ein anderes Land der Erde vereinigt in sich alle erforderlichen klimatischen Eigenschaften, die zur Zucht des Seidenspinners notwendig erscheinen, in so hohem Grade. Eine trockene, möglichst gleichmässig warme, aber auch nicht

zu heisse Luft und möglichst wenig Regen. Es würde sich also lediglich darum handeln, ob der Maulbeerbaum sich im Lande heimisch machen lässt. Diese Frage möchte ich aber unbedingt bejahen; denn er gedeiht selbst in den unwirtlichsten Gegenden Italiens und auf den steinigsten und sonst unfruchtbarsten Gründen Spaniens. Ein Versuch würde keinenfalls Schaden bringen. Gelänge der Plan — was mehr als wahrscheinlich ist —, so würde die Einführung einer neuen und wertvollen Industrie dem Aufschwung des Landes einen neuen Impuls verleihen und diese stiefmütterlich behandelte Kolonie einer ungeahnten Zukunft entgegengeführt werden.

Freilich müsste die Sache beim rechten Ende angefasst werden; man dürfte nicht wieder ein Berliner Protektionskind mit schlechtem Gehalt und noch weniger Kenntnissen mit der Aufgabe betrauen, sondern geschulte, fachmännische Kräfte, die man natürlich auch glänzend honorieren müsste. Ich kann mir nicht helfen; aber es schwebt mir bei dem Gedanken die ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft des Herrn Grafen Behr-Bandelin vor Augen mit einem Friedrich Schröder an der Spitze. —

Durch den Weinbau, der heute im Kaplande ein vorzügliches Produkt liefert, würde auch im Damara-Lande für späterhin ein hervorragender Exportartikel geschaffen werden. Viele Gegenden des Gebietes dürften sich für den Zweck besonders eignen, so z. B. die ganze ausgedehnte Ebene von Horebis; dort existieren unterirdische Wasserläufe, wodurch der Boden stets Feuchtigkeit genug besitzt, um den Rebstock gedeihen zu lassen; ferner wären zu gebrauchen die Umgebung von Salem, die Berggegenden am Omaruru und selbst Ottimbingue.

Baumwolle lässt sich überall anpflanzen und würde, wie für Südamerika, eine Quelle des Wohlstandes werden.

Der Viehstand — jetzt der einzige Reichtum des Landes — obwohl gut, könnte durch Einführung geeigneter europäischer Zuchtstiere noch bedeutend gehoben werden, und für schöne Tiere würde sich wohl ein Absatzgebiet finden,

besonders nach Herstellung von Verkehrswegen und einer regelmässigen Schiffsverbindung.

Das Kaokofeld würde in seiner ganzen Ausdehnung vorzugsweise für Schafzucht im Grossen passend sein.

Die künstliche Straussenzucht könnte in der Weise, wie sie im Kapland eingeführt ist, nebenher gepflegt werden.

Schliesslich würde auch die Fischerei an der Küste, rationell und mit Geschick betrieben, eine ergiebige Einnahme gewähren.

Man ersieht daraus, vielerlei und mannigfaltig sind die Mittel und Wege, die einzuschlagen wären, um unser südwestafrikanisches Gebiet in eine wohlorganisierte und einträgliche Kolonie umzugestalten.

Reiche Leute werden sich schwer entschliessen, nach diesen Wüsteneien zu ziehen, um dort ein mühevolles, entbehrungsreiches und oft gefährliches Dasein zu fristen; aber alles das, was geschehen soll, kann man nicht vom kleinen Mann, vom armen Auswanderer erwarten, der mit dem bischen Hab und Gut, das er noch gerettet hat, nach einem fernen, unbekannten Lande zieht, weil die heimatliche Scholle ihn und seine Familie nicht mehr zu ernähren vermag. Der Ansiedler kann nicht erst den Zeitpunkt abwarten, bis die zehn Schafe, die er sich vielleicht zu verschaffen im stande ist, zu einer Herde herangewachsen sind; er kann sich auch nicht aufs Warten verlegen, bis eine Baumwollpflanzung oder ein neu angelegter Weingarten ihm nach Jahren den ersten nennenswerten Ertrag liefern; er muss nebst seiner Familie und seinen Arbeitern vom ersten Tage an zu essen haben. Deshalb bedarf er von allem Anfang an zur Unterstützung seiner kulturellen Mission der Hilfe des Staates oder der reichen Gesellschaften, die sich später von der Verwertung ihres Grund und Bodens grossen Nutzen versprechen.

Mit kleinen Wohlthätigkeitsvereinen, die sich einen hochtrabenden Namen beilegen, den armen Teufel mit Mühe und Not — womöglich noch auf seine eigenen Kosten — nach dem Lande schaffen, ihm dort das Land parzellenweise zu-

teilen, wie in einem Villenviertel des Grunewaldes; ihm vorschreiben, wie viele Liter Wasser er täglich verbrauchen darf, sich dabei noch — gleich einem richtigen Abzahlungsjuden — das Eigentumsrecht vorbehalten und andere lästige Bedingungen an ihre vermeintliche Wohlthat knüpfen, ist der Sache auch nicht gedient.

Afrika ist das Land der grossen Dimensionen; Luft muss man haben, Licht und Raum soviel man will; man braucht dabei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf die verhältnismässig schwache Bevölkerungszahl der Eingeborenen, die, seit ein paar Jahrhunderten im Lande wohnend, es nicht fertig gebracht haben, sich den Boden nutzbar zu machen. Diese Damara-Neger gehören der niedrigsten Sorte ihrer Rasse an; sie vereinigen in sich deren schlechte Eigenschaften samt und sonders, ohne dagegen auch nur eine einzige gute aufweisen zu können. Diese Leute können unmöglich auf die gleiche Stufe mit dem einwandernden Weissen gestellt werden, wie ihnen das von den Missionaren, diesem allgemeinen Krebsschaden Afrikas, gepredigt wird; sie müssen der weissen Bevölkerung untergeordnet, d. h. dienstbar gemacht, oder mit der Zeit ganz aus dem Lande hinausgegrault werden. Wie einst die Rothaut in Amerika, so wird auch in Afrika die äthiopische Rasse dem Weissen weichen müssen; es ist das ein Naturgesetz, das wir nicht zu ändern vermögen. Ich gehe dabei von der richtigen Auffassung aus, dass wir nicht als Kulturapostel nach Afrika gehen, um dort Humanitätsschwindel zu treiben, mitzuarbeiten an der Aufhebung der Sklaverei, die blinden Völkerschaften aufzuklären und teilnehmen zu lassen an den Segnungen der Civilisation und des Christentums, und wie derlei Empfindsamkeiten noch weiter heissen. Das alles giebt sich später ganz von selbst; solange aber in Europa und im eigenen Lande so sehr viel zu thun übrig bleibt, haben wir keine Ursache, uns um die kleinen Miseren anderer zu bekümmern. Es handelt sich vorerst darum, ein Arbeitsfeld zu schaffen für die überschäumende und auswanderungslustige Bevölkerung Deutsch-

lands, es handelt sich darum, Hunderttausende, die sonst sich in aller Herren Länder zerstreuen, deutsches Element, deutsche Kraft und deutsches Kapital dem Mutterlande zu erhalten; weil unser Handel und unsere Industrie sich gelähmt fühlen in den engen Grenzen der alten Heimat, strotzend von Händen ohne Arbeit und der Ueberproduktion ohne Absatz, deshalb ziehen wir nach Afrika, um dort neue Märkte zu erschliessen.

Deutschland mit seiner ausdauernden Bevölkerung ist vielleicht unter allen Völkerschaften auserlesen, die brennende Frage der Kolonisierung des schwarzen Erdteils zu lösen; Deutschland allein ist vielleicht imstande, nach dem afrikanischen Kontinente Gruppen entschlossener und kühner Emigranten zu werfen, die dort die Wunder wirken, welche seiner Zeit in Amerika die Mormonen und die Quäker vollbrachten.

Um die Kolonisierung des Landes zu erleichtern, müssten vor allem politische Zustände dort geschaffen werden, die es dem Ansiedler ermöglichen, sich ohne fortwährende Gefahr für Leib und Leben und Eigentum seiner Kulturmission zu unterziehen. Die ständigen Reibereien der eingeborenen Stämme — die Hereros einerseits, die Hottentotten andrerseits — bestehen seit Menschengedenken und lassen das Land nicht zur Ruhe kommen. Nachdem das Deutsche Reich seine Schutzherrschaft über das Gebiet erklärt hat, ist es auch verpflichtet, für Ruhe und Ordnung im Lande so viel als möglich Sorge zu tragen; geradezu originell ist aber die Art und Weise, wie dort der Schutz deutscher Interessen ausgeübt wird. Solange das Land vollständig unabhängig war, stand dort der Weisse in hohem Ansehen, und der geachtetste von allen war der deutsche Name; bei den sich immer wiederholenden und mit abwechselndem Glück geführten Kämpfen zwischen den Eingeborenen wurde stets das Eigentum des Fremden von beiden Seiten respektiert. Seitdem aber die Reichskommissare ins Land gezogen sind mit ihren Aktenbündeln und Gesetzesparagraphen, seitdem hat sich die Situation vollständig geändert. Die Achtung vor dem weissen Manne ist

nach und nach geschwunden, und der Dentsche wird dort am besten gehasst. Das Eigentum — nicht einmal des Reichskommissars selbst — wird mehr geschont; mit jedem Tage werden die Schwarzen, wie die Hottentotten, arroganter; ist es doch schon wiederholt geschehen, dass der Reichskommissar sogar von den Eingeborenen ausgewiesen wurde und genötigt war, sich nach der englischen Walfischbai zu flüchten, von wo aus er dann papierne Proteste und leere Drohungen erliess, um die sich niemand scherte. Heute gestatten die Eingeborenen den Engländern und auch den Angehörigen anderer Nationen den ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet; dem Deutschen allein verwehren sie das Reisen in dem deutschen Schutzgebiet, und der kaiserliche Reichskommissar steht mit seiner 40 Köpfe zählenden Schutztruppe dieser Willkür und Unbotmässigkeit machtlos gegenüber.

In letzter Zeit ist nun diese Truppe auf 220 Mann gebracht worden — noch nicht ganz die Hälfte dessen, was wirklich notwendig ist — und von dieser halben Massregel verspricht man sich eine Besserung der Verhältnisse im Lande, was mir jedoch zweifelhaft erscheint. Diese Schutztruppe wird, wenn sie ihren Zweck — die Reibereien zwischen den eingeborenen Stämmen zu verhindern — erfüllen soll, stets zwischen diesen eingekeilt sein. Daraus ergiebt sich, dass sie auf der einen Seite sich den Hottentotten-Häuptlingen John Junker und Hendrik Wittboi mit zusammen etwa 500 Henry-Martini-Gewehren gegenübersieht, während auf der anderen Seite ungefähr 2000 schuftige Hereros stehen, denen das kaiserliche Kommissariat schlauer Weise, zur Abwehr gegen ihre Feinde, eigenhändig 500 Mausergewehre überliefert hat, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre erste Anwendung gegen uns selbst finden werden. Es war doch etwas mehr als naiv, von Schwarzen Dankbarkeit oder auch nur Anerkennung zu erwarten. Sollten die eingeborenen Häuptlinge gar einmal auf den Gedanken kommen, sich vorübergehend zu einigen, um vorerst die lästigen Weissen aus dem Lande zu verjagen, so dürfte ihnen das bei der grossen numerischen

Ueberlegenheit und der Gleichheit der Bewaffnung nicht allzuschwer werden, und die Schutztruppe käme jedenfalls in eine sehr prekäre Lage. Um so mehr, als die Eingeborenen die Kunst des Kriegführens sehr wohl verstehen und die Hottentotten besonders gute Schützen sind. Dagegen würde eine Truppe von 500 Mann, richtig organisiert und gehandhabt, jederzeit Herr der Situation sein; sie würde im Lande wirklichen, grossen Nutzen schaffen können, und ihre Erhaltung würde wenig Kosten verursachen.

Dass es mit der vielgerühmten friedlichen Eroberung des schwarzen Erdteils einen ganz bedenklichen Haken hat, das dürfte man bereits bei allen unseren Nachbarn gesehen und selbst sattsam ausprobiert haben. Solange man nur Handel treiben will, der einheimischen Bevölkerung die Waren bringt, die sie wünschen und brauchen; solange man die Häuptlinge mit Geschenken überhäuft, ihnen reichlich bemessenen Tribut zahlt und sich gutwillig in ihre jeweiligen Launen fügt, wird man mit ziemlicher Sicherheit auf ihre Freundschaft und ihr relatives Wohlwollen rechnen können; da ist man ihnen angenehm, vielleicht unentbehrlich. Sobald man sich aber zum Herrn im Lande aufspielen will, wenn man Miene macht, von wohl erworbenen, teuer bezahlten Rechten wirklich Gebrauch zu machen, wenn man anfängt, an den barbarischen Sitten und Gebräuchen einer verwilderten Bevölkerung zu rütteln und dafür europäische Kultur und Civilisation einführen will, dann ist es aus mit der Freundschaft; dann heisst es zeigen, dass man der Stärkere ist, dass man den Willen und auch die Mittel besitzt, seinen Gesetzen Giltigkeit, seinen Verordnungen Gehorsam zu verschaffen. Nur das Land ist wirklich in unserem Besitz, dessen Bevölkerung zuerst durch Waffengewalt niedergeworfen worden ist; halbcivilisierten und wilden Völkerschaften imponiert man nur durch Kraft und Macht; mit Bibelverteilungen und Segenssprüchen ist in Afrika noch nirgends etwas erreicht worden.

Freilich, um in einem zu kolonisierenden Lande festen Fuss fassen zu können, dürfen die Gesetze, die man oktroyieren

will, nicht der gesunden Vernunft widersprechen; die Verordnungen, die man erlässt, müssen zum Wohle des Landes, den Verhältnissen angepasst und vor allem durchführbar sein. Wenn man z. B. — wie es hier zu Lande leider der Fall war — in einem Gebiete, dessen einziger Reichtum sein Wildbestand bildet, und von dessen Bevölkerung ein namhafter Teil ausschliesslich von der Jägerei sich ernährt, die Ausübung der Jagd verbieten will, oder die Berechtigung dazu vom Lösen einer Jagdkarte abhängig macht, deren Preis so hinaufgeschraubt ist, dass ein ganzer Stamm die geforderte Summe nicht aufzutreiben vermag, dabei aber gar kein Mittel besitzt, die Verordnung auch aufrecht zu erhalten, dann ist man nicht auf dem Wege der Civilisation von Afrika, sondern man macht sich einfach lächerlich und untergräbt gewaltsam das Ansehen der Weissen.

Eine Wendung zum Bessern ist ja insofern eingetreten, als man sich dazu entschlossen hat, dem Hauptman von François die Funktionen eines Reichskommissars zu übertragen. Wie in Ostafrika, so scheint man auch hier endlich nach vielem Schaden zu der Einsicht gelangt zu sein, dass mit unserer lahmen Bureaukratie an ein Vorwärtskommen nicht zu denken ist. Eine radikale Besserung unserer Kolonialpolitik lässt sich erst dann erwarten, wenn auch der Posten des Dirigenten der Kolonial-Abteilung im Auswärtigen Amte durch einen Militär besetzt wird, gleichviel ob er der Marine oder dem Landheer angehört. Haben wir den Standpunkt erst erreicht, so wird auch für unsere Kolonie eine Aera des Fortschrittes und des Wohlergehens anbrechen. An einer Reihe eklatanter Beispiele kann der Nachweis geliefert werden, dass der Militär sich auch ihm ungewohnten Verhältnissen anzupassen versteht und dass er sowohl als Diplomat, wie auch als Organisator hervorragende Dienste zu leisten vermag, während der eingefleischte Bureaukrat sich nicht nur nirgends hineinfindet, sondern zwischen seinen blauen Akrendeckeln auch nicht herauskommt. Um sich in das Leben und Treiben fremder Völkerschaften einzuleben, um sich an

völlig neue Verhältnisse zu gewöhnen, um die Bedürfnisse einer Kolonie verstehen zu lernen, dazu gehört mehr Bildung, als unsre Bureaukratie sie besitzt; jene Bildung meine ich, die nicht durch offiziell ernannte Prüfungs-Kommissionen agnosziert wird, sondern die, die anerzogen und durch das Leben gelehrt wird. Den Leuten fehlt jeder weitere Horizont.

Beweis dafür: die Erteilung von Konzessionen an englische Gesellschaften. — Also die Engländer brauchen wir, um eine deutsche Kolonie zu gründen!

Abgesehen davon, dass die englische Freundschaft immer sehr zweifelhafter Natur bleibt, ist England in Afrika nicht einmal angeblich unser Freund, sondern überall in der ausgesprochensten Weise unser gefährlichster Rivale; und der Engländer selbst macht daraus gar kein Hehl. Es war — um mich nicht eines drastischeren Ausdruckes zu bedienen — mindestens sehr unklug, sich auch hier noch englische Elemente auf den Hals zu laden, die wieder allein den Nutzen aus dem Lande ziehen werden. Engländer werden es sein, die den Verkehr im deutschen Schutzgebiete vermitteln und uns gegen viel Geld und gute Worte die Mitbenutzung gestatten; Engländer werden es sein, die die Minen des Landes ausbeuten und die Schätze einheimsen; Engländer werden es sein, die uns Vorschriften machen und — wie überall — systematisch die Bevölkerung verhetzen, um dem Deutschen das Dasein zu verleiden. Die ohnehin schwache Kopfzahl deutscher Ansiedler wird durch die herbeigeholten Beamten und Bediensteten dieser Gesellschaften bald überflügelt sein; dann werden englische Interessen in den Vordergrund treten, und schliesslich wird es so kommen, wie es ja seiner Zeit auch in Sansibar geschehen ist: der biedere Deutsche wird gefälligst abziehen, um das ergiebige Feld seinem englischen Freunde zu überlassen. Wo der Engländer erst seinen Fuss hingesetzt hat, da wächst kein Gras mehr für einen anderen. Als Ersatz für ein fruchtbares, zukunftsreiches Land in der Ausdehnung des Deutschen Reiches wird man uns dann wohl irgend einen kahlen Felsen — vielleicht in der Südsee —

anbieten, an dem wir wieder unsere fortifikatorischen Fortschritte versuchen können.

Dass es so kommen wird und muss, wenn in diesen Verhältnissen keine Aenderung geschaffen wird, kann wohl auch dem Reichskanzler nicht entgangen sein; es gehört jedoch zu seinen ritterlichen Gepflogenheiten, auch die Fehlgriffe seiner geheimen und wirklichen geheimen Räte zu verteidigen.

Auch der Zuzug der Buren dürfte in grösserem Massstabe nicht gestattet werden. Mit dem ausgesprochenen Trieb zur Freiheit und Unabhängigkeit ist auch der Bure kein geeignetes Element, um eine deutsch sein sollende Kolonie zu bevölkern. Statt zu allen möglichen verzweifelten Mitteln zu greifen, wähle man doch das einfachste und natürlichste: man lenke langsam den Strom deutscher Auswanderer ins Land dadurch, dass man den Leuten die Reise ermöglicht und ihnen die Ansässigmachung erleichtert. Land ist massenhaft vorhanden!!

Zweites Kapitel.

Sansibar.

Die Stadt. — Die Sanitätsverhältnisse. — Die Dünste. — Der Lärm. — Der Markt. — Die Bevölkerung. — Die Sultansarmee. — Die Justiz. — Die Gewerbe. — Die Religionen. — Sitten und Gebräuche. — Exportwaren. — Das Ramadanfest.

Die Stadt Sansibar gewährt dem Reisenden von der See aus betrachtet einen imposanten Anblick; lange bevor der Hafen — gebildet von kleineren Inseln und Korallenbänken — erreicht wird, weidet sich das Auge an dem ewigen Grün der Insel. In den verschiedenen Buchten, die der Dampfer passiert, liegen zerstreut am Strande reizende Schambas (Landhäuser),

untermischt mit ausgedehnten Ruinen — den Zeugen vergangener Pracht.

Endlich wird die Stadt selbst sichtbar; hingestreckt auf einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge erglänzt im Sonnenschein eine lange Reihe weissgetünchter Häuser von arabischer Bauart, mit flachen Dächern und Zinnen, hier und da überragt von der Krone einer hochgewachsenen Kokospalme. Majestätisch präsentiert sich der neue Sultanspalast mit dem davorstehenden, phantastischen Leuchtturm — hier des Sultans Christbaum genannt —, daneben die weitläufigen Gebäude der Zollstation und hinter dieser das altersgraue, an vielen Stellen von Schmarotzerpflanzen überwucherte Gemäuer der ehemals portugiesischen Feste. Das bunte Flaggengewirr der verschiedenen Konsulats-Flaggen, die über der Stadt wehen, vervollständigt das eigenartige Bild, dem am echt orientalischen Gepräge nichts mangelt, als die schlanken Minarets, die hier leider gänzlich fehlen. Den Hintergrund bilden die Höhenzüge der Insel, die das ganze Jahr über im üppigsten Grün prangen.

Im Hafen findet ein reger Verkehr statt durch die ankommenden und abgehenden Schiffe; eine unzählige Menge kleiner Boote aller Art beleben die Rhede von Sansibar. Alle Konstruktionen alter und moderner Schiffsbaukunst, von der pfeilgeschwinden Dampfpinasse der europäischen Kriegsschiffe bis zur lose zusammengefügten arabischen Dhau mit ihrem ungeheuren lateinischen Segel, und dem Kanoe der Eingeborenen sind hier vertreten.

So verschiedenartig die Fahrzeuge, so buntgewürfelt deren Insassen. Vom nackten schwarzen Bootsknecht bis zum Indier im peinlich weissen Ueberrock und goldstrotzenden Turban; vom zerlumpten Lastträger bis zum brillentragenden Parsen mit seiner alttestamentarischen Kopfbedeckung und dem vornehmen Araber in seinen farbenprächtigen, reichgestickten wallenden Gewändern sind alle Schattierungen der menschlichen Haut vorhanden.

Doch der erste günstige Eindruck schwindet in dem

Masse, als man sich dem Lande nähert. Ein verwahrloster Strand, losgelöstes Mauerwerk und Kothaufen, die besonders zur Ebbezeit einen pestilenzartigen Geruch verbreiten, sind die ersten Dinge, die dem Neugierigen entgegenstarren, wenn er dem Eilande seinen Besuch abstattet. Je weiter man in die Eingeweide der Stadt vordringt, desto mehr wird man angeekelt von der echt orientalischen Schmutzwirtschaft, die hier herrscht; nicht nur die Araber- und Neger-Viertel, sondern auch der sogenannte europäische Stadtteil leisten darin das grossartigste. Alte Konservenbüchsen, Küchenabfälle und sonstiger Unrat werden einfach vor die Thür geworfen und bleiben liegen, so dass sich selbst inmitten der Stadt, in nächster Nähe des Sultanspalastes und unmittelbar neben dem deutschen Konsulate die schönsten Düngerhaufen aufbauen. Badewasser und sonstige wohlriechende Flüssigkeiten werden überall auf die Gassen entleert, selbst von Häusern, die unmittelbar an der See liegen und gewiss ebenso leicht ihre Abfälle nach dieser Seite hinbringen könnten. Die Exkremente von Pferden, Eseln, Rindern, Kamelen und Ziegen bleiben unangefochten in den Strassen und auf den Plätzen liegen, und man überlässt es der Regenzeit, damit aufzuräumen, was natürlich nur in ungenügender Weise geschieht. Die Stadt weist zahlreiche Ruinen und verlassene Häuser auf, deren abbröckelndes Gemäuer vielfach die Passage sperrt und um dessen Wegräumung sich niemand kümmert. Die Entstehung der auffällig vielen Ruinen entspringt einer abergläubischen Sitte der Araber, indem der Sohn niemals ausbaut, was sein Vater begonnen, weil er fürchtet, dass er sonst sterben müsse.

Diese Schilderung, die allerdings kein erbauliches Bild der inneren Zustände Sansibars giebt und europäischen Ohren fast unglaublich klingen mag, erstreckt sich lediglich auf denjenigen Stadtteil, in dem Europäer, reiche Indier und vornehme Araber in solid gebauten, luftigen Steinhäusern wohnen.

Wenn wir nun einen Rundgang durch die sogenannten Negerviertel unternehmen wollen, in denen neben den

Schwarzen auch Indier und Araber der niedersten Klassen hausen, so werden wir finden, dass die dortigen Zustände jeder Beschreibung spotten. Hier, wo in elenden Hütten, die Luft und Licht einzig und allein durch eine niedere, schmale Eingangspforte erhalten, auf den engsten Raum zusammengepfercht Menschen und Haustiere zusammenwohnen, wo eine Rasse die andere an Unreinlichkeit zu übertreffen sucht, wo erschlagene Ratten, krepierte Hühner und sonstiges Aas auf den Gassen liegen bleiben, bis ein zum Skelett abgemagerter, räudiger Köter den quälendsten Hunger daran stillt, da wundern wir uns bloss, dass hier der Tod nicht das ganze Jahr über durch Cholera, Pest und Blattern seine grausige Ernte hält. Aus jedem Hause qualmt uns ein anderer scheusslicher Gestank entgegen. Wir kommen an öffentliche Verkaufsstellen, wo ekelerregendes Fleisch, das bereits blaue und violette Färbung angenommen hat, feilgeboten wird; getrocknete und mit ranzigem Kokosnussöl gebratene Fische verpesten in weitem Umkreise die Luft und deren abgenagte Reste bedecken oft schichtenweise den Boden. Mancher Europäer, den Neugierde oder Wissensdrang hierher lockte, hat sich da den Keim zum Tode oder zu langwieriger Krankheit geholt.

Diese Missstände könnten gehoben werden, wenn der ernstliche Wille dazu vorhanden wäre. Europäer und Indier könnten von ihren Konsulaten dazu aufgefordert und angehalten werden; die reichen Araber haben schon bei manchen Gelegenheiten gezeigt, dass sie solchen Neuerungen, die zum allgemeinen Besten sind, nicht feindselig gegenüberstehen; sie werden im Gegenteil dem guten Beispiel folgen. Um Ordnung und Sauberkeit in den verrufenen Stadtteilen herzustellen, dazu ist General Mathews der richtige Mann, wenn er den Auftrag dazu erhält; er hat noch stets dafür gesorgt, dass seinen Befehlen Folge geleistet wird.

Den traurigen Wasserverhältnissen, die früher in Sansibar existierten, ist dadurch gesteuert worden, dass Saïd Bargasch — in richtiger Erkennung der Sachlage und auf

den Rat seiner Aerzte — mit grossen Unkosten eine Wasserleitung herstellen liess, die aus dem Innern der Insel gutes Wasser in genügenden Quantitäten der Stadt zuführt. Diese Wasserleitung ist durch Saïd Khalifa ausgebaut resp. erweitert worden, so dass jetzt an verschiedenen Plätzen der Stadt öffentliche Brunnen nicht nur gutes Trinkwasser liefern, sondern auch in ausreichendem Masse dem Bedarf an Wasser zu Reinlichkeitszwecken Rechnung getragen ist. Damit ist aber noch lange nicht genug geschehen; die Sanitätsverhältnisse Sansibars könnten mit einigem guten Willen und ohne grossen Aufwand in hohem Grade gebessert werden, wenn man eben diese Reinlichkeit etwas mehr pflegen möchte. Hier böte sich — nach meiner Ansicht — für unsere europäischen Konsulate ein weites und gewiss dankbares Feld der Thätigkeit, auf dem sie sowohl zum eigenen Wohle, aus auch zum allgemeinen Besten erspriesslich wirken könnten. Es ist unmöglich, an Stelle des engen, labyrinthartigen und dumpfen Gassengewirrs breite Strassen zu setzen, und noch manches Dezenium wird verstreichen, bis aus dem ungeheuerlichen Winkelwerk sich freie Plätze, oder gar Auge und Herz erquickende Anlagen entwickeln werden; aber möglich ist es, die einzelnen Hausbesitzer anzuhalten, die Gassen von Unrat zu befreien, soweit ihr Besitztum reicht, und auch auf den Dächern und in den Höfen Ordnung zu schaffen; möglich ist es, für Sauberkeit in und ausser dem Hause zu sorgen. Eine Stadt, die — wie Sansibar — an 80 000 Einwohner und darüber zählt, kann auch die Mittel auftreiben, den täglich sich ansammelnden Kehricht zu entfernen. In dieser Beziehung geschieht jedoch absolut gar nichts, und Sansibar bildet darin das Urbild einer orientalischen Misswirtschaft.

Zur Flutzeit wird die Stadt durch die andringenden Seewasser in zwei Hälften geteilt, und zur Zeit der Ebbe, wenn die See zurücktritt, bleibt stets die übelriechende, gifthauchende Pfütze. Dem könnte durch Aufwerfung eines Dammes leicht und ohne nennenswerte Unkosten vorgebeugt werden; für den Sultan und die Araber sind Arbeitskräfte

billig zu haben und im übrigen liessen sich dazu wohl auch die 1200 Sultans-Askaris verwenden, die stets sieben Feiertage in der Woche haben. Wollte man sich dann noch dazu verstehen, die auf solche Weise freigelegte wüste Stätte mit Kokosnussbäumen zu bepflanzen, statt ein neues Stinkviertel entstehen zu lassen, so würde dadurch die Stadt nicht nur bedeutend verschönert werden, sondern es wäre auch in sanitärer Hinsicht ein ausserordentlicher Fortschritt zu verzeichnen.

Im Südwesten der Stadt, hinter dem alten arabischen Friedhof, bietet der Strand einen Anblick, wie man ihn sonst nur in der Wüste, einer frequenten Karawanenstrasse entlang, zu finden vermag. Hier ist der Schindanger von Sansibar, nach dem alle Kadaver von Pferden, Eseln, Ochsen, Kamelen und auch die Leichen der im Gefängnis gestorbenen Verbrecher gebracht werden. Das Aas wird nicht verscharrt, sondern bleibt im Sande liegen, Hunden, Schakalen und wohl auch vertierten Menschen zur Beute. Manches Stück Fleisch, das in den Vorstädten Malindi und N'Gambo feilgeboten wird, mag von dort herrühren. In Zeiten wie heuer, wo unter den Pferden der Insel die Rotzkrankheit ausgebrochen war und die meisten Tiere der Seuche zum Opfer fielen, kann dieser Brauch namenloses Elend verursachen. Es lagen zu der Zeit über 50 Pferdeleichen und ein Dutzend Kamelkadaver in allen Stadien des Verwesungsprozesses auf dem Platze herum, den Einflüssen der Witterung ausgesetzt, und verpesteten die ganze Umgebung. Der Südwest-Monsun, der den grössten Teil des Jahres über weht, trägt die dort erzeugten Miasmen der Stadt zu und dann wundert man sich über Krankheiten, die den Menschen dahinraffen. Auch diesem Uebelstande könnte so leicht abgeholfen werden — es bedürfte dazu nur eines Machtwortes des Sultans, der von diesem Zustande wahrscheinlich gar nichts weiss. Jeder, der sich ein Pferd oder ein sonstiges Reittier halten kann, hat auch die Mittel dazu, das verendete Geschöpf ordentlich verscharren zu lassen. Die einfachsten Regeln der Hygiene sind

hier ausser Acht gelassen und niemand bekümmert sich um Verbesserung solch Grauen erregender Zustände.

Den Hauptinfektionsherd aber aller in Sansibar herrschenden epidemischen Krankheiten bildet das in Mitte der Stadt gelegene alte Portugiesenfort, das seit langen Jahren als Gefängnis benutzt wird — und zwar in des Wortes schlimmster Bedeutung. Ich gehöre nicht zu jenen Humanitätsaposteln, die auch den Verbrechern Paläste zu bauen wünschen; aber die Behandlungsweise, die der Gefangene dort erfährt, übersteigt denn doch alle Begriffe. Zu fünf bis zehn Stück an schwerer Kette zusammengeschmiedet, ohne die unbedingt nötigsten Kleidungsstücke, werden sie in halbzerfallenen Kasematten und feuchten Zellen ohne Licht und Luft untergebracht, oder sie werden in Turmverliesse ohne Dach geworfen, den Unbilden der jeweiligen Witterung preisgegeben; als Lagerstätte dient der eigene Kot, als Nahrung Küchenabfälle, selbst zur Fristung eines zähen Negerlebens nicht ausreichend. Das ist das undefinierbare Los der Bewohner der Feste von Sansibar. An eine Restaurierung oder auch nur gründliche Desinfizierung dieses Etablissements ist bei dessen Baufälligkeit gar nicht zu denken; da ist nur eine Hilfe möglich und die heisst: vollständiger Abbruch!! Vielleicht gelingt es doch der europäischen Diplomatie, diesen Schandfleck, diesen Ort unsäglichen Jammers und menschlichen Elends, diesen Hohn auf die Civilisation vom Erdboden verschwinden zu lassen.

Trotz der Ungunst all dieser Verhältnisse und obwohl die Dinge in diesem Jahre sich noch unbequemer gestalteten, als eine grosse Anzahl von Flüchtlingen der Festlandküste in der ohnedies gedrängten Stadt untergebracht werden mussten, ist doch die Regenzeit und mit ihr der schlimmste Abschnitt des Jahres zu Ende gegangen, ohne dass der Tod grössere Opfer unter den Angehörigen der europäischen Kolonie gefordert hätte. Erkrankungen, mitunter schwere, perniziöse und biliöse Fieber sind häufig genug vorgekommen, nahmen jedoch — dank den Fortschritten, die die Medizin

in Bekämpfung der tropischen Krankheitserscheinungen gemacht hat — meist einen glücklichen Verlauf. Unzweifelhaft wirkt auch der Umstand günstig, dass die Aerzte bei schweren Fällen auf die Verbringung des Kranken ins Hospital bestehen, wo der Patient in gesundem, luftigem Raum untergebracht wird, der vollständigsten Ruhe und sorgsamer Pflege geniesst, vom Arzt stets beobachtet werden kann und während der Rekonvalescenz nicht in die Lage kommt, Diätfehler zu begehen.

Wie gesagt — es ist nicht zu verkennen, dass durch die Errichtung von Krankenhäusern, wie deren bereits drei in Wirksamkeit sind und ein viertes im Entstehen begriffen ist, unendlich viel Gutes geschehen kann, und dass infolgedessen auch die Sterblichkeit unter den Europäern erheblich abgenommen hat. Das allein genügt aber nicht; es muss noch weiter nachgeholfen werden, und das kann gerade in Sansibar bei einigermassen sachverständiger Leitung leicht geschehen. Bei der äusserst günstigen Lage der Stadt, unmittelbar am Meere, bei den wohlthuenden Brisen, die fast das ganze Jahr über herrschen, bei dem starken Gefälle des Geländes könnte nicht nur in sanitärer Hinsicht vieles gebessert werden, sondern die Stadt Sansibar könnte ohne nennenswerten Aufwand sogar in einen der gesundesten Orte der tropischen Zone umgewandelt werden.

Nachdem leider der beste Teil von Ostafrika wieder in die Hände der Engländer übergegangen ist, wird auch Sansibar bald sein äusseres Gewand ändern, was ihm nur zum Vorteil gereichen kann. Die Engländer, die in allen ihren Kolonien gezeigt haben, was mit Geld und gutem Willen geschaffen werden kann, sie werden auch in dieses Chaos Ordnung bringen.

Nun die Nasen ihren Teil von Sansibars lieblichen Düften abgekriegt haben, kommen wir zum Ohrenschmaus; denn neben den Ausdünstungen ist es der ungewöhnliche Lärm, der in der Stadt herrscht und dem Neuangekommenen am meisten auffällt. Bei Sonnenaufgang ertönt aus der Batterie

des Sultans ein Kanonenschuss, der die seit wenigen Stunden im Schlummer versunkene Stadt aus ihrer Ruhe aufstört. Der Muezin erscheint auf der Plattform der Moschee, die Stunde des Gebets verkündend und die Gläubigen zur Andacht rufend. Auf der Rhede, am Quai und in den Strassen entwickelt sich reges Treiben. Von den Kriegsschiffen im Hafen ertönen schrille Pfiffe, und Glockenzeichen geben die verschiedenen Stunden der Wacht bekannt. Zahllose kleinere Fahrzeuge beleben die Rhede. Da ist vor allen bemerkenswert die landesübliche Dhau, von arabischer Bauart, mit schlankem Vorderteil und einem grossen viereckigen Segel, das aus einer geflochtenen Matte hergestellt wird. Bei dem Bau dieses Schiffes wird kein Nagel verwendet; alle Teile desselben sind nur durch Seile und Stricke lose mitsammen verbunden, so dass stets das Wasser eindringt, das fortwährend von 1—2 Mann der Besatzung geschöpft werden muss. Als Küstenfahrzeug dient sehr häufig die Betela; sie nähert sich der europäischen Konstruktion, hat geraden Bug, das Hinterteil aber ist viereckig abgeschnitten. Die indische Bagala hat ein hochaufgebautes Hinterteil, während der Bug tief im Wasser geht. Ein ganz kurioses Vehikel ist die Mitepe, die nach Art der Dhau konstruiert ist; sie hat einen schlanken gebogenen Bug, der Aehnlichkeit besitzt mit dem Hals des Schwanes. Die Batili ist ein Typus, der von den arabischen Seeräubern überkommen ist; sie ist mit zwei Masten ausgerüstet, die durch vier Wanten festgehalten werden; sie kommt aus dem persischen Meerbusen. Der Tonnengehalt all dieser Fahrzeuge schwankt zwischen 20—200. Sie vermitteln hier den Verkehr mit der Küste, viele gehen aber auch nach Bombay und dem persischen Golf, nach der arabischen Küste, nach den Komoren und Seychellen, selbst nach der Delagoa-Bai und Madagaskar. Sie alle machen ihre Reisen ohne nautische Instrumente, sogar ohne Kompass. Sie verlassen Sansibar mit dem Südwest-Monsun und kehren mit dem Nordost wieder — schwer beladen mit Datteln oder kostbaren Stoffen.

Eine Schaluppe tritt unter einem Höllenspektakel ihre Reise an; jedermann befiehlt, alle schreien, zanken und schimpfen aus voller Kehle, und doch kommen sie vorwärts. Kommt eine Karawane vom Festlande herüber nach dem Hafen, so zieht sie unter Trommelschlag, Gejohle und dem Abfeuern ihrer Flinten in die Stadt ein.

Unter dem Geklirr ihrer Ketten kommen die Sträflinge aus der Citadelle angerasselt, um sich an ihre Arbeit am Quai zu begeben. Auf diesem steht eine Anzahl Käfige herum, die des Sultans Menagerie enthalten, und die Bestien mischen sich mit ihrem Gebrüll in den allgemeinen Lärm.

Aus der Stadt tönt das Gebrause und Gesumme einer vieltausendköpfigen Menge herüber; im Centrum der Stadt, auf dem grossen Platz hinter der Guereza oder dem ehemals portugiesischen Fort wird unter freiem Himmel der Markt abgehalten. Eine Menge schmaler Gassen münden auf den Platz; sie alle speien ihre Bewohner aus; in langen Reihen kommen unter Führung ihrer Herren schwarze Sklaven angezogen, mit grossen Körben bepackt, in denen sie ihre Produkte zum Verkaufe heranschleppen. Was da alles zugetragen, verkauft und auch vertilgt wird von dem grossen Bauche Sansibars, das ist unglaublich. Berge von Früchten, Gemüsen und getrockneten Fischen. Aber nicht allein Geniessbares wird angeboten auf diesem Soko von Oungoudia, es ist alles zu haben im wilden Durcheinander. Provisionen und Luxusartikel; Geschirr aus Metall und Thon, Toilettegegenstände und aller erdenkliche Schund; Altes und Neues; Stoffe, die mit der letzten Post aus Indien und Europa eingetroffen sind; persische Teppiche und heimische Matten; Perlen und Glaswaren; Werkzeuge, Kleider und Betten; damascierte Maskatdolche mit Gold und Silber eingelegt; Pantoffeln und Sandalen; Säbelgriffe aus Elfenbein, aber ohne Klinge; alte Klingen ohne Griffe — alles ist da zu haben. Hierzu ein Gefeilsch, ein Geschrei und Gezänk, dass einem die Sinne vergehen möchten.

Auch im Zollhaus regt es sich schon seit Tagesanbruch;

Kisten werden unter Krachen aufgebrochen und nachdem ihr Inhalt untersucht worden ist, wieder zugeschlagen. Nach dieser dreifachen Operation gehen sie in die Hände der Oua-Hamalis oder Lastträger über, die unter fortwährendem „Kima! Haya!“ die schwersten Lasten vom Zollamte nach den Magazinen der Kaufleute schleppen. Diese Hamalis sind fast alle Sklaven; man sieht sie sich den ganzen Tag über abquälen, aber sie sind immer unverwüstlichen Humors; sie arbeiten und singen dabei und eifern sich durch Zurufe gegenseitig an zu immer neuen Anstrengungen. Sie ruhen nur gegen die Mittagszeit eine Stunde, um ihr kärgliches Mahl zu verzehren: eine Handvoll Reis und getrockneter Fisch, oder ein paar Bananen.

Sklavinnen stampfen unter weinerlichem Gesang den Lehmboden auf der Plattform der Terrassen.

Aus dem Innern der Stadt vernimmt unser Ohr zu jeder Tagesstunde den einförmigen Klang, wie ihn das Niederfallen eines Hammers auf den Ambos hervorbringt, begleitet von dem Nachzittern des Metalles. Was ist das für ein geheimnisvolles Treiben, das diesen Ton verursacht? Es ist der Kaffee, der in grossen eisernen Mörsern gestampft wird; diese Musik gefällt den ausübenden Künstlern so gut, dass sie derselben um keinen Preis entbehren möchten. In den Vierteln, in denen die handwerktreibenden Guanesen wohnen, macht sich wieder ein anderes Geräusch bemerkbar; dort ist es das Schnurren der Nähmaschinen, das lebhaft an die heimatlichen Bienenkörbe erinnert.

Die schweren Wagen der Indier rollen durch die engen Strassen der Stadt; die breiten Räder der Ochsenkarren, die Baumaterial herbeiführen, knistern im Sande; in den langgestreckten Galopp des Pferdes fällt das Getrippel des Esels ein; durch all diesen Lärm und dies Getöse schleicht allein still und lautlos das Schiff der Wüste — das genügsame Kamel, jedes grüne Blatt sorgsam vom Boden auflesend. So geht es fort, unaufhörlich, bis bei Sonnenuntergang wieder ein Kanonenschuss anzeigt, dass das Tagewerk vollbracht ist.

Wiederum erscheint der Muezin auf dem Dache, um zur Andacht zu mahnen und den Gläubigen mit heiserer Stimme zu verkünden, dass neuerdings ein Tag in den unermesslichen Schlund der Ewigkeit gefallen ist.

Indem die grossherrliche Musikkapelle die Nationalhymne intoniert, steigt die rote Flagge am Maste vor dem Sultanspalaste nieder, die Menge verliert sich vom Quai und langsam aus dem europäischen Viertel, um sich in die äusseren Stadtteile zurückzuziehen, wo sich der Lärm noch weit in die Nacht hinein fortsetzt.

Auf den Bastionen des Forts ziehen Posten auf, die sich durch langgezogenen Zuruf von Viertelstunde zu Viertelstunde wach erhalten.

Nicht leicht eine Stadt des Orients hat eine so gemischte Bevölkerung wie Sansibar, und es lohnt sich der Mühe, die einzelnen Typen einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Wie bei uns, so bewährt sich auch hier der Spruch: „Kleider machen Leute!“ Je weiter wir auf der gesellschaftlichen Stufenleiter emporklimmen, desto komplizierter wird die Tracht und gestaltet sich schliesslich zu einem ganzen Apparat. So ist es auch hier!

Allen voran stehen in Sansibar die Araber aus Maskat und vom persischen Golf; sie sind die Landsleute des Sultans und bilden — ob reich, ob arm — das aristokratische Element der Insel. Die ersteren sind meist ehemalige Sklavenhändler, die, obwohl die Sklaverei nominell aufgehoben ist, doch im Besitz ihrer schwarzen Ware geblieben sind, die sie nur nicht verkaufen sollen. Ich werde mich damit begnügen, den reichen Araber im Gala-Kostüm zu beschreiben. Auf dem Leibe trägt er zuerst den „Kikoï“, das ist ein Stück weisser Leinwand, das gewöhnlich am unteren Rande mit einer farbigen Bordüre verziert ist; darüber trägt er den „Kanzou“, ein langes weisses Hemd von tadelloser Reinheit. Dieses Hemd wird durch einen kostbaren Gurt, der häufig sogar mit Edelsteinen besetzt ist und zugleich als Kuppel für den Djembia dient, zusammengehalten. Der Djembia ist ein langer

Dolch mit flacher, gekrümmter Klinge, dessen Griff und Scheide aus Gold und Silber manchmal sehr schön mit Elfenbein oder Steinen inkrustiert sind. Um den Gurt wird noch eine elegante Schärpe geschlungen, deren eines Ende über die Schulter zurückgeworfen ist. Der Oberkörper ist in den „Kisibao" gezwängt, das ist eine orientalische farbige Weste mit reicher Goldstickerei. Das Ganze wird in den „Djoho" gehüllt, einen langen Mantel von schwarzem, rotem, blauem oder braunem Tuch, mit wertvoller Agraffe versehen und mit echten Gold- oder Silber-Borten verbrämt. Als Kopfbedeckung trägt er den „Kilemmba" oder Turban, der um einen scharlachroten Fez, den „Kofia", geschlungen wird. Als Fussbekleidung dient die Sandale, die dem Anhänger des Propheten lieb geworden ist und die seit Mohammeds Zeiten noch keinerlei Veränderung erlitten hat. Die angesehensten Araber gehen nie aus dem Hause, ohne sich von zahlreicher Dienerschaft begleiten zu lassen, die teils ihnen vorausgeht, teils nachfolgt; einer davon trägt seinem Herrn ein langes Schwert oder einen krummen türkischen Säbel in reichverzierter Scheide nach. Wenn man sie so hochmütig und feierlich einherstolzieren sieht, kann man wahrnehmen, welch hohe Idee sie besitzen von der Vornehmheit ihrer Rasse; sie studieren förmlich darauf, wie sie es angeben müssen, um nichts von ihrem Nimbus einzubüssen. Ihre Etikette geht so weit, dass sie ihnen verbietet, öffentlich zu sprechen oder gar zu rauchen.

Die Frauen und Töchter der Araber, sowie die schwarzen Sklavinnen oder „Sourias", die die Harems bevölkern, haben das grellfarbige Hemd beibehalten; sie tragen ausserdem das „Sorouale", ein enges Beinkleid aus einfarbiger, meist greller Seide; den „Barako", einen Kopfputz, der vorne als Maske endet. Wenn sie des Abends gemeinschaftlich zur Promenade ziehen, von Laternen- und Fackel-Trägern begleitet, so werfen sie noch einen grossen Seidenshawl über den Kopf, womit zugleich auch die Schultern und die Brust verdeckt werden. Ihre Sandalen bestehen aus buntbemaltem, manchmal auch

kostbar eingelegtem Holz, mit hohen Absätzen und werden nur durch einen breiten Knopf festgehalten, der zwischen die grosse und die zweite Zehe gesteckt wird. Dass es bei dieser Fussbekleidung nicht ohne Geklapper abgehen kann, ist wohl selbstverständlich.

Die Beludschen sind auch in ziemlicher Anzahl in Sansibar vertreten; sie haben die meiste Aehnlichkeit mit den Arabern, deren Tracht sie auch vollständig angenommen haben. Einige unter ihnen durchstöbern den afrikanischen Kontinent nach Elfenbein, die Mehrzahl jedoch gehört der irregulären Truppe des Sultans an. Sie sind durchgehends schöne Menschen mit schwarzen Bärten und lebhaften Augen; aber aus ihren Zügen spricht Grausamkeit. Im allgemeinen sind sie gute Soldaten und energisch, dabei aber zudringliche Bettelsäcke. Das zweite Wort aus ihrem Munde ist: „Bakschisch". An der unvermeidlichen orientalischen Trinkgelderwirtschaft bricht auch ihr sonstiger Hochmutsdünkel jämmerlich zusammen.

Die Hindu, Banianen und Parsen stammen aus Indien, mit welchem Lande Sansibar einen äusserst regen Handelsverkehr unterhält. Diese Leute sind englische Unterthanen und geniessen demgemäss die besondere Protektion des englischen Konsulats in Sansibar.

Der Hindu ist Muselmann; er trägt das türkische Kleid, aber ohne die gestickte Weste. Letztere ist bei ihm durch eine peinlich weisse Jacke ersetzt, die vorne mittels einer Reihe unzähliger Knöpfe geschlossen wird. Die Knöpfe bestehen gewöhnlich aus englischen $^1/_2$ Pfd.-Stücken, welche an Grösse und Wert unseren halben Kronen entsprechen, und denen rückwärts ein Ohr angelötet ist. Der Turban aus weisser Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt, zeichnet sich durch seine besondere Pracht aus. Die Füsse steckt der Hindu in türkische Pantoffeln aus Lackleder; er nimmt sie aber ebenso ab, wie der Araber seine Sandalen., wenn er die Moschee betritt, oder wenn er sich auf den Empfangsteppich niedersetzt.

Die Banianen, gewöhnlich auch Indier genannt, tragen nur eine Schürze, die über der Hüfte mittels eines Knotens befestigt wird; der Oberkörper ist entweder nackt, oder er wird in ein Hemd gezwängt, das auf der Brust eng, sich nach unten erweitert und bis an die Knie hinabfällt. Ein nach vorn erhöhter scharlachroter Turban und rote spitze Pantoffeln mit aufwärts gebogenem Schnabel vervollständigen diese Toilette. Jeden Morgen erneuert der Baniane sorgfältig den roten Punkt, den er sich auf die Stirn zwischen die beiden Augen malt. Von den Arabern und den Eingeborenen verachtet und gehasst, scheinen sie auf diese Unbeliebtheit stolz zu sein, und sie beuten ohne Scham sowohl die einen, wie die anderen aus. Sie sind die Juden Sansibars!

Die Banianen sind auch Vegetarianer; sie nähren sich nur von Getreide, Gemüsen und Früchten; das hindert sie jedoch nicht, dick und fett zu sein.

Sie glauben an die Seelenwanderung, verbrennen ihre Toten und haben fest den Ritus ihrer götzendienerischen Sekte beibehalten. Selbst in Sansibar wagen sie es einmal im Jahr, das Fest des „Linguam“ zu feiern. An diesem Tage der Saturnalien sind bei diesem Volke, das zu anderen Zeiten die Gesetze der Schamhaftigkeit streng und genau befolgt, Prostitution und Ehebruch zum Glaubenssatz erhoben. Während selbst das unvernünftige Vieh bei Befriedigung seiner wilden Instinkte noch eine Auswahl trifft, ist hier alles dem blinden Zufall anheimgestellt. Ein grosses Festmahl, das schliesslich in eine Orgie ausartet, vereinigt die ruchlosen Anhänger dieser Sekte. Alle Lichter werden ausgelöscht und das profanierte Geheimnis der Zeugung vollführt sich lautlos von seiten der fanatischen Teilnehmer an dieser unsauberen Szene. Und was das Unbegreiflichste an der Sache ist, die Kinder, die allenfalls dieser unnatürlichen Vereinigung entspringen, werden besonders hochgeschätzt und es wird ihnen später in der Kolonie der Banianen eine hervorragende Stellung eingeräumt.

Die Parsen sind fast gekleidet wie die Europäer, mit Ausnahme ihrer alttestamentarischen Kopfbedeckung, von der sie sich nirgends trennen. Diese hat in der äusseren Form die meiste Aehnlichkeit mit unseren Bischofsmützen; sie ist manchmal mit schwerem Seidenstoff, namentlich von violetter Farbe, gewöhnlich aber mit schwarzem Wachstuch überzogen. Dass diese Tracht gerade in den Tropen angebracht sein soll, kann man wohl nicht behaupten. Unter der Bevölkerung Sansibars sind die Parsen die intelligenteste Klasse; sie sind am meisten befähigt, sich unseren Sitten und Gebräuchen anzubequemen; sie erlernen leicht unsere Sprachen, finden sich in unsere Industrie und viele sind gesuchte Kaufleute.

Sie sind Anhänger der Lehre des Zoroaster; sie verehren die Sonne als die Quelle des Lebens und der Fruchtbarkeit. Da das Feuer ihnen heilig ist, können sie es nicht durch Verbrennung ihrer Toten besudeln; letztere werden deshalb auf einen Rost gelegt und auf das Dach des Tempels verbracht, wo sie ausgesetzt bleiben zum Frasse für die Raubvögel.

Etwa 200 Guanesen, die Portugiesen sind, eine Anzahl Einwohner der Komoren und einige Malagaschen und Somalis vervollständigen das bunte Gemisch der fremdländischen Bevölkerung Sansibars.

Die schwarze, hier heimische Einwohnerschaft wird in zwei Klassen eingeteilt: die Freien, oder wie sich noch mit Vorliebe titulieren — die Civilisierten oder Oua-Ngouanas, und die Sklaven oder Oua-Toumas. Diese bilden ungefähr die Hälfte der ganzen Bevölkerung Sansibars.

Das einzige Bekleidungsstück des gewöhnlichen freien Negers oder des Sklaven besteht aus einem Schurz von weissem oder blauem Baumwollzeug, über den Hüften durch einen Knoten festgehalten und „Ngouo“ geheissen. Die Frauen aus dem Volke tragen den „Kisouto“, ein breites Stück von blauem Kattun entweder geblümt oder mit bunten Streifen bedruckt. Dieser Kisouto wird unter den Achseln in der Weise fest zusammengezerrt, dass die ganze Büste

eingezwängt und die Brüste herabgedrückt werden. Dadurch wird möglichst bald die höchste Negerschönheit — eine Hängebrust, erreicht. Als Kopfputz dient die „Oukaya“ von blauem Kattun, die durch ein helles Wollband unter dem Kinn befestigt wird und hinten als zwei lange Wimpel herumtanzt.

Jeder, der heute als Freier in Sansibar herumfaulenzt, war früher mit der Sklaverei mehr oder weniger in Berührung gekommen. Die Zeit ist noch nich allzu fern, wo die Neger aus allen Teilen des zentralen Afrikas in Sansibar zusammengetrieben wurden, um öffentlich verkauft zu werden. Heimlich geschieht es auch heute noch.

Durch eine Flottendemonstration, das unschuldige Schreckgespenst der europäischen Mächte, wurde seiner Zeit der Sultan Saïd Bargasch gezwungen, die Sklaverei nominell aufzuheben; ob damit viel Gutes bewirkt worden ist, das möchte ich bezweifeln. Wenn der Sultan auf seinem wackeligen Thron auch noch die Macht hatte, die Sklavenmärkte zu verbieten. und die europäischen Kriegsschiffe neue Zufuhr der Ware zu verhindern suchten, so konnten doch die bisherigen Sklavenhalter ihres Eigentums nicht expropriiert werden. Als Sklave an die Scholle gebunden, war der Neger mit seinem Lose zufrieden und seinem Herrn wirklich ergeben, wenn er gut gehalten und reichlich verpflegt wurde, und das haben die grossen Grundbesitzer stets so gehalten. Solange der Araber nur Hirte und Ackerbauer war, hatte die Sklaverei, tief in die Sitten des Volkes eingewurzelt, erlaubt durch göttliche und weltliche Gesetze und in Anbetracht ihrer Notwendigkeit einen gewissen Grad von Berechtigung. Es lag im Interesse des Herrn, den Sklaven gut zu halten, man beugte rechtzeitig der Hungersnot vor, und nur in den seltensten Fällen wurde mit der unbeschränkten Gewalt Missbrauch getrieben; das Verhältnis des Herrn zu seinen Sklaven war ein patriarchalisches. Vom Sklaven zum lebenslänglichen Leibeigenen avanciert, legt der Neger seinem Herrn nicht mehr dieselbe Sorgfalt auf. Er kann nicht mehr verkauft,

auch nicht mehr neu ersetzt werden; er wird somit als totes, oder vielmehr als fressendes Kapital betrachtet, das möglichst ausgenützt werden muss. In Sansibar ist die Bodenkultur rasch durch den Handel überflügelt worden; es herrscht dort eine lebhafte Bewegung, die noch immer im Steigen begriffen ist. Der gewöhnliche Araber oder der Beludsche, die Eigentümer von Sklaven sind, besitzen nicht immer ausreichende Mittel, um diese zu unterhalten; sie suchen sich dadurch aus der Klemme zu helfen, dass sie die Leute nach dem Hafen oder dem Zollhaus zur Arbeit schicken, oder sie anderweitig vermieten. Schamlos nimmt man ihnen dann abends den Verdienst ab, ihnen kaum so viel belassend, als sie zu des Leibes Notdurft dringend bedürfen.

Das ist die Wirkung, die der Kontakt mit europäischer Kultur auf halbcivilisierte und wenig an Arbeit gewöhnte Völker hervorbringt.

Der Sklavenhandel ist unterdrückt, aber die Sklaverei besteht ungehindert weiter!

Mit einigen Worten über die Sultansarmee können wir die Betrachtungen über die Einwohner Sansibars beschliessen. Diese Armee wird von einem Engländer, dem General Mathews, auf europäische, das heisst auf englische Weise gedrillt. An der Spitze steht die persische Leibgarde des Sultans, die wohl aus etlichen 50 Mann besteht. Diese Garde rekrutiert sich aus den schönsten Exemplaren ihres Heimatslandes; es sind hohe, magere Gestalten mit struppigem Haar und melancholischen Gesichtern. Man kann nicht behaupten, dass sie ein martialisches Aussehen hätten. Sie haben ihre Nationaltracht beibehalten, tragen eine faltige, bis an die Knie reichende Tunika aus schwarzblauem Tuch, dazu die abendländischen Beinkleider mit breitem Silberstreifen und die persische Schaffellmütze. Ihre einzige Beschäftigung besteht darin, dass sie sich gegenseitig von der Wache auf dem Peristyl des Palastes ablösen, auf dessen Terrasse sie Tag und Nacht herumlungern. Im Volke sind sie gefürchtet, da sie als die geheimen und gefürchteten Exekutoren gross-

herrlicher Befehle gelten, wenn der Sultan es für angezeigt hält, jemanden verschwinden zu lassen.

Die reguläre Armee des Sultanats besteht aus 1000 bis 1200 Negern, die in Kompagnien eingeteilt, von schwarzen Offizieren kommandiert und nach europäischem Muster uniformiert und bewaffnet sind. Sie tragen Waffenrock und Beinkleider von waschbarem weissen Stoff, mit Metallknöpfen garniert; auf dem Kopfe sitzt ihnen die unschöne, lächerliche Mütze des englischen Soldaten: auf dem dicken, schwarzen Schädel wie das Tipfelchen auf dem i. Unter diesen Leuten findet sich sehr viel zum Soldaten taugliches Material; doch in ihrer gegenwärtigen Verfassung ist diese Armee gar nichts wert — nicht einmal ihr Futter.

Die Mannschaften sind nicht kaserniert, sondern wohnen zerstreut in der Stadt, jeder wo er will; wenn sie des Morgens sich zu einer Uebung vor dem neuen Fort, das auf Mnazi-Modjia errichtet ist, versammeln sollen, müssen sie erst zusammengetrommelt werden.

Das Korps der Irregulären oder Baschi-Bozuks wird von Arabern und Beludschen formiert. Sie tragen das arabische Kostüm, jeder was er hat, und sie sind mit Pistolen, Dolchen, krummen Säbeln, verschiedentlich, alle aber mit der langen, arabischen Flinte ausgerüstet. Diese Waffe hat wohl hauptsächlich den Zweck des Spektakelmachens.

Am Freitag kommt diese Bande in geschlossenem Trupp vor dem Palaste angetanzt, um dem Sultan ihre Ergebenheit zu bezeugen. Der Hauptmann, der an der Spitze der Kolonne marschiert, verwandelt sich jäh in einen Kapellmeister, indem er seinen Leuten den Ton zu einer kriegerischen Hymne angiebt, in die dann alle einfallen und aus Leibeskräften mitplärren. Dieser harte Gesang ist von unterbrochenem Rhythmus, den Schritt markierend, und in den Zwischenpausen begleitet von dem Aufderstelletreten der Mannschaft.

Zuletzt mag noch eines Dutzend indischer Reiter erwähnt sein, die dazu bestimmt sind, den Sultan auf seinen Aus-

fahrten als Eskorte auf ihren Mähren zu begleiten, die sie absolut nicht zu reiten verstehen.

Es ist wohl natürlich, dass sich unter dieser zahlreichen, heterogenen Bevölkerung Sansibars auch viele Taugenichtse, Räuber, Diebe und Vagabunden befinden. Aber die Polizei des Sultans lässt nicht mit sich spassen, sie hält im Gegenteil streng Ordnung. Jeder Neger, der nachts nach 10 Uhr noch in den Strassen des sogenannten europäischen Stadtteils angetroffen wird, ist aufzugreifen und nach dem Posten zu schicken, von wo er dann am nächsten Morgen zum Mniororo wandert, das heisst auf unbestimmte Zeit an die Kette gelegt wird. Eine bestimmte Regel existiert hierfür nicht; es ist das dem Gutdünken des Polizeimeisters überlassen, der seine Subjekte, namentlich die rückfälligen, meistens kennt. Dasselbe geschieht mit jedem Neger, der in den mindesten Konflikt mit den Verordnungen des Sultans gerät. Wer sich im geringsten den Polizeiorganen widersetzt; wer wegen eines Kontraktbruches zur Anzeige gebracht wird; wer sich betrunken aufgreifen lässt, den ereilt dasselbe Los. Dazu kommen noch die Weiber, denen liederlicher Lebenswandel nachgewiesen werden kann. Trotzdem ist die Prostitution in Oungoudia ein weit verbreitetes Uebel; es giebt auch hier viele Repräsentantinnen des schönen Geschlechts, die es lohnender, auf alle Fälle weniger beschwerlich finden, ihre banalen Reize ausschweifenden Arabern, Hindus und Portugiesen anzubieten, oder am Zahltag den betrunkenen Matrosen der Kriegsschiffe, als sich mit ehrlicher Arbeit abzumühen, die immer schlechter bezahlt wird, als das Laster.

Der Mniororo besteht in eisernen Halsringen, die an etwa 30 Meter langer Kette in Abständen angebracht sind, so dass an jeder Kette 10 Personen angeschlossen werden können. So aneinander gefesselt werden sie unter Aufsicht ihrer Wärter zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Zu Hafenbauten, am Quai zum Beladen und Entladen der Schiffe, zum Wegemachen, oder als Ruderer in den Schaluppen des Sultans.

Jeder Sklavenbesitzer hat das Recht, widerspenstige Subjekte an die öffentliche Kette legen zu lassen.

Uebrigens ist der Mniororo die leichteste Strafart und wird nur für leichte Vergehen in Anwendung gebracht. Wer dazu verurteilt ist, erhält aus der Staatskasse täglich 5 Pesas (ungefähr 7 Pfennige), um sich selbst zu verköstigen. Man sieht diese Sträflinge häufig genug in den Strassen von Sansibar arbeiten, munter und guter Dinge, in ihr Los ergeben; sie lachen, singen und spielen bei jeder Gelegenheit ihren Aufsehern einen Schabernack. Auch die straffälligen Weiber werden in dieser Weise zur Arbeit angehalten. Sie werden getrennt von den männlichen Gefangenen beschäftigt; ihre Sache ist es, das Material zu den Neubauten der Krone herbeizuschleppen und den Schutt von abzubrechenden Gebäuden zu entfernen. Gegen die über sie verhängte Strafe zeigen sie sich ebenso unempfindlich, wie ihre männlichen Leidensgefährten.

Die wirklichen Verbrecher wie Diebe, Räuber, Brandstifter, Aufwiegler etc. werden in der Guereza, dem alten Portugiesenfort, eingesperrt; diese sind ohne jede Kommunikation mit der Aussenwelt. Ihre Strafe kann noch verschärft werden durch den Mpingo, das sind eiserne Ringe, die um die Knöchel gelegt werden und die mitsammen durch eine bewegliche Eisenstange verbunden sind. Dadurch wird das Gehen fast unmöglich gemacht.

Der Meuchelmord wird hier zu Lande nicht als Verbrechen bestraft, wie er überhaupt nicht als gemeingefährliche That, die die ganze Gesellschaft in Gefahr bringt, betrachtet wird. Es ist einfach eine Privatsache, die sonst niemanden angeht, als den Mörder und die Verwandten des Opfers. Die mögen die Geschichte unter sich ausmachen, d. h. mit Geld die Angelegenheit schlichten. Der Mord an einem Araber begangen, bezahlt sich mit 5000 Rupies. Ein armer Teufel von Neger kostet nur 300—400 Rupies. Auf diese Weise kann man sich von jedem Verbrechen loskaufen. Da in der grossherrlichen Kasse fast immer Ebbe herrscht,

so kann man glauben, dass die Justiz des Sultans mit nachahmungswertem Eifer stets auf der Suche ist und nichts ungeahndet durchgehen lässt.

Selbstverständlich zieht die Zahlungsunfähigkeit des Schuldigen fataler Weise die Abführung ins Gefängnis nach sich.

So rigoros diese Justiz des Sultans auch erscheinen mag, im Vergleich zur früheren Praxis bedeutet sie einen gewaltigen Fortschritt. So ist z. B. die Todesstrafe, die sonst oft bei geringen Veranlassungen erfolgte, jetzt fast gänzlich aufgehoben worden. —

Die Banianen und Hindus sind die Repräsentanten des Handwerks und der Industrie in Sansibar; der Neger ist nur als Handlanger zu gebrauchen. Wenn der Baniane bei seiner Ankunft in Sansibar noch bei Kasse ist, so wird er sich sofort als Juwelier niederlassen. Er verfertigt nach mitgebrachten indischen Mustern sehr schöne Arbeiten in getriebenem Gold und Silber; ciselierte Schmuckgegenstände, wie Broschen, Ringe, Medaillons, Arm- und Fussreifen, Filigranarbeiten; Kästchen aus wohlriechendem Sandelholz, mit Perlmutter reich und zierlich eingelegt, und hauptsächlich von den Arabern gesucht. Sie betreiben auch den Handel mit kostbaren orientalischen Waffen und teuren Essenzen. Gewöhnlich haben diese Leute, dank ihrem unermüdlichen Fleiss und ihrer unerschütterlichen Ausdauer, schon nach kurzer Zeit ein hübsches Vermögen zusammengescharrt. Die Hindus sind ausserdem tüchtige Kesselschläger; sie sind es, die in ihren Schmieden unter freiem Himmel die grossen Kupferkessel anfertigen, deren die Karawanen zu ihren Zügen nach dem Innern des Kontinents bedürfen; sie sind es auch, die die beliebten und gesuchten Kannen schmieden, mit kurzem, engem Hals und kuppelartigem Aufsatz; sie fabrizieren die Töpfe und Vasen aus Kupfer und Messing, die breiten, eleganten, auf der Innenfläche meistens fein ciselierten Platten, die in jedem besseren arabischen Haushalt zum Servieren von Früchten, Konfekt etc. zu Dutzenden im Gebrauch sind.

Andere sind Sattler oder Schuhmacher; ihre Werkstätte

ist das Vordach ihrer Hütte, unter dem sie auf einer Matte sitzend und vom Publikum umlagert abwechselnd bald den türkischen Schnabelschuh des Banianen, bald die maurischen Sandalen des Arabers ausbessern. Ihre Geduld wird durch das Feilschen der armen Kundschaft oft auf eine harte Probe gestellt; aber sie lassen sich nicht aus ihrer Ruhe bringen; ehe sie eine Flickarbeit zurückweisen, die ihnen einige Pesetas einbringen kann, lassen sie lieber eine fest bestellte Arbeit im Stich, indem sie sich bei verspäteter Ablieferung auf ihre Beredsamkeit und die Erfindungsgabe im Zurechtmachen schlechter Ausreden verlassen. Ein weiterer Artikel, dessen Fabrikation sie sich bemächtigt haben, ist die Herstellung von Spazierstöcken aus der Haut des Flusspferdes und des Rhinocerosses. Die Haut wird in Streifen geschnitten, getrocknet, gewalzt und schliesslich mittels eines konkaven Hobels abgerundet.

Die Guanesen und Portugiesen sind Maschinennäher, Gastwirte, Gewürzkrämer, Bäcker, Metzger und Wäscher; einige von ihnen dienen in europäischen Häusern als Köche. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, sind diese Leute meistenteils zugleich Musiker, und aus ihren Reihen rekrutiert sich auch die grossherrliche Militärkapelle.

Die Wäscherei ist in Sansibar eins der lukrativsten Geschäfte und ziemlich einfach. Da das Waschen in Sansibar nicht Sache der Frauen ist — es würde gegen die Landessitte verstossen, wenn man diese dazu verwenden wollte —, so hält sich der Guanese, der dieses Handwerk ausüben will, einige halberwachsene Negerbengels. Diese „boys“ ziehen des Morgens nach dem Innern der Insel, wo frische Quellen sprudeln, indem sie vor sich her die Esel treiben, die mit mächtigen Wäschebündeln hoch bepackt sind. Die Prozedur des Waschens ist nicht kompliziert. Die Wäsche wird mit der Hand auf flachen Steinen ausgeklopft und zur Reinigung möglichst wenig Seife, dafür um so mehr Sand verwendet; nachdem sie ausgewunden ist, wird das Trocknen der Sonne überlassen, unterdessen balgen sich die boys im Grase.

Nachdem die Esel wieder beladen sind, geht's im Galopp der Stadt zu.

Wie man sieht, haben diese boys dabei das bequemste Leben, während ihr Herr, der „Dobi“, den ganzen Tag im ungesunden und in den Tropen besonders lästigen Dunst verbringen muss, den die Kohlenbügeleisen ausströmen. Schliesslich muss er noch selbst die Wäsche seiner Kundschaft zustellen, damit keine Verwechslungen stattfinden und er nicht bestohlen wird.' Der Preis des Waschens ist in Sansibar gewiss in der einfachsten Weise geregelt. Man bezahlt für 100 Stück Wäsche, gleichviel ob es Leintücher, gestärkte Herrenhemden oder Taschentücher sind, 8 Rupien = 12 Mark.

Wie überall, so ist auch in Sansibar der freie Neger der einzige Tagedieb. Solange er nur eine Rupie in der Tasche hat, wird man ihn um keinen Preis zur Arbeit bewegen können. Das einzige, wozu er sich herbeilässt, ist, dass er sich des Morgens früh auf dem Markte einige gangbare, leicht verkäufliche Waren zu verschaffen sucht, die er in viele kleine Teile zerlegt und so wieder verkauft. So nimmt er ein Stück Tabak und macht daraus wenigstens sechs Portionen; den Reis giebt er handvollweise weiter; Bananen verkauft er stückweise; eine Melone zerschneidet er in Scheiben und bietet sie einzeln an u. s. w. Nach Abschluss des Geschäftes hat der Gauner sein angelegtes Kapital verdreifacht.

In Anbetracht seiner verschiedenartigen, immer wechselnden und stetig steigenden Bevölkerung kann man wohl behaupten, dass Sansibar ein gastfreundliches, tolerantes Land ist. Nie ist ein Zusammenstoss zwischen den Anhängern der verschiedensten Religionsgenossenschaften zu verzeichnen. Jeder bewegt sich, wie er will; jeder thut, was ihm beliebt; jeder hat das Recht, seinen Kultus unbeschränkt auszuüben, ohne vom Nachbar darin gestört oder gar gehöhnt zu werden. Die Portugiesen sind strenggläubige katholische Christen; sie haben ihre eigene Kirche, in der die französischen Patres der Kongregation „du Saint-Esprit“ die gottesdienstlichen Handlungen vornehmen; der katholischen Kirche hat die englische

Kolonie eine protestantische Kapelle engegengesetzt. Während ein Hospital von den „barmherzigen Schwestern" gehalten wird, ist ein anderes von jungen englischen Missionarinnen bedient. Drei oder vier Moscheen versammeln die Anhänger des Propheten zum Gebete, und auch die Buddhisten haben ihre Pagode.

Wie man sieht, können alle diese so total verschiedenen Glaubensbekenntnisse friedlich nebeneinander bestehen. Gleichwohl treten die geheimen Antipathien der Rassen und Religionen manchmal in Dingen an den Tag, die dem äusseren Anschein nach damit gar nicht im Zusammenhang stehen. So sind z. B. die steinernen Häuser des sogenannten europäischen Viertels ein für allemal unter die Europäer, Araber und Indier verteilt. Es giebt hierfür keinerlei Gesetz; doch ist es ein Brauch, der sich eben eingebürgert hat und der in unverbrüchlicher Weise weiter verfolgt wird. Wenn eines dieser Häuser durch das Ableben oder den Wegzug seines bisherigen Bewohners frei wird, so bleibt es einfach so lange leer stehen, bis ein anderer Anhänger derselben Sekte sich meldet, um es zu bewohnen. Der Europäer wäre gewiss in dieser Beziehung weniger skrupulös; er würde sich wohl deshalb nicht als besudelt betrachten, weil er sich in Wohnungsräumen niederlässt, die einst Zeuge waren von häuslichen Ceremonien des Islam, dem Ritus der Buddhisten oder vielleicht gar der Scenen bei den Orgien der entarteten Schüler des Zoroaster. Es dürfte ihm aber sehr schwer werden, wenn nicht unmöglich, sich den Sitten und Gebräuchen des Landes zu entziehen, und das um so mehr, als der Sultan selbst es ist, der alle Neubauten aufführen lässt und den Neuankommenden ihre Wohnstätten anweist. Dieser aber hütet sich wohl, durch linkische Handlungsweise Verwirrung anzurichten und die Empfindlichkeit seiner Unterthanen zu verletzen. —

Als Exportartikel Sansibars sind zu nennen: das Elfenbein, der Kopal, die Orseille und die Felle wilder Tiere; ferner: die Kokosnuss, die Mangofrucht, die Erdnuss, der Sesam und vor allem — die Gewürznelke. Diese gedeiht

zum Verdruss der Holländer, welche glaubten, den Generalpacht darauf zu haben, in Sansibar ganz vorzüglich und bildet so recht eigentlich den Hauptausfuhrartikel. Zu gewissen Jahreszeiten sind alle Plätze und Gassen um das Zollgebäude mit den Säcken von Nelken angefüllt, und deren durchdringender, angenehmer Geruch bekämpft siegreich den Gestank des getrockneten Haifisches. Die Ernte und die Verpackung der Gewürznelke beschäftigt einen namhaften Teil der weiblichen Einwohnerschaft.

Ein weiterer Verdienstzweig des schwächeren Geschlechts ist die Anfertigung von Matten, die in verschiedenen Formen und Farben auf den Markt gebracht werden. Zur Kolorierung ihrer Matten bedienen sich die Weiber Sansibars gewöhnlich lebhafter Farben. Verschiedene getrocknete Gräser geben die Schattierungen von grün; die Orseille liefert den Purpur, die Gelbwurz und Operment das Gelb; schwarz wird aus einem gewissen Kot gewonnen.

Das Ramadanfest.

Mit dem Monat Mai ist der Ramadan, d. h. die muselmännische Fastenzeit, die den ganzen Monat hindurch — von einem Neumond zum andern — währt, zu Ende gegangen und mit all dem Pomp gefeiert worden, den der Sultan zu entfalten vermag.

Der gläubige Muhammedaner hält sein Fastengebot strenge; der Sultan und die meisten Araber halten sogar darauf, dass selbst ihre heidnischen Sklaven sich an den Fasten beteiligen. Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang ist die Aufnahme irgend welcher Nahrung strengstens untersagt — nicht einmal Wasser soll genossen werden. Diese letztere Bestimmung ist um so härter, als die Fastenzeit noch in die heisse Jahreszeit fällt, während der die Hitze in Sansibar fast unerträglich ist. Der sogenannte Wonnemonat Mai bringt also für den gläubigen Sohn des Propheten

wenig Angenehmes mit sich, und es ist wohl nichts Wunderliches, wenn er dessen Ende besonders festlich begeht.

Wie bei uns zur heiligen Weihnachtszeit das Herz des Menschen am weichsten gestimmt und zum Wohlthun am geneigtesten ist, so ist es hier beim Muhammedaner der Fall, wenn die Fastenzeit zu Ende geht. Man beglückwünscht und beschenkt sich gegenseitig, die Armen werden gespeist, Dienstboten und Sklaven erhalten Gratifikationen, und häufig werden auch Sklaven mit Freibriefen bedacht; mit einem Worte: man ist zur Mildthätigkeit bereit! Bei dem grossen Hausstand, den der vornehme Araber immer haben muss, machen diese Feiertage bedeutende Ansprüche an die Kasse. So wird zum Beispiel hier von Leuten — die wohl in der Lage sind, es genau berechnen zu können — die Behauptung aufgestellt, dass der Sultan in diesen Tagen für Geschenke die gewiss enorme Summe von 200 000 Rupien verausgabt.

Ich will in den nachfolgenden Zeilen versuchen, den Leser mit den Vorgängen bei der hiesigen Ramadanfeier in kurzen Zügen bekannt machen.

Es ist der 31. Mai, heute nachmittag wird das Erscheinen der feinen Mondsichel am Himmel erwartet und deshalb beeilt sich die Stadt, ihr schönstes festtägliches Gewand anzulegen. An verschiedenen Stellen werden Triumphbogen aus Palmzweigen, Oleander- und Jasminbüschen aufgebaut; an dem Sultanspalaste und den ihn umgebenden öffentlichen Gebäuden werden Gerüste angebracht, die zur Aufnahme bunter Glasampeln dienen; denn abends sollen Stadt und Hafen glänzend beleuchtet werden. Auf dem grossen freien Platze vor dem Palais sind die Salutgeschütze aufgefahren, die seiner Zeit vom Kaiser Wilhelm I. dem Sultan zum Geschenke gemacht wurden; sie sollen in den nächsten Tagen mit ihrer ehernen Stimme zur Verherrlichung des islamitischen Festes beitragen und sind zu diesem Zwecke von den verschiedenen Schambas eigens zur Stadt gebracht worden. Die Kanonen sind auffällig sauber gehalten; die metallbeschlagenen Protzkasten glänzen wie neu und die Bronzerohre funkeln in der Sonne

wie gediegenes Gold. Bewaffnete Haufen von des Sultans irregulären Truppen durchziehen schon seit Stunden mit Fahnen und Musikbanden die Stadt und leiten die Festlichkeiten auf ihre Weise ein durch Gejohle, Gesang, Tanz, Schwingen der Waffen und Knallen aus ihren langen, reichverzierten Beduinengewehren. Zu diesem Manöver wählen sie sich als Zielpunkt mit Vorliebe den Kopf eines Weissen, wo ein solcher sich am Fenster zeigt. Da man sich zu diesen Schiessübungen blinder Patronen bedient, so kann man ihnen ja das Vergnügen lassen; doch es ist ein Zeichen der Zeit und zeigt, wie die Stimmung gegen die Europäer im allgemeinen beschaffen ist.

Obwohl nun genau bekannt ist, um welche Zeit der Mond aufgeht, so sind doch schon seit Mittag viele Ausluger auf erhöhten Plätzen und selbst auf Bäumen postiert, um in allen Himmelsrichtungen nach dem Erwarteten auszuspähen; denn jeder will der erste sein, der die frohe Mähr seinen erwartungsvoll harrenden Mitmenschen verkünden kann. Saïd Khalifa hat gleich nach seiner Thronbesteigung auf dem Dache des neuen Palastes ein Holzgerüst anbringen lassen, das zwar keine Zierde des sonst imposanten Baues ist, aber eine weite Rundsicht gewährt und nur bei dieser Gelegenheit als Observatorium dienen soll. Dieser Posten wird später am Nachmittag besetzt, gewöhnlich durch den Sultan und seine Suite. Sobald dieser Akt im Publikum — das den ganzen weiten Platz vor dem Palais längst eingenommen hat. — bekannt wird, bemächtigt sich der Menge eine ungeheure Aufregung, die sich in lärmenden Ausrufungen Luft macht und noch stets in dem Grade zunimmt, als man sich dem ersehnten Zeitpunkte nähert; sie erreicht ihren Höhepunkt in dem Moment, in dem die Artilleristen aufmarschieren und ihren Platz an den Geschützen einnehmen. Nun regt es sich auch auf dem Dache; besonders scharfe Augen scheinen die schmale Silbersichel fünf Minuten vor der Zeit entdeckt zu haben. Alles sucht sich in der angegebenen Richtung, die allerdings falsch ist, von dem Faktum zu überzeugen, aber

man wird nicht schlüssig. So vergehen noch einige Minuten, bis richtig bei vollkommen klarem Himmel im Osten der feine Lichtstreifen sichtbar wird. Das Zeichen ist gegeben — drei Militärkapellen intonieren die Sultanshymne — die Geschütze werden gelöst — unter dem brausenden Hurra der bunt gewürfelten Menge, untermischt mit dem Gebrüll der durch den Lärm rasend gemachten Bestien in den Käfigen, rollt vielstimmiger Kanonendonner über die weite Fläche der Rhede von Sansibar und verkündet der Mitwelt das freudige Ereignis. Reitende Kuriere jagen nach allen Richtungen der Windrose ins Innere der Insel, um auch dorthin die frohe Botschaft zu bringen. Der Kanonendonner dauert fort, bis die Sonne am Horizonte verschwunden ist. Die Nacht bricht rasch herein und nun erleuchten sich allmählich die Fassaden der Häuser und schimmern im buntesten Lichterschmuck; von dem pittoresken Leuchtturm erglänzt das elektrische Licht; der grosse Platz ist ausserdem durch Fackeln und Pechpfannen erhellt. Die Sultansschiffe im Hafen und viele Dhaus sind ebenfalls bis in die Mastspitzen mit farbigen Ampeln behängt und gewähren einen imposanten Anblick. Von den Militärkapellen wird ein Konzert aufgeführt, das bis gegen 10 Uhr dauert und mit grossem Zapfenstreich endet. Mit der abrückenden Musik verläuft sich auch die lärmende Menge; das Getöse der Stimmen verliert sich in der Ferne; die Talglichter in den farbigen Gläsern sind bereits ausgebrannt, die Pechfackeln erloschen — die Stille der Nacht wird nur unterbrochen durch den schlürfenden Schritt der Schildwache, die auf dem Perron des Sultanspalastes auf und ab schreitet; aus der Ferne hallt der eintönige Ruf der Posten herüber, die am Gefängnis Wache halten; vom sternbesäten Nachthimmel ist auch die schwache Mondsichel verschwunden; nur der Leuchtturm sendet noch seine erhellenden Strahlen über die spiegelglatte Fläche des Hafens.

In dieser Weise vollzieht sich die Einleitung der Festtage, wenn alles glatt abläuft; es geschieht aber — wenn auch selten —, dass der Himmel stark umwölkt ist und trotz

des angestrengtesten Schauens und des geduldigsten Ausharrens der Mond sich nicht blicken lassen will; dann wartet der Muhammedaner still ergeben in das Schicksal bis tief in die Nacht und schleicht schliesslich tiefbetrübt von dannen, mit dem festen Bewusstsein, dass der Himmel diese Strafe über ihn verhängt habe, weil er während der Fastenzeit nicht fromm genug war.

Seit dem frühesten Morgengrauen wehen sowohl am Sultanspalaste, wie über den verschiedenen Konsulatsgebäuden die grossen Festtags-Flaggen, und auch sämtliche Schiffe im Hafen paradieren in ihrem ganzen Flaggenschmuck. Aus den inneren Stadtvierteln ertönt dumpfer Trommelschlag, der des Sultans Askari zum Sammelplatze ruft, um dort Aufstellung zu nehmen. Gegen 10 Uhr ertönt vom Hafen her heftiger Kanonendonner — sämtliche Kriegsschiffe auf der Rhede von Sansibar geben zur Feier des Tages die übliche Anzahl von Salutschüssen ab, die von Bord des Sultandampfers erwiedert werden. Unter klingendem Spiel marschieren jetzt die Bataillone auf und nehmen den gewohnten Platz vor dem Sultanspalais ein, wo sie für den nun erfolgenden feierlichen Aufzug Spalier bilden. Der Sultan begiebt sich in grosser Prozession, mit Entfaltung des ganzen ihm zu Gebot stehenden Glanzes, unter Vorantritt seiner Garden und gefolgt von den Grossen des Reichs, angethan mit seinen kostbarsten Gewändern, zu Fuss nach der Moschee, um dort seine Andacht zu verrichten. Der Kirchgang wird durch Kanonensalven verkündet. Nach der Rückkehr, ungefähr um 11 Uhr, findet der offizielle Empfang des diplomatischen Korps durch den Sultan statt. Auf dem Perron vor dem Thore des grossen Audienzsaales haben sich zwei herkulische Neger aufgepflanzt, die in ihren roten Fräcken und mit schwarzen Pelzungetümen auf den Köpfen ein lebendiges Zeugnis englischer Geschmacklosigkeit abgeben. Nun beginnt die feierliche Auffahrt der Konsuln, die dem Sultan in herkömmlicher Weise ihre Glückwünsche darbringen. Die Gratulanten werden mit Rosenwasser besprengt, Blumenbouketts werden unter sie verteilt, und ge-

wöhnlich treten sie den Heimweg an, nachdem sie mit wertvollen Geschenken bedacht worden sind. Unter wiederholten Militäraufzügen, Schiessübungen, Tänzen und Abendkonzert geht der erste Tag der Festlichkeiten zu Ende.

Der nächstfolgende bringt im Programm wenig Abwechslung. Des Nachmittags werden auf dem Platze vor dem Sultanspalaste Matten ausgebreitet, worauf die Armen sich niederlassen, die heute auf Kosten des Herrschers gespeist und mit Geld beschenkt werden. Der Abend wird durch ein grosses Feuerwerk und die obligaten Tänze, wobei das Zittern der Schwerter die Hauptrolle spielt, ausgefüllt.

Der dritte und letzte Tag ist den Arabern vom Lande gewidmet, die zur Beglückwünschung des Sultans in die Stadt gekommen sind; sie haben selbstverständlich reichliche Geschenke mitgebracht. Heuer erwiederte der Sultan am Nachmittage des letzten Festtages ausnahmsweise den Besuch des deutschen Konsuls; zu diesem Zweck war die ganze Garnison ausgerückt und bildete Spalier den Weg entlang. Der Sultan begab sich mit grossem Gefolge zu Fuss nach dem Konsulatsgebäude und verblieb dort ungefähr eine halbe Stunde.

Konzert und Kanonendonner beschliessen auch heute den Tag und mit ihm das Fest. Wie sich die Feier im engeren Familienkreise gestaltet, das entzieht sich selbstverständlich der Kenntnis des „Giaour“. —

Die Feiertage sind vorüber, die Stadt ist wieder ihres festlichen Schmuckes entkleidet, und jeder geht wie ehedem seiner Beschäftigung nach, die bei vielen allerdings in Nichtsthun besteht. Wer heute wieder den Araber stolz und gemessenen Schrittes die Gassen von Oungoudia entlangziehen sieht, hat keine Ahnung davon, dass er noch gestern sich so toll und ausgelassen gebärdete.

Drittes Kapitel.

Ein Wort zur Aufhebung der Sklaverei.

Um irrigen Auslegungen vorzubeugen, will ich gleich bei Beginn dieser Abhandlung den Vermerk vorausschicken, dass auch ich im Prinzip für Abschaffung der Sklaverei eintrete; meine diesbezüglichen Erfahrungen aber, die ich sowohl im Osten, als auch im Westen des afrikanischen Kontinents gesammelt habe, bekräftigen in mir die Ueberzeugung, dass einerseits die Wege, die man zur Beseitigung der Sklaverei eingeschlagen hat, falsch, und die Mittel dazu vollkommen ungenügend sind; dass andrerseits der Zeitpunkt zur vollständigen Emanzipation der Schwarzen noch lange nicht gekommen ist.

Die Sklaverei ist eine im afrikanischen Staatswesen seit Jahrtausenden berechtigte Institution, mit demselben ebenso verquickt, wie die allgemeine Wehrpflicht mit den Existenzbedingungen des Deutschen Reiches; diese nun mit einem Federstrich vom grünen Tisch aus beseitigen zu wollen, wäre ebenso lächerlich, wie thöricht. Man könnte ebenso gut ein Dekret erlassen, das die Reblaus und den Koloradokäfer in Europa verbietet.

Die Sklaverei ist dem Neger sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen; ohne sie vermag er kaum zu existieren. Bei allen Negerstämmen wird die Frau als untergeordnetes Wesen — als Sklavin — betrachtet; nach der Meinung des Negers ist sie nur dazu geschaffen worden, dem Herrn der Schöpfung Vergnügen zu bereiten und für ihn zu arbeiten. Die Frauen sind es, die im Verein mit den männlichen Sklaven alle Haus- und Feldarbeit verrichten müssen, während die gestrengen Herren selbst im Westen beim „Palaber", im Osten beim „Schauri" zusammensitzen, Palmwein trinken und Tabak rauchen. Unter der eingeborenen Bevölkerung ist die Sklaverei in den meisten Fällen die Strafe für ein

vorausgegangenes Verbrechen; desgleichen werden sämtliche Kriegsgefangene zur Sklaverei verurteilt. Jeder freigewordene Sklave trachtet seinerseits darnach, sich die Mittel zum Ankauf von ein paar Sklaven zu erwerben, die dann für ihn arbeiten und verdienen müssen. Diese Art der Sklaverei unter den Schwarzen ist aber meist von so milder Form, dass wir nicht nötig haben, uns deshalb zu ereifern.

Was abgeschafft werden sollte und müsste, dass sind die Sklavenjagden im Zentrum Afrikas, die geradezu das Land entvölkern; das sind die Gräuel, die sich beim Transport der Gefangenen bis zur Verkaufsstelle abspielen. Diese Dinge zu verhüten, liegt leider nicht in unserer Macht! Um da erfolgreich eingreifen zu können, müsste ein Heer geschaffen werden, das mindestens in der Stärke eines Armeekorps in Zentralafrika sich festsetzte und dem Treiben der arabischen Sklavenhändler ein für allemal ein radikales Ende bereitete; dass dies geschehen würde, ist nicht anzunehmen. Abgesehen von den Schwierigkeiten — oder besser gesagt „der Unmöglichkeit“ — der Verpflegung eines derartigen Heereskörpers, tauchen da noch eine Menge anderer Fragen auf, deren Beantwortung man mir wahrscheinlich schuldig bleiben wird. Wie und von wem sollen die Mittel zur Schaffung und Erhaltung einer solchen Armee aufgebracht werden? Aus welchen Elementen soll diese zusammengesetzt sein? Wer soll sie kommandieren? Unter welcher Flagge soll sie operieren? — Ich glaube nicht, dass es den europäischen Staaten, deren jeder seine Sonderinteressen in Afrika verfolgt, gelingen dürfte, ein derartiges kosmopolitisches Heer zu schaffen, das unter neu zu erfindendem philanthropischen Banner aus reinen Humanitätsgefühlen sich zum Besten fremder Völkerschaften den Mühseligkeiten und Entbehrungen einer derartigen Kampagne unterziehen möchte. Kleinere Expeditionen, die man sich vielleicht auszurüsten entschliessen wird, haben keine Anwartschaft auf Erfolg; sie werden gleich ihren Vorgängerinnen an dem Widerstande des Arabertums zugrunde gehen.

Im Jahre 1869 bekam der damalige Khedive Ismaïl — beseelt von dem Wunsche, sich auf guten Fuss mit England zu stellen, von dem er finanzielle Hilfe erwartete — eine humanitäre Anwandlung, und er schickte Baker-Pascha nach dem Sudan, mit dem Auftrage, dort die Sklaverei aufzuheben. Das war leichter befohlen, als — gethan!! Baker-Pascha wurde in den Jahren von 1870—73 viermal geschlagen und kehrte unverrichteter Dinge zurück. General Gordon, den seine früheren erfolgreichen Expeditionen als besonders dazu geeignet erscheinen liessen, mischte sich 1874 in die Angelegenheit; er blieb zwei Jahre im Sudan und kehrte 1876 enttäuscht nach Europa zurück, nachdem seine Anstrengungen resultatlos verlaufen waren. Nichtsdestoweniger ging er nach weiteren sechs Monaten wieder nach Aegypten, organisierte eine neue Expedition, mit der er nach Khartum marschierte, und schloss sich in dieser Festung ein. Bei dem Drama, das sich nun dort abspielen sollte, fielen um die Stadt 16000 Aegypter und 50000 Eingeborene, und schliesslich starb Gordon selbst eines jämmerlichen Todes — dank der Unschlüssigkeit und Leichtfertigkeit der englischen Regierung.

Seine doch ziemlich beträchtliche Macht ist zerschellt an dem Widerstande der Mahdisten, die nichts weiter sind, als Sklavenhändler, die den oberen Nil gegen das Vordringen der Europäer verteidigen.

Dies alles ist geschehen, um die Schwarzen von einem Joche zu befreien, von dem sie ihrer Mehrzahl nach gar nicht befreit zu werden verlangen — und das nennt man: „Philanthropie“!

Es gäbe wohl noch einen Ausweg aus dem Dilemma, wodurch mittelbar den arabischen Sklavenjagden, zugleich aber auch den europäischen Annexionsgelüsten ein Ziel gesetzt würde. Man dürfte sich nur dazu verstehen, die Schwarzen mit guten Gewehren und genügender Munition zu versehen, dann würden sie sich schon ihrer Haut wehren; sie würden aber die Waffen auch gegen uns selbst kehren, um unbeleckt von der Civilisation und europäischer Kultur

in seligem Nichtsthun weiter zu duseln. Das Mittel wäre gewiss probat, gerade nicht sehr billig, aber doch von all den bisher vorgeschlagenen finanziell am ehesten durchführbar. Das erste können wir nicht, das zweite wollen wir nicht, und so wird die Sklaverei mit den üblichen Gräueln im Zentrum Afrikas nach wie vor weiterblühen, bis es in einem späteren Jahrhundert den Weissen gelingen wird, dortselbst festen Fuss zu fassen und durch ihr numerisches Uebergewicht das arabische Element zu ersticken. —

Somit bleibt die emanzipierende Thätigkeit der europäischen Staaten auf die Küstenstriche beschränkt, und da erscheint die grösste Vorsicht geboten — nicht vielleicht, weil durch die Aufhebung der Sklaverei neue Unruhen der aufsässigen Araber zu befürchten wären, sondern weil die befreiten Sklaven von der ihnen gewährten Freiheit den denkbar schlechtesten Gebrauch machen werden, weil der Neger die Freiheit — über Nacht beschert — nicht vertragen kann. Mit dem Tage der Freiheitserklärung wird auf der ganzen Linie auch die Arbeit aufhören; denn für den Schwarzen besteht die Freiheit nur im Nichtsthun. Das der ganzen äthiopischen Rasse gemeinsame, am tiefsten eingewurzelte Laster ist ihre bodenlose Faulheit, und die kann nur durch einen gewissen Zwang gebrochen werden. Man hat schon häufig die Frage aufgeworfen: „Wie erzieht man den Neger am besten zur Arbeit?“ Die Antwort darauf kann man sich bei den Arabern holen; denn sie allein haben es verstanden, die Schwarzen zur Arbeit zu bringen.

Dabei braucht man durchaus nicht zu glauben, dass diese Thätigkeit nur durch unmenschliche Prügelei und sonstige Grausamkeiten erzwungen worden ist. Im Gegenteil — die Sklaverei hat besonders an der Ostküste Afrikas eine solch milde Form angenommen, dass man den Ausdruck Sklaverei ganz gut in Dienstbotenverhältnis umsetzen könnte. Was da noch an Sklaverei erinnert, das ist der Umstand, dass man sich diese Dienstboten nicht mietet, sondern kauft, und dass man sie nach Belieben wieder verkaufen kann.

Die Zukunft, gerade in Ostafrika, erhofft man sich in massgebenden Kreisen hauptsächlich vom Plantagenbau; zu diesem Betriebe gehören vor allem Arbeiter — viele Arbeiter — und zwar Arbeiter, die nicht in jedem gegebenen Momente streiken können, wenn es ihnen beliebt. Es dürfte deshalb sehr ratsam sein, vorerst die Sklavereiverhältnisse zu regeln, statt die Sklaverei Knall und Fall ganz aufheben zu wollen. Zur Regulierung dieser Frage liesse sich vielleicht auch unter den europäischen Mächten eher ein Einverständnis erzielen. Als erster Grundsatz müsste gelten, dass jede Ausfuhr von Schwarzen nach überseeischen Ländern unter allen Umständen unzulässig ist. Alle die Härten, die noch bestehen, können beseitigt werden. Dem Herrn kann das Recht über Leben und Tod seiner Leute abgesprochen werden; diese können vielmehr nur durch richterlichen Spruch bestraft werden. Eine Bestimmung kann das willkürliche Zerreissen von Familienbanden aufheben. Kinder werden nicht mehr als Sklaven, sondern als Freie geboren, stehen aber in einem gewissen Unterthänigkeits-Verhältnisse zu ihrem Brotherrn, dem sie später eine Reihe von Jahren dienen müssen. Der Sklave wird nach einer bestimmten Anzahl von Jahren frei und erhält gleichzeitig ein Stück Land als Eigentum zugesprochen etc. Sklaven können erworben, aber — wenigstens vom Weissen — nicht wieder verkauft werden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle die Paragraphen für ein Sklaven-Emanzipierungs-Gesetz auszuarbeiten; mit den obigen Andeutungen soll lediglich dargelegt werden, wie etwa eine Regulierung der Sache gedacht werden kann. Durch eine derartige Neuordnung würden die Interessen aller Parteien berücksichtigt und zugleich eine starke Etappe auf dem Wege der Sklaven-Emanzipation zurückgelegt. Es liesse sich für ein derartiges Arbeitsverhältnis leicht ein anderer Name finden; ich behalte aber absichtlich den Ausdruck Sklaverei bei, weil denn doch das Kind diesen Namen schon einmal hat und immerhin ein gewisser Zwang ausgeübt wird. Der muss aber sein, wenn wir in Afrika

arbeiten wollen; man muss sich endlich darüber klar werden, dass die schwarze Rasse eine untergeordnete ist, von der Vorsehung geschaffen, dem Weissen zu dienen. Die abgedroschene Phrase von der Gleichheit aller Menschen, dass wir alle Brüder seien, wird dem Neger von den Missionaren gelehrt; die allein scheint er zu begreifen, legt sie sich aber dahin zurecht, dass er nichts zu arbeiten braucht, wenn er nicht will. Ich denke, wir hätten zu Hause schon genug gegen weltverbessernde sozialistische Ideen anzukämpfen, wir brauchten sie nicht selbst noch nach Afrika zu tragen.

Häufig hört man sagen, dass man zur Arbeit Hindu oder Kuli einführen könne. Es ist fraglich, ob wir mit der Einführung so vieler fremdartiger Elemente in Afrika etwas Gutes stiften; aber abgesehen davon, handelt es sich auch darum, was andere dazu sagen werden. Solange wir nur ein paar hundert Leute brauchen, wird die indische Regierung nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir unseren Bedarf mit Hindu decken; sollte es sich aber später um Tausende und abermals um Tausende handeln, so wird man uns sicherlich die Quelle verstopfen. Schliesslich kann es auch einem chinesischen Gesetzgeber einfallen, ein Ausfuhrverbot zu erlassen, wenn man gewahr wird, dass das Land systematisch entvölkert werden soll. Und ist der Hindu oder der Kuli, der nach überseeischen Ländern geführt wird, um entweder zum Plantagenbetriebe oder zur Herstellung von Verkehrswegen Verwendung zu finden, vielleicht besser daran, als ein Sklave?? Ich glaube es nicht!

Der einzig richtige und brauchbare Arbeiter in Afrika ist und bleibt der Neger, und deshalb muss er zur Arbeit gezwungen werden. Das hört sich allerdings recht tyrannisch an; aber existiert der Zwang bei uns nicht auch? Es ist wohl nicht jedermanns Geschmack, von den schönsten Jahren seines Lebens drei bis vier in einer Kaserne verbringen zu sollen; es muss aber sein, weil wir in Europa die stehenden Heere nötig haben; in Afrika brauchen wir Arbeiter und deshalb die Sklaverei. Beides sind notwendige Uebel, mit denen

wir uns eben abfinden müssen. — Wäre es möglich, die dabei beteiligten europäischen Mächte so weit unter einen Hut zu bringen, dass sie sich in der oben angedeuteten Weise über eine Regelung der Frage verständigten, dass sie in ihren resp. Territorien dieselben gesetzlichen Bestimmungen erliessen und redlich dafür sorgten, dass die diesbezüglichen Verordnungen nicht leerer Buchstabe blieben, dann wären wir auf dem Wege zum angestrebten Ziel ein gutes Stück vorwärts gekommen, und in ein paar Dezennien liesse sich vielleicht ein weiterer Schritt wagen.

Die unvermittelte Aufhebung der Sklaverei hat noch stets einen fürchterlichen Rückschlag zur Folge gehabt und immer mehr geschadet, als genützt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland hat den Nihilismus geboren, der noch zwanzig Jahre später dem Zaren Alexander II. den Tod brachte; die Sklavenbefreiung hat in Amerika einen blutigen Bürgerkrieg entfacht, der das Land verwüstete und den die Südstaaten heute noch nicht verschmerzt haben; er hat ungezählte Millionen gekostet, und Hunderttausende von Menschenleben sind ihm zum Opfer gefallen. Durch die projektierte Aufhebung der Sklaverei hat Aegypten eine seiner besten Provinzen verloren und sieben Millionen Einwohner, und ein Ende der Wirren ist heute noch nicht abzusehen. Die Aufhebung der Sklaverei hat erst in neuerer Zeit einen Thron gestürzt (den Brasilianischen), sie wird auch in Afrika noch weiteres Unheil anrichten.

Viertes Kapitel.

Akklimatisation unter Bezugnahme auf die Hygiene der Weissen.

Es ist nicht meine Absicht, hier in erschöpfender Weise alles das zu behandeln, was in Beziehung steht zur Pathologie der Europäer in Central-Afrika. Die Hauptcharaktere der verschiedenen Krankheiten, denen der Weisse unter diesen Breiten ausgesetzt ist, ans Licht zu ziehen, die Resultate meiner Beobachtungen und meiner persönlichen Erfahrungen kurz darzulegen und daraus einige praktische Schlüsse zu ziehen, ohne mich dabei auf theoretische Untersuchungen und wissenschaftliche Betrachtungen einzulassen, indem ich mehr die praktische Nützlichkeit in Betracht ziehe, als die wissenschaftliche Tragweite der angeregten Fragen, das ist der Zweck dieser Zeilen. Sie erheben weiter keinen Anspruch, als den aufrichtigen Wunsch, dem allgemeinen Besten damit zu dienen.

Ich komme zuerst zu dem afrikanischen Fieber. Ich bezeichne mit diesem Namen, lediglich um die Idee festzuhalten, jene Krankheit, die in Afrika überhaupt, in der tropischen Zone aber im Besonderen endemisch ist. Sie entwickelt sich in den heissen und feuchten Landstrichen dieser Zone infolge der Zersetzung organischer Bakterien auf der Oberfläche des Bodens. Die hierdurch entstandene Ausdünstung verleiht der atmosphärischen Luft gesundheitsschädliche Eigenschaften und führt bei dem Menschen, der ihrer Einwirkung ausgesetzt ist, eine miasmatische Intoxikation herbei, die sich durch Fiebererscheinungen manifestiert. Alle Umstände, welche eine organische Zersetzung befördern, beschleunigen auch die Entwickelung des Fiebers. Die Sümpfe und Wasserlachen in unmittelbarer Nachbarschaft des Meeres, gebildet durch eine Mischung von Salz- und Süsswasser, sind vorzugsweise Fieberherde, und sie sind die Ursache der besonderen Gesundheitsgefährlichkeit einzelner Punkte der Küste. So z. B. in Kamerun,

ein Fiebernest, das noch viel schlechter ist, als sein Ruf. Der statistische Sanitätsbericht über die deutsche Marine weist auf Kamerun allein 92 Fieberfälle nach, für den Zeitraum vom 1. April 1883 bis 31. März 1885. So Bagamoyo an der Ostküste, das in Wahrheit eine Nekropole genannt werden kann, für alle Fremden: Europäer, Araber und Indier.

Hauptsächlich zu Anfang der Trockenzeit, wenn durch den Einfluss der Wärme diese Landstriche austrocknen und blossgelegt werden, entwickeln sich die gesundheitsschädlichen, Fieber erzeugenden Miasmen am stärksten; gleichviel, ob es sich um wirkliche Sümpfe handelt, oder um temporäre, durch zeitweise Ueberschwemmungen entstandene. Da, wo die feuchte, alles rasch zur Fäulnis treibende Seeluft faulende Materien anhäuft, entstehen dieselben Fiebererscheinungen, ohne dass Sümpfe vorhanden sind. Die Verschiedenheit des Auftretens des Fiebers und dessen höchster Grad von Wirksamkeit stehen in Zusammenhang mit den verschiedenen physischen Bedingungen, welche die organische Zersetzung beeinflussen. Auf diese Weise erklärt sich die grössere Thätigkeit der Fieberherde bei Beginn der Regenzeit und unmittelbar darnach. Man beobachtet häufig, dass schwere Fiebererscheinungen ganz aufhören, wenn die Landstriche, welche bei Beginn der Regenzeit nur teilweise mit Wasser überdeckt waren, später vollkommen überschwemmt sind; sie machen sich abermals bemerkbar, wenn nach den letzten Regen grosse Hitze ein rasches Austrocknen herbeiführt; ebenso, wenn während der Trockenzeit aussergewöhnliche Regenfälle den Feuchtigkeitsgrad des Bodens vermehren. Meteorologische Erscheinungen wirken im allgemeinen wenig auf die Aetiologie des Fiebers ein. In der Bergregion Usagaras und in einem grossen Teil von Ugogo kennt man das Fieber überhaupt nicht, trotz häufiger Abkühlungen und eines sehr beträchtlichen Temperaturwechsels zwischen Tag und Nacht. — Ich habe manchmal 26° centigr. maxima notiert. — In gesundheitsgefährlichen Landstrichen dagegen, wo die des Nachts eintretende Kälte die schädlichen Ausdünstungen am Boden zurückhält, ist ihre Fieber erzeugende

Thätigkeit am meisten zu fürchten. Besonders sind es Rückfälle, die durch den raschen Temperaturwechsel bewirkt werden; eine leichte Erkältung genügt, um einen Rückfall zu provozieren ohne Mitwirkung sonstiger Fieber erzeugenden Ursachen. Bisweilen werden auch durch atmosphärische Strömungen die gefährlichen Miasmen nach entlegenen, sonst gesunden Gegenden getragen, und so auf diese die Insalubrität zeitweise überführt. Ich möchte hier auf einen Fehler aufmerksam machen, in den sehr viele Reisende verfallen, indem sie eine Gegend der Insalubrität beschuldigen, die es nur scheinbar ist. Es genügt in Wirklichkeit, dass man eine gesundheitsschädliche Gegend durchschreitet, um den Keim der Krankheit in sich aufzunehmen; diese kommt aber erst dann zum Ausbruch, wenn man den Ort längst verlassen hat. Ich meine, man sollte diese Möglichkeit immer vor Augen haben, bevor man dieses oder jenes Klima der Gesundheitsschädlichkeit bezichtigt. So ist z. B. am Congo die Station Manyanga in einen sehr schlechten Ruf gekommen, und, wie ich glaube, mit grossem Unrecht. Weit und breit ist dort kein Sumpf zu finden. Die Station selbst liegt 150 Meter über dem Strome auf freier Höhe; die sonst sehr grosse Hitze wird durch eine fast ständige Brise gemildert; die Nahrungsverhältnisse sind die besten, das Trinkwasser gut; und doch kommt die weitaus grösste Mehrzahl aller Reisenden krank dort an, oder die Fiebererscheinungen stellen sich nach wenigen Tagen ein. Ist es nicht wahrscheinlicher, dass da der Reisende während der sechs bis neuntägigen Bootsfahrt von Isanghila nach Manyanga den Keim zur Krankheit in sich aufgenommen hat? Auf dieser Fahrt ist er den ganzen Tag ohne jeden Schutz dem heftigsten Sonnenbrand ausgesetzt, oder starken Regengüssen; er nimmt schlechte Nahrung zu sich und schöpft sich seinen Trank aus dem Strom; des Nachts schläft er im Boote an den sumpfigen Ufern, oder er streckt sich gar, in seine Decke gehüllt, am feuchten Boden aus. Jene, welche zu Lande ankommen, gleichviel, ob der Weg sie von der Küste oder aus dem Inneren herführt, marschieren während mehrerer Tage durch Sümpfe, in denen

sie auch teilweise übernachten müssen; sie überschreiten sechs bis acht mal täglich — bis zur Brust im Wasser watend — Bäche und Flüsse; sie haben als Nahrung weiter nichts, als Hühner, zum Trinken häufig schlechtes Wasser. Ich habe sechs Monate ununterbrochen in Manyanga zugebracht, ohne jemals auch nur eine Spur von Unwohlsein wahrgenommen zu haben.

In der That verstreicht stets ein kleinerer oder grösserer Zeitraum zwischen der miasmatischen Vergiftung und dem Ausbruch der Krankheit. In einigen Fällen konnte ich mit ziemlicher Genauigkeit die Zeitdauer der Inkubation bestimmen; sechs bis acht Tage bei remittierendem Fieber und 14 Tage bis 3 Wochen bei intermittierendem. Ich glaube nicht annehmen zu dürfen, dass die Inkubation mehrere Monate andauern könne. Die erste Fiebererscheinung mag sich mehr oder weniger verzögern, je nach der Thätigkeit des Fieberherdes und der Empfänglichkeit des einzelnen Individuums; aber es wird kaum ein Beispiel geben, dass Personen in einer Fieberregion mehrere Monate leben konnten, ohne sich in höherem oder minderem Grade die Krankheit zugezogen zu haben.

Der Körper des Weissen zeigt in den Regionen der tropischen Zone eine grosse Empfänglichkeit für äussere Einflüsse; schwache Konstitutionen sind dem Fieber noch mehr unterworfen, als die anderen. Welches auch die Widerstandsfähigkeit gegen die miasmatische Thätigkeit sein mag, jeder Neuling erleidet in den ungesunden Gegenden dieser Zone unter dem Einfluss der Wärme einen Kräfteverlust, der ihn zum Fieber geneigt macht. Die Leiden durch Hunger und Durst, die Ermüdungen, moralische Erschütterungen, durch lange Isolierung hervorgerufene Niedergeschlagenheit — alles häufige Vorkommnisse im Reiseleben dieser Länder — können als mitwirkende Ursachen gelten, und die Schwächung, welche hieraus folgt, vermindert gewiss die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen die miasmatische Thätigkeit.

Die Negerrasse scheint weniger Empfänglichkeit dafür zu besitzen; sie ist nur leichteren Anfällen unterworfen. Die San-

sibariten, Houssas, Kruboys und Kabindas des Congo-Staates sind ebenso, wie die Weissen dem Fieber unterworfen, wenn sie nach dem Congo kommen; dasselbe ist bei den Sansibarnegern der Fall nach ihrer Ankunft in Unyamuesi; der einzige Unterschied ist der, dass die Krankheit bei den Weissen eine remittierende Form zeigt, bei dem Neger eine intermittierende. In den gesundheitsgefährlichen Landstrichen leiden selbst die Eingeborenen in veränderlichem Grade unter dem miasmatischen Einfluss, der sich bei ihnen meistens zur Regenzeit in der Form von leichten Fieberanfällen in grossen Zwischenräumen offenbart, oder durch chronische Auszehrung infolge langsamer Vergiftung. In den Fieberregionen ist die Bevölkerung überhaupt dünn, und die mittlere Lebensdauer der einzelnen Individuen entschieden kürzer. Es ist z. B. eine grosse Seltenheit, am Congo einem Neger zu begegnen, der das Alter von 40 Jahren erreicht hat.

Die Akklimatisation geht also nie so weit, dass sie die Thätigkeit der Fieberherde neutralisieren könnte, und wenn man die Akklimatisation in dem Sinne einer Präservation erklären will, so kann man getrost behaupten: „Es giebt keine Akklimatisation gegen das afrikanische Fieber!“

Ich glaube, hier an dieser Stelle auch die Thatsache erwähnen zu sollen, dass selbst die Tiere dem Fieber sehr zugänglich sind. In Ostafrika unterliegen Pferde, Maultiere, Esel, Ochsen und Kamele, ja sogar Hunde meistens noch vor Ankunft auf dem Hochplateau und oft nur wenige Tagemärsche von der Küste. Gewöhnlich schreibt man den Tod dieser Tiere dem Stich der Tsetse-Fliege zu; diese Ansicht teile ich entschieden nicht, sondern glaube vielmehr, die Ursache dieser Sterblichkeit der Tiere in dem miasmatischen Einfluss suchen zu sollen, in Verbindung mit dem Mangel der nötigen Pflege und der Nachlässigkeit bezüglich der Ernährung, und ich habe hierführ meine Gründe. Wie schon erwähnt, fallen die meisten Tiere schon in den ersten Tagen, bevor das Plateau erreicht wird, also in Landstrichen, in denen die Tsetse viel seltener vorkommt, als im Innern des Kontinents; wenn man einmal

die gesunde Gebirgsregion von Usagara erreicht hat, so ist für Menschen und Vieh die Hauptgefahr überstanden. In den ungeheuren Ebenen des Hochlandes von Ugogo, in den Niederungen Ujansis und Unjanjembes halten die Eingeborenen grosse Rinderherden indischer Abstammung, die prächtig gedeihen, und denen die ziemlich häufig vorkommende Tsetse keinen merklichen Schaden zufügt. Zahlreiche Heerden von Antilopen, Zebras, Büffeln und Giraffen bevölkern jene Gegenden und erfreuen sich trotz der Tsetse ihres Daseins. Dagegen ist auch der Versuch, den seinerzeit die Association internationale mit indischen Elefanten gemacht hat, an den klimatischen Verhältnissen gescheitert. Von diesen Tieren war man doch berechtigt annehmen zu können, dass ihnen die Tsetse ebensowenig schaden würde, wie ihren einheimischen Kameraden; aber von vier Prachtexemplaren sind zwei gefallen, bevor das Plateau erreicht war; der dritte Elefant hat sich angesichts des Tanganjika niedergelegt, um nicht wieder aufzustehen, und der letzte der Mohikaner hat bald darauf sein Ende gefunden in den sumpfigen Niederungen des Sees. Alle vier sind unter Symptomen des Fiebers verendet: stark erhöhte Körperwärme, Appetitlosigkeit, Erbrechen und grosse Schwäche, die sich durch häufiges Niederlegen und schwankenden Gang dokumentierte. Am Congo, wo die Tsetse gar nicht existiert, sind die Versuche der Einfuhr von Pferden und Maultieren nicht besser gelungen, und die Rinderherden, die von Holländern und Portugiesen dort gehalten werden, leiden oft grossen Schaden.

Ich werde jetzt zu den verschiedenen Eigenschaften übergehen, welche ich über Typus, Form und Verlauf des Fiebers wahrgenommen habe.

Wir unterscheiden 3 Formen: 1. Fieber mit ausgesprochenem Typus. 2. Verkappte Fieber. 3. Perniziöse Fieber.

Fieber mit ausgesprochenem Typus sind die eigentlichen Wechselfieber, deren am meisten hervortretendes Symptom der Schüttelfrost ist. Ueberall, wo sie vorkommen, sind entweder versumpfte Flussmündungen vorhanden, oder Niede-

rungen, die nicht genügend austrocknen können. Die Form, welche tägliche Anfälle zeigt, ist die häufigste, die Anfälle aus den drei Stadien: Frost, Hitze und Schweiss zusammengesetzt, und ihnen folgt eine fieberfreie Zeit, in welcher sich der Kranke relativ wohl fühlt. Krankheitssymptome sind: Kopfschmerz, Gliederschmerz, Appetitlosigkeit und Erbrechen; Druck in der Magengegend, Brustbeklemmungen, seltener auch Verstopfung. — Die verkappten Fieber kommen noch häufiger vor, als die vorigen. Hier ist die Krankheit nicht in die charakteristischen drei Stadien geschieden, sondern tritt unter verschiedenen Formen auf, die sich nur durch ihre regelmässige Wiederkehr nach besseren Zwischenräumen als Malaria erkennen lassen. Meistens sind sie von einer ungemein erhöhten Reizbarkeit des ganzen Nervensystems begleitet. — Die perniziösen Fieber nehmen stets einen schweren, lebensgefährlichen Charakter an. Am häufigsten ist dabei der Magen besonders affiziert und bildet das bekannte Krankheitsbild, das „biliöse Fieber". In einigen Fällen herrschen Hirn- und Nerven-Erscheinungen; am gefährlichsten aber sind jene Fieber, die sich in den Anfällen durch Blutharnen charakterisieren; sie enden meist am zweiten Tage schon mit dem Tode.

Die Neuangekommenen werden in der Regel von remittierenden Fiebern befallen, die sich hauptsächlich in sehr sumpfigen Gegenden entwickeln; sie wüten am heftigsten an gewissen Punkten der Küste und in einzelnen Landstrichen des Innern, wie in Unyamuesi und überhaupt in dem Revier zwischen den grossen Seen. Fremde, die länger in dieser mephitischen Luft leben, werden gewöhnlich von intermittierenden Fiebern heimgesucht. Die miasmatische Vergiftung zieht übrigens nach einiger Zeit — je nach der individuellen Empfänglichkeit — ein allgemeines Unbehagen nach sich, ein Zustand, der dann noch in regelmässigen Pausen von wirklichen Fieberanfällen begleitet ist; die weitere Verlängerung des Aufenthaltes bringt in keiner Weise die gewünschte Widerstandsfähigkeit gegen die miasmatische Thätigkeit mit sich. Im Innern des Landes und auf den Hochplateaus zeigen

sich die Anfälle schwächer. Das Fieber zeigt also einen remittierenden oder intermittierenden Charakter, je nach der Thätigkeit des Herdes, und in demselben Herde je nach der Veränderung der Temperatur; man kann sagen: der Typus zeigt mit zunehmender Temperatur auch eine progressive Tendenz.

Das remittierende Fieber wird häufiger in dem Masse, als man sich dem Aequator nähert. Den ersten Fieberanfällen gehen gewisse Kennzeichen voraus, die nach einigen Wiederholungen ausbleiben. Bei Beginn der Intoxikation zeigen die Fieberanfälle gewöhnlich die drei genannten Stadien; später bleibt der Frost oft ganz aus und nach einer gewissen Zeit macht sich die Vergiftung häufig nur mehr durch leichte Anfälle mit wenig Hitze und Schweiss bemerkbar. Diese leichten Anfälle, die man äusserst selten als erste Fiebererscheinungen erkennt, stellen sich gewöhnlich während der Genesung von schweren remittierenden Fiebern ein, oder in dem Zeitraum zwischen zwei starken Accessen; sie sind sogar manchmal so schwach, dass sie unbeachtet vorübergehen, wenn nicht das Thermometer eine erhöhte Körperwärme anzeigt. Selten dauert ein Anfall länger, als 8—10 Stunden, und die Temperatur wechselt dabei zwischen 39—41°. Sehr häufig sind bei den Fieberkranken in diesen Zonen die Anschwellungen der Leber, die sehr kräftig funktioniert und stets gereizt ist, weshalb auch Polycholie rasch eintritt; sie macht sich besonders bei den remittierenden Fiebern geltend, die stets von gastrohepatischen Störungen begleitet sind. Der Blutandrang findet also vorzugsweise nach der Leber statt, die während der Fieberaccesse an Umfang zunimmt und schliesslich, wenn die Intoxikation noch länger fortdauert, von zeitweiliger Anschwellung in den Zustand chronischer Hypertrophie übergeht. Die direkte und andauernde Wirkung der Sonne kann den Blutandrang nach dem Gehirn und selbst Gehirnentzündung herbeiführen. Man beobachtet häufig an Orten, die sonst nicht als gesundheitsschädlich betrachtet werden können, an denen aber eine ausserordentlich hohe Temperatur herrscht, Fiebererkrankungen, die von gastro-hepatischen Störungen

und Cerebralaffektionen begleitet sind; es ist dies das „Sunfever“ der englischen Aerzte. In einem sehr günstigen Falle habe ich diese Krankheit sich von selbst heilen sehen, wobei reichliches Nasenbluten erfolgte, gewöhnlich jedoch tritt der Tod ein, und diese Fälle, die in den Reiseannalen mit dem Namen „Sonnenstich“ bezeichnet werden, sind leider nicht selten.

Die prophylaktischen Vorsichtsmassregeln, die allenfalls gegen das Fieber in Anwendung gebracht werden können, liegen für den Reisenden nicht immer im Bereiche der Möglichkeit. Die Hygiene der Reisen in Afrika bietet zahlreiche Desiderata dar, in Anbetracht des schlechten Zustandes der Wege und der Schwierigkeiten des Transportes; der Notwendigkeit, sich in ungesunden Gegenden aufzuhalten; der schlechten Qualität der Nahrungsmittel und Getränke. Häufig kommen dann hinzu noch Entbehrungen, Ermüdungen und ausserordentliche Gemütsbewegungen. Nach Möglichkeit sollen sich die Reisenden den unmittelbaren Einwirkungen der Miasmen entziehen; man vermeide, in freier Luft zu schlafen oder sich direkt auf den Boden zu legen; man trage stets — je nach Gewohnheit — Kleider von Flanell oder Leinwand; entsage allen Ausschweifungen bei Tisch, besonders allen Spirituosen, die man durch Kaffee oder Thee ersetze; man behandle ohne Zögerung das leichteste Unwohlsein; filtriere, koche, oder was noch besser ist, man destilliere sein Trinkwasser; vermeide, sich zu lange den Sonnenstrahlen auszusetzen, und wähle zum Aufenthalt oder Lager stets hochgelegene, trockene Plätze.

Was die prophylaktische Wirkung des Chinins anbelangt, so ist diese durch nichts bewiesen und scheint mir wenigstens sehr bestreitbar. Ich möchte den täglichen Gebrauch einer Dosis Chinin als Vorbeugungsmittel gegen das Fieber nicht empfehlen; wenn man genötigt ist, durch sumpfiges Terrain zu marschieren, oder eine ungesunde Gegend zu explorieren, so mag man ja zur eigenen Beruhigung alle drei bis vier Tage ein Gramm Chinin nehmen; möglich, dass diese

Vorsicht einen Fieberanfall aufhält, oder die nächsten Erscheinungen abschwächt; am wahrscheinlichsten ist sie vollständig wirkungslos. Wenigstens haben mich meine persönlichen Erfahrungen zum Festhalten dieser letzteren Anschauung gebracht.

Die grösste Sorgfalt ist auf die Körperpflege zu verwenden. Tägliche Bäder und häufige Waschungen — nicht im Freien, sondern im wohlverschlossenen Raum —, Duschen und darauffolgendes Abreiben des ganzen Körpers sind von der wohlthätigsten Wirkung und überall leicht durchzuführen. Ich habe auf meinen Reisen ein grosses zusammenlegbares Kautschukbassin mitgeführt, das mir zu dem Zweck die wesentlichsten Dienste geleistet hat und zusammengelegt wenig Raum beanspruchte. Wasser ist — vereinzelte Ausnahmefälle abgerechnet — stets zu haben.

Ich glaube hier auch des Rauchens als mitwirkende Ursache zur Erzeugung des Fiebers erwähnen zu sollen. Von der Nützlichkeit des Rauchens habe ich mich auch in Europa nie überzeugen können; in Afrika wirkt es aber schon deshalb, weil dadurch Durst erzeugt wird, entschieden schädlich. Ich meine nämlich, man sollte es wenigstens in Fällen, in denen der Reisende weiter nichts zu trinken hat, als Wasser, lieber ganz entbehren. Das bischen aus Europa mitgebrachten Tabaks ist bald zu Ende, und dann nimmt man seine Zuflucht zu dem starken, meist schlecht präparierten Kraut der Eingeborenen, das — auch noch aus ungeputzten Holzpfeifen geraucht — einen Hochgenuss bietet, auf den man doch leicht verzichten könnte.

Das Chinin (Chinium sulphuricum) ist wenigstens vorläufig das spezifische Mittel gegen das Fieber. Es soll nicht immer auf dieselbe Weise gegeben werden; seine Anwendung muss eben auch nach der Form, dem Typus, dem Verlauf und der Dauer der Krankheit geregelt werden. Doch in den gewöhnlichen Fällen ist sein Gebrauch einigen allgemeinen Regeln unterworfen. In Nachstehendem will ich die Art und Weise bekannt geben, in der ich das Chinin auf Anraten der Dok-

toren van der Heuvel und Allart, die beide eine mehrjährige Erfahrung gesammelt hatten, meistens mit günstigem Erfolge angewendet habe.

Man nehme eine Dosis von einem Gramm und zwar in Pulverform entweder in Kaffee, Suppe oder mit ungesäuertem Brote. Diese Dosis soll im Anfange der fieberfreien Periode, die dem Anfall folgt, genommen werden, und wenigstens sechs Stunden vor dem mutmasslichen Zeitpunkte des nächsten Anfalles. Dieselbe Dosis soll dann während dreier Tage repetiert werden. Die Wiederholung der Dosis soll sich auf die Wahrscheinlichkeit eines Rückfalles basieren, der sich gewöhnlich durch allgemeines Uebelbefinden und ein Gefühl der Schwere in der Lebergegend kundgiebt. Es ist besser, sich an höhere Dosen zu halten und dieselben in grösseren Zwischenräumen zu nehmen; wenn die Dosen klein sind, zahlreich und isoliert, so werden die Fieberanfälle abgeschwächt und abgekürzt, aber nicht aufgehalten. Von den Reisenden wird das Chinin sehr häufig falsch angewandt und verfehlt seine Wirkung gänzlich; in vielen Fällen nimmt man dann seine Zuflucht zu Arsenik und verschlimmert damit seinen Zustand. Ich habe mehrmals, besonders bei schwedischen Kameraden, die sich fast ausnahmslos auf dieses Hilfsmittel geworfen haben, psychische Störungen, Verlust des Gedächtnisses, Geistesabwesenheit und selbst Symptome einer Gehirnbetäubung beobachtet, während bei übermässigem Gebrauch von Chinin höchstens vorübergehende Taubheit, hier und da Schwindel sich einstellten. Bei solchen, die lange Zeit in ungesunden Gegenden residieren, werden durch häufige Anwendung des Chinins fast immer Magenkrankheiten herbeigeführt; man wird gut thun, zu Chinin-Injektionen — vielleicht in der Magengegend oder in den Darm — zu greifen. Es kommen auch Fälle vor, in denen das Chinin unverdaut wieder abgeht, infolgedessen also nicht wirken kann; auf diese Abweichung kommt man leicht, wenn man im Urin kein Chinin findet. In den meisten Fällen wird diesem Zustand abgeholfen werden, wenn man in der Art der Anwendung einen Wechsel ein-

treten lässt. Wenn nicht, so wird man wohl das Chinin am besten durch Chloralhydrat ersetzen. In Fällen, in welchen Symptome von Gehirnreizung auftreten, ist es ratsam dem Chinin Bromkalium beizumischen; es wird dadurch grosse Nervenberuhigung herbeigeführt. Der Wein wirkt in der Regel günstig; an der Küste oder in deren Nähe, wo man sich ihn leicht verschaffen kann, soll man die Wohlthat benutzen; auf Reisen ins Innere ist man schon in Anbetracht der Schwierigkeit des Transportes gezwungen, darauf zu verzichten; doch könnte man in der Zwischenzeit der Fiebererscheinungen den Gebrauch kleiner Dosen Quinquina-Weins einführen.

Manche Reisende wenden als Mittel gegen das Fieber Eucalyptus-Extrakt an; den sollte man nach meinem Dafürhalten ganz streichen; die therapeutischen Resultate sind gleich null. Dagegen ist nicht weniger gewiss, dass die Anpflanzungen des Eucalyptus das Austrocknen feuchten und sumpfigen Terrains sehr erleichtern, und man auf diese Weise mit der Zeit das Fieber in indirekter Weise bekämpfen könnte.

Ich glaube, dass man den Gebrauch des Thermometers nicht dringend genug empfehlen kann; häufige Beobachtungen werden das Herannahen des Fiebers anzeigen, den Verlauf und Charakter der Krankheit beleuchten. —

Von allen Krankheiten, die den Fremden in den tropischen Zonen befallen können, ist unstreitig die Dysenterie die fürchterlichste und mörderischste. Die Dysenterie ist entschieden einheimisch in diesen Landstrichen, wo sie alle Eigenschaften eines Reiswasserstuhls besonderer Natur mit einem grossen Hang zu Rückfällen und zur chronischen Krankheit zeigt und häufig mit Tod endet. Indem man der Endemie in der Aetiologie der Krankheit alle Rechnung trägt, glaube ich doch, dass man zwei Ursachen — die nach meiner Meinung eine Hauptrolle bei Erzeugung der Dysenterie spielen — eine ernstliche Wichtigkeit beimessen soll. Diese sind: der rasche Temperaturwechsel und die schlechte Ernährungsweise.

Der plötzliche Uebergang von einem Extrem ins andere ist unter diesen Breiten die Regel; die Kälte der Nächte kontrastiert mit der Tageswärme. Meistens zeigt sich die Dysenterie infolge einer Erkältung oder eines plötzlichen Stillstandes der Transpiration. Sei es nun, dass der Reisende die Unklugheit begeht, sich nach angestrengtem Marsche, wenn der Körper in Schweiss gebadet ist, der Kleider zu entledigen; sei es, dass er sich in diesem Zustande auf dem feuchten Boden lagert, der Eindruck der Kälte wirkt auf den Unterleib und erzeugt Dysenterie. In vielen Fällen jedoch wirkt die Beschaffenheit der Nahrung gemeinschaftlich mit der vorhergehenden Ursache, und selbst ohne diese. Eine Nahrung von schlechter Qualität genügt, um eine schwere Dysenterie herbeizuführen. Ich möchte auf diesen Punkt besonders aufmerksam machen, denn er birgt ein kostbares prophylaktisches Mittel in sich. Unter dem Einfluss dieser Ursache erscheint die Dysenterie oft in Mitte der Trockenzeit und in Klimaten, die relativ gesund sind, und sie ergreift ohne Unterschied Weisse und Schwarze. Zu viel Nahrung, grobe und unverdauliche Vegetabilien, fette Speisen, Fleisch in zu grosser Menge, rohes Obst und hauptsächlich — schlechtes Wasser, das sind eine ganze Serie von Störungsursachen der Eingeweide. Die Dysenterie zeigt in diesen Fällen zwei Perioden: die eine katarrhalisch, die andere inflammatorisch-hämorrhagisch. Gewöhnlich werden nach einigen Tagen vernachlässigter Diarrhöe die Ausleerungen blutig; die physischen Ermüdungen, das lange Verweilen in der Sonne, die Gemütsbewegungen verschlimmern die Krankheit durch Herabstimmung der Kräfte, die sie nach sich ziehen, während die miasmatischen Aushauchungen, wenn sie nicht ein Fieber provozieren, ebenfalls als schwächende Ursache wirken. In den glücklichen Fällen geht die Krankheit gewöhnlich nach acht Tagen zu Ende; im anderen Falle führt sie einen Schwächezustand herbei und endet stufenweise mit vollständiger Erschöpfung der Kräfte. Die Krankheit zeigt einen ausgesprochenen Hang zu Rückfällen und Wiederholungen,

und man bedarf während der Genesung der grösstmöglichen Schonung. Auch nach vollständiger Befreiung erscheint sie wieder unter dem Einfluss derselben Ursachen und zwar stets mit einer Heftigkeit, die der Anzahl der vorangegangen Fälle entspricht, und sie ist eine mächtige Ursache der grossen Sterblichkeit unter den Afrikareisenden.

Ohne dabei auf Abschweifungen zu gerathen, glaube ich hier einige allgemeine Regeln mitteilen zu sollen, die mir meine persönlichen Erfahrungen eingegeben haben. Vor allem soll die Ernährungsweise den Erfordernissen des Klimas entsprechen. Eine vorzugsweise aus Animalien bestehende Nahrung ist schädlich, und es ist notwendig, in grossem Verhältnis andere Substanzen beizumischen. Der Fremde hat besonders zwei Klippen zu umgehen: erstlich muss er vermeiden, täglich eine zu grosse Quantität Fleisch zu sich zu nehmen, und zweitens muss er sich hüten, von den Eingeborenen den Gebrauch unverdaulicher Vegetabilien, wie z. B. Erbsen, Bohnen, Sorgho, zu übernehmen. Eine andere Gefahr besteht in der Anwendung alkoholhaltiger Getränke, die ihre eifrigen Anhänger hat; und weiter in der fixen Idee, mit welcher viele ausgerüstet sind, dass der Weisse in Afrika nichts Besseres thun kann, als sich die Lebensweise der Neger anzueignen. Es ist unumgänglich notwendig, dass Fleisch in einer gewissen Proportion in die Ernährungsweise eintritt; doch genügt eine Mahlzeit von Fleischspeisen für den ganzen Tag. Worauf man hauptsächlich seine Ernährung basieren soll, das ist Reis und Brot; gerade dieses aber lässt sich mit Hilfe der gärenden Getränke der Eingeborenen, Palmwein und Pombe, immer anfertigen. Wenn es hier und da an dem nötigen Mehl mangelt, so kann man zur Bereitung des Brotes ein drittel und selbst ein halb Maismehl nehmen, und diese Zuthat thut der Güte des Brotes keinen Eintrag. Der Genuss von Brot und Reis ermöglicht es, das Gleichgewicht der zur Ernährung unbedingt notwendigen Elemente herzustellen, und ich glaube, darin ein ausgiebiges vorbeugendes Mittel gegen die Dysenterie erblicken zu dürfen.

Was den Einfluss alkoholhaltiger Getränke anbelangt, so bilden sie häufig die Hauptursache der Dysenterie. Der Alkohol müsste nach meiner Ansicht völlig ausgeschlossen bleiben; ich glaube in keiner Weise an die Notwendigkeit, sich zu seinen Reisen mit Rum, Cognak oder sonstigen Spirituosen ausrüsten zu müssen. Der Wein wird, in mässigen Quantitäten und mit Wasser gemischt, stets eine Wohlthat sein und zur Wiedererlangung verlorener Kräfte mit Vorteil angewandt werden; doch unumgänglich notwendig ist auch er nicht, und bei Reisen weit ins Innere des Landes ist der Transport an und für sich unmöglich. Somit bleiben dem Reisenden als Getränke: Wasser, Kaffee und Thee, und häufig ist es auch möglich, sich Getränke der Eingeborenen zu verschaffen: Palmwein, Hydromel und Togoï. — Das Wasser enthält häufig Fremdkörper, die in der Auflösung begriffen sind; solche Wasser sind unangenehm zu trinken, oft widerstehen sie sogar; es ist daher Gebrauch, das Wasser abzuklären, wenigstens mittels Kohlenfilter den Versuch dazu zu machen. Fataler Weise übt die Kohle ihre reinigende Wirkung nur in sehr engen Grenzen aus und mit verzweifelter Langsamkeit. Ein tragbarer guter Filter wäre erst noch zu erfinden. Alaun ist nur ausnahmsweise, bei sehr kalkhaltigem Wasser anzuwenden; das Aufkochen macht das Wasser wenigstens unverdaulich durch die Zersetzung der organischen Materien, welche es enthalten kann, und durch den Ansatz, der sich durch die mittels eines Uebermasses von Kohlensäure aufgelösten Salze bildet. Auch kann das Wasser eine gewisse Menge von Nitraten, Chlor und Sulfaten enthalten, deren Auflösungen durch Kochen nicht herbeigeführt wird; solches Wasser ist gesotten noch ungesunder, denn die Salze sind darin nur konzentrierter. Diese Wasser sind gewöhnlich von verführerischer Klarheit und etwas salzigem, doch nicht unangenehmem Geschmack. An gewissen Orten, ungefähr sechs bis acht Tagereisen von der orientalischen Küste, ebenso am Congo hinter dem Stanley-Pool, erzeugen diese Wasser Dysenterie oder wenistens starke Diarrhöe, sowohl bei Weissen, wie

bei Schwarzen und selbst bei Tieren. Infolge ihres Genusses kommt es vor, dass man mehrere Tage hindurch während des Harnlassens und auch noch einige Zeit nachher Brennen verspürt. In einem solchen Falle kann weder Filtrieren, noch Kochen die schlechte Beschaffenheit des Wassers ändern. Ich könnte da nur den Gebrauch destillierten Trinkwassers anraten. Es wird jedem Reisenden leicht sein, sich mit einem tragbaren Destillationsapparate zu versehen, dessen Verbindungsrohr zwischen Rezipienten und Refrigerator genügend lang wäre, damit die Erhitzung nicht durch die Nähe des Kühlapparates hintenangehalten würde. Alle hygienischen Regeln bezüglich des Wassers müssten sich in dieser Vorschrift wiederholen: in der tropischen Zone, wo es immer möglich ist, nur destillirtes Wasser zu trinken.

Leichter Thee ist ein gesundes Getränk, dessen Gebrauch sehr zu empfehlen ist; seine Wirkung ist leicht stimulierend, und schwache Magen vertragen ihn besser, als den Kaffee; er befördert auch die Verdauung und bildet zu den Mahlzeiten und während der Zwischenpausen das beste Getränk.

Der Kaffee hat stimulierende und nährende Eigenschaften, die sehr förderlich sind für solche, die ermüdenden Dienst haben und stets den Veränderlichkeiten der Atmosphäre ausgesetzt sind. Kalter, genügend verdünnter Kaffee ist das gesundeste, erfrischendste und angenehmste Getränk, das man bei angestrengten Märschen zu sich nehmen kann. Die stimulierende Wirkung des Kaffees ist stark genug, dass man nicht auf Spirituosen zurückzugreifen braucht in Fällen, in denen man diese Wirkung sucht.

Pombe, das afrikanische Bier, ist — abgesehen von seinem ekligen Geschmack — zu reichhaltig an Alkohol, als dass man es mit Vorteil anwenden könnte; dagegen kann Hydromel so zubereitet werden, dass nur eine leichte Gärung stattfindet. Den Togoï erhält man, indem man Sorgho während 24 Stunden in einer gewissen Quantität Wasser einweicht; zwei bis drei Tage später giebt das ein angenehmes und sehr nahrhaftes Getränk, dessen Genuss wenigstens nach meinen

Erfahrungen weder Diarrhöe noch Verdauungsstörungen nach sich zieht.

Was die Bekleidung anbelangt, so wäre als Vorbeugemittel gegen die Dysenterie die Anwendung einer langen, dichten und breiten Wollbinde zu empfehlen; am geeignesten hierzu dürfte wohl der Stoff sein, aus welchem die Araber und Beduinen der Wüste ihre Burnusse verfertigen.

Die Diätetik ist der wichtigste und schwierigste Punkt bei Behandlung der Dysenterie. Albuminöses Wasser, Reiswasser, Opium, genügen oft, die ersten Anfälle zu beseitigen; in den anderen Fällen haben Calomel und Ipeca die kräftigste Wirkung.

Die Pathologie der Weissen in Zentral-Afrika weist ausserdem mehrere interessante Eigenheiten auf. Eine merkwürdige Erscheinung ist eine parasitäre Hautkrankheit, der „Funza ja mombe", auf deutsch Ochsenwurm genannt. Häufige Augenentzündungen — Schleimhauttripper — sind in den ungeheuren sandigen Ebenen von Roterde Ugogos zu verzeichnen.

Syphilitische Erscheinungen sind häufig unter den Negern, besonders im östlichen Afrika; die Mehrzahl der Frauen ist damit behaftet; deshalb sei zu besonderer Vorsicht gemahnt. Die konstitutionelle Syphilis ist bei ihnen gewöhnlich; besonders häufig tritt eine eigentümliche Entzündung der Regenbogenhaut auf und einige Syphiloïden, auch Frambösie (Pians). Es ist bemerkenswert, dass in Ugogo äusserst selten Syphilis angetroffen wird, während alle Nachbarstämme rings umher Opfer der Seuche sind, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach dem Verkehr mit den Arabern und Mestizen der Küste verdanken. Die Wagogos dagegen — das sind die Bewohner von Ugogo — haben nur sehr wenig Verbindung mit Sansibar und der Küste und sie pflegen die Sitte, sich ausschliesslich nur in ihrem Stamm zu verheiraten. Die Syphilis der Neger ist weit davon entfernt, von selbst zu heilen, wie manche glauben; die Heilung ist höchstens scheinbar, und sekundäre oder tertiäre Erscheinungen entwickeln sich oft noch nach langer Zeit. Die Afrikaner rechnen so wenig auf die Selbst-

heilung der Krankheit, dass sie dieselbe auch nach deren scheinbarem Verschwinden noch fortbehandeln durch Genuss von Gerstenwasser mit einem Aufguss von einheimischen Pflanzen, was übrigens wenig zu nützen scheint. Ein interessanter Zug der Sitten besteht darin, dass die Neger dem Umstande, syphilitisch zu sein, keine Unlauterkeit beimessen, und die sexuellen Verrichtungen nach wie vor stattfinden. Die meisten haben natürlich keinen Begriff von der ansteckenden Wirkung der Seuche. Bei ihnen wird die Krankheit sozusagen in der Familie behandelt; die Hausfrau bereitet die diesbezüglichen Mittel ebenso selbstverständlich, als wenn es sich um die tägliche Mahlzeit handelte.

In betreff der äusseren Pathologie ist zu bemerken, dass die geringste Hautabschürfung, die unbedeutendste Wunde, ja der einfachste Insektenstich leicht die Form von Geschwüren annimmt, sogar zur Phagadäna werden kann. Die Heilung ist gewöhnlich langwierig und schwer. Cuprum und Quecksilbernitrat sind die örtlich am besten zu verwendenden Mittel bei hartnäckigen Fällen. —

Die vorangegangenen Betrachtungen zeigen zur Genüge, dass die Krankheiten der Existenz und Ausbreitung der Europäer in Zentral-Afrika ein wesentliches Hindernis entgegensetzen. Die Erfahrungen, die in dieser Beziehung von Reisenden und Residenten in diesen Ländern gemacht worden sind, sowie die Kolonisationsversuche, die die Europäer zu verschiedenen Zeitepochen in denselben Breiten vorgenommen haben, liefern kostbares Material bei Abschätzung dieser ernsthaften Frage der Akklimatisation. In diesen neuen Verhältnissen hat der menschliche Organismus sowohl mit dem Klima selbst, als auch mit den einheimischen Krankheiten zu kämpfen. Prüfen wir nun, welche Aussichten vorhanden sind, in diesem zweifachen Kampfe zu widerstehen, und sehen wir, was man 1. von der meteorologischen und 2. von der pathologischen Akklimatisation zu halten hat.

1. Es giebt im äquatorialen Afrika Landstriche, die, obgleich sie den meteorologischen Einwirkungen, die den

Klimaten dieser Zone eigen sind, unterworfen werden, dennoch eine reelle Salubrität besitzen, wie z. B. das Gebirgsland von Usagara, oder die Landschaft am Kilima-Ndscharo. Andere erfreuen sich einer relativen Salubrität, wie z. B. die ausgedehnten Ebenen von Ugogo. Die Mehrzahl der anderen Länder dieser Region sind gesundheitsschädlich. Also, die endemischen Krankheiten existieren in den einen, während die anderen davon frei sind; da, wo sie sich finden, agitieren sie gemeinschaftlich mit den meteorologischen Einflüssen gegen die Europäer. Die einzelnen Klimate dieser Zone bieten somit grosse Verschiedenheit in der Salubrität; wenn gewisse Lokalitäten wahre Friedhöfe genannt werden können, in anderen sich nur kränkelnde Kolonisten finden, so giebt es auch wieder solche, wo der Europäer unbeschadet seiner Gesundheit mehrere Jahre leben kann, unter der Bedingung selbst verständlich, dass er die notwendigen hygienischen Vorsichtsmassregeln beobachtet. So ist man z. B. auf den Höhen des Nguru-Gebirges und Usagaras gegen die einheimischen Krankheiten geschützt, trotz der Nähe der Fieberherde. Ich bezeichne absichtlich diese Punkte, denn sie werden ohne Zweifel in Zukunft ein Sanatorium für die Weissen werden; man kann hier seine Heilung von den Krankheiten holen, die man sich an der Küste zugezogen. Doch, wenn man auch hier kürzer oder länger verweilt hat, so bleibt man nichtsdestoweniger den einheimischen Einflüssen ausgesetzt, wenn man zur Küste oder einem anderen Fieberherde zurückkehrt. Gewisse Klimate bieten besondere gesundheitsschädliche Eigenschaften, gebunden an ihre Topographie, die Beschaffenheit des Bodens, die die Qualität des Wassers beeinflusst. Also, die alleinigen physischen Eigenschaften der Luft sind nicht die Ursachen der Gesundheitsgefährlichkeit der tropischen Zone; der Mensch besitzt die Gabe, ihrer Einwirkung zu widerstehen und sich den neuen Verhältnissen anzupassen; er kann frei von einheimischen Krankheiten in einem gegebenen Klima dieser Zone leben, nicht weil er sich auf die Dauer Unempfänglichkeit gegen das Fieber erwirbt, sondern weil die Topographie

dieses Klimas keine einheimischen Krankheiten in sich birgt; er kann sich unmittelbar von Europa nach diesen Landstrichen begeben, ohne sich in Zwischenstationen aufhalten zu müssen. Die Unschädlichkeit des eigentlichen Klimas unter diesen Breiten wird zur Genüge durch die Schiffe bewiesen, die auf allen Punkten der tropischen Zone herumfahren, ohne dass der Gesundheitszustand der Bemannung einer Aenderung unterworfen wäre, unter der einzigen Bedingung, dass sie an gesundheitsschädlichen Landstrichen nicht anlaufen. Daraus geht natürlich hervor, dass man solche als ungesund bekannten Punkte zu vermeiden hat, oder doch wenigstens alles aufbieten soll, den Aufenthalt daselbst abzukürzen; den Uebergang leicht und schnell bewerkstelligen zu können, durch Verbesserung der Strassen und Vervollkommnung der Transportmittel.

Die meteorologische Akklimatisation ist also in dieser Zone möglich.

Dies ist ein Punkt, der nach meiner Meinung ans Licht gezogen und von der gewöhnlich missverstandenen Frage der Akklimatisation getrennt werden muss.

Es ist ein schwerer Irrtum, die Akklimatisation in dem Sinne einer Befreiung, einer Vorbeugung gegen die einheimischen Krankheiten erklären zu wollen. Wenn es Annahme und Angewöhnung des Organismus an neue meteorologische Bedingungen giebt, so giebt es ebenso gewiss keine Befreiung von den einheimischen Krankheiten.

Die Frage der Akklimatisation scheidet sich also; und wenn man die meteorologische Akklimatisation bejahen kann, so muss man dagegen erklären, dass die pathologische Akklimatisation nichts weiter ist — als eine Mythe. —

Die naturgemässe Thätigkeit der Organe erleidet durch diese meteorologische Akklimatisation mancherlei Modifikationen. Die hervorragendste besteht in der ausserordentlichen Ausdünstung der Lunge und der Haut und der Vermehrung der Gallabsonderung, wodurch ein allgemeiner Schwächezustand entsteht. Es entwickelt sich stufenweise

Muskelschwäche und eine besondere Reizbarkeit des Nervensystems; der Blutumlauf beschleunigt sich, wodurch der Hang zu Blutungen entsteht, die man bei neuangekommenen Europäern in den Tropen beobachtet. Die Lungen funktionieren mit weniger Energie, die Kohlensäure wird in geringerem Verhältnis ausgeatmet; das Uebermass an Kohlenstoff wird auf anderem Wege ausgestossen. Die Kalorifikation ist geringer, obgleich die mittlere tierische Wärme höher ist. Die funktionelle Ueberanstrengung der Leber erzeugt häufig, besonders am Anfang, Gallenkrankheiten; man beobachtet dann alle Erscheinungen einer schmerzhaften Polycholie; dieser Zustand wird auf die Dauer chronisch und es giebt dagegen kein anderes Mittel, als die Rückkehr nach Europa. Die Reizbarkeit des Nervensystems entwickelt sich zu einem Grade, wovon man sich bei uns keine Idee macht; daher die Ungleichheit der Gemütsstimmung, der Jähzorn, die Melancholie, die Hypochondrie, die viele Reisende teils selbst empfunden, teils an anderen beobachtet haben, und welche bei den einen sich bis zur Misanthropie gesteigert haben, während bei anderen diese Reizbarkeit, vermehrt durch den Missbrauch von Chinin, oder durch heftige moralische Bewegungen sogar zum Selbstmord geführt hat. Es ist die ständige Ueberspannung der Empfindlichkeit, die die Häufigkeit der Krankheiten des Nervensystems unter den tropischen Breiten erklärt.

Eine bemerkenswerte psychische Erscheinung ist es, dass mit der Zeit die Lebhaftigkeit des Eindrucks bei dem Europäer abgeschwächt wird und damit endigt, dass er einen unregelmässigen und weniger scharfsichtigen Gebrauch seiner Beobachtungsgabe macht. Die Feinheit des Urteils wird abgestumpft und macht einem Zustand der Gleichgiltigkeit Platz, der Trägheit und dem ausgesprochenen Hang zur Beschaulichkeit. —

2. Ich habe schon gesagt, dass, vom Gesichtspunkt einer Befreiung von endemischen Krankheiten aus betrachtet, es eine Akklimatisation nicht giebt.

Eine Thatsache, die über allen Zweifel erhaben ist, ist die Unmöglichkeit für den Europäer, sich in absoluter Weise gegen sie zu schützen, und die Unfruchtbarkeit aller erdachten Akklimatisationsmassregeln in dem Sinne als Vorbeugemittel. Man würde vergeblich hoffen, sich gegen Fieber und Dysenterie zu verwahren, indem man sich vor Ankunft an der Küste oder in den ungesunden Landstrichen Innerafrikas für einige Zeit an Zwischenstationen aufhält. Diese Etappen würden keine andere Wirkung hervorbringen, als die Abschwächung der ersten Eindrücke des metorologischen Klimas, die der Organismus bei verständiger Hygiene auf einmal ertragen kann. Die Engländer haben längst auf diese staffelartige Beförderung der Garnisonen in gesundheitsschädlichen Klimaten verzichtet und ihre Zuflucht zur Errichtung eingeborener Truppenteile und zur Sequestration der europäischen Truppen auf den Höhen genommen.

Ich kenne die Art der Immunität, deren sich — wie es den Anschein hat — einige Europäer in den Fieberherden erfreuen. Es ist nichts weiter, als ein gewisser Grad von Duldung für die miasmatischen Einflüsse in Verbindung mit der besonderen Widerstandsfähigkeit des Individuums und der Gewöhnung an das meteorologische Klima, die mit Hilfe einer passenden Hygiene erworben werden kann. Der Europäer, der in diesen ungesunden Klimaten ankommt, ausgestattet mit einer vollkommenen Gesundheit, der jede wünschenswerte hygienische Vorsicht anwendet, den Fieber- und Dysenterieanfällen, die ihn heimsuchen, die geeignetste Behandlung entgegensetzt, alles thut, um Rückfälle zu vermeiden oder abzuschwächen, lebt sich nach einiger Zeit in einen Zustand hinein, der ihm gestattet, sich eine gewisse Anzahl von Jahren in diesen ungesunden Regionen aufzuhalten. Aber in allen diesen Fällen handelt es sich nur um eine relative Immunität — eine scheinbare Akklimatisation. Das Fieber kann gelindere Formen annehmen; die Rückfälle mögen seltener werden, man kann als akklimatisiert gelten; aber die Intoxikation wird nichtsdestoweniger ihre desorganisatorische

Wirkung fortsetzen, und wenn diese Thätigkeit auch einige Zeit verborgen bleibt, so kann sie im unerwartetsten Augenblick in Gestalt eines schrecklichen Anfalles zum Ausbruch kommen. Ich kenne zwei Beispiele solcher Fieberanfälle, wobei die Betroffenen — der eine ein Portugiese, der andere ein Holländer — unterlagen; der erstere nach achtjährigem, der letztere nach zehnjährigem Aufenthalt. Beide hatten seit Jahren nur seltene und leichte Fieberanfälle und galten allgemein als akklimatisiert.

Am häufigsten folgt den Manifestationen der miasmatischen Thätigkeit ein kachektischer, fieberfreier Zustand, mit Anschwellung der Leber oder der Milz. In diesen Fällen vermeinter Akklimatisation wird man immer das Vorhandensein solcher Unregelmässigkeiten, begleitet von Herzklopfen und Schwellung der Leber, konstatieren können. Dieser wesentlich pathologische Zustand ist es, den man häufig die Akklimatisation nennen hört. Man ist sogar so weit gegangen, die Herbeiführung dieses Schwächezustandes zu begünstigen, um die Akklimatisation zu beschleunigen, und man hat akklimatisierende Krankheiten angenommen!! Aber diese akklimatisierenden Krankheiten raffen nur zu oft die Einwanderer hinweg! Wenn einzelne kraftvolle und kluge Individuen nach Ablauf mehrerer Jahre nicht unterliegen, so bleiben sie in diesem Zustand der Schwäche, Mattigkeit und frühzeitigen Alters, der dem scharfen Beobachter beim ersten Anblick auffällt; sie werden mehr und mehr den einheimischen Krankheiten zugänglich, die schliesslich einen vorzeitigen Tod herbeiführen.

Ebensowenig, wie gegen das Fieber, giebt es gegen Dysenterie und Hepatitis eine Akklimatisation, obgleich die individuelle Widerstandsfähigkeit hiergegen grösser ist, als gegen das Fieber. In den eigentlichen Herden ist die Anzahl derjenigen, welche der Dysenterie erliegen, entschieden die bedeutendere; hauptsächlich ist es die chronische Form — herbeigeführt durch zahlreiche Rückfälle —, welche den Tod nach sich zieht.

In dieser Beziehung giebt es für den Europäer, welcher an der afrikanischen Küste landet, wohl nichts Belehrenderes, als den Anblick der Kommission, welche kommt, den Gesundheitszustand an Bord zu konstatieren, bevor die Ausschiffung gestattet wird. Diese bleichsüchtigen Gestalten mit abgemagerter Figur und verlöschenden Augen sind die ersten Gesichter, welche dem Fremdling begegnen. Bitterer Hohn! — Diese traurigen Probestücke der Akklimatisation werden mit dem Namen „Gesundheits-Kommission“ bezeichnet, und ihr Besuch heisst die „Gesundheits-Visite“.

Die Eingeborenen haben den Vorteil einer gewissen Akklimatisation; sie erreicht aber nicht den Grad einer vollständigen Immunität; nach einem ungesunderen Orte versetzt, verlieren auch sie diese natürliche Begünstigung. —

In den vorhergehenden Betrachtungen habe ich lediglich von der individuellen Akklimatisation gesprochen und dabei genauen Unterschied festgesetzt zwischen den ungesunden und gesunden Klimaten der äquatorialen Regionen Afrikas, indem ich die Akklimatisation in den ersteren verneinte, in den letzteren zugab und daraus den praktischen Schluss zog, dass es für Europäer möglich ist, unter günstigen hygienischen Bedingungen eine gewisse Anzahl von Jahren in leidlich gutem Zustande dort zu leben.

Es bleibt nun noch die Möglichkeit zu erörtern, ob es einer gewissen Anzahl von Einwanderern gelingen wird, sich dort zu kreolisieren, und ob di evollständige Akklimatisierung der Gattung, indem man den besonderen Fähigkeiten der verschiedenen Rassen Rechnung trägt, sich nach mehreren Generationen vollziehen wird.

Diese Frage ist mehr als zweifelhaft, und ohne sie hier in ihren Einzelheiten untersuchen zu wollen, begnüge ich mich damit, darauf hinzuweisen, dass man selbst in dem gesunden Klima Aegyptens nicht eine ausländische Familie antrifft, die durch mehrere Generationen hindurch gediehen wäre. Desgleichen führe ich die bekannte Thatsache an, dass die Cirkassier, welche die herrschende Klasse der Mameluken

bildeten, sich nur durch beständige Rekrutierung aus dem Heimatlande erhalten konnten. In Algier, dessen Verhältnisse weit ungünstiger liegen, als jene Aegyptens, ist die Akklimatisation stets wenigstens als sehr schwierig betrachtet worden. Die Statistik stellt fest, dass im Durschnitte die Sterblichkeit unter den französischen Truppen daselbst viermal so gross ist, als jene der Truppen in Frankreich; die Sterblichkeit unter den europäischen Einwohnern aber beträgt ungefähr das Doppelte von jener, die man in Frankreich selbst beobachtet.

Es ist jedoch nicht weniger wahrscheinlich, dass die gesunden Regionen des äquatorialen Afrikas sowohl individuell, als im allgemeinen günstigere Bedingungen der Akklimatisation bieten, als viele der gegenwärtigen Kolonien, wie z. B. die verrufene Westküste von Afrika, die Antillen, Cochinchina, die Küste von Madagaskar, Nossi-Bé oder Mayotte.

Es ist schwer, mit Gewissheit die Zukunft einer Kolonisation der äquatorialen Hochplateaus von Afrika vorauszusagen, aber man kann ihr mit Vertrauen entgegensehen. Die Einwanderer werden sicherlich weniger Gefahr laufen, als in den oben angeführten Friedhöfen. Das Dasein kann erhalten werden, und der europäischen Rasse wird es vielleicht in gewissem Masse und durch gewisse Mittel möglich sein, sich fortzupflanzen, sowohl vom individuellen Gesichtspunkte aus betrachtet, als auch durch Ansiedelungen auf den Höhen, oder durch Reisen nach Europa nach einer bestimmten Anzahl von Jahren. Vom allgemeinen Gesichtspunkte aus, durch Kreuzung mit neuem europäischen Blut, mit Rassen, die leichter in den neuen Verhältnissen leben, oder mit der eingeborenen Bevölkerung.

In keinem Falle aber glaube ich, dass die europäischen Einwanderer sich selbst der Kultivierung des Bodens widmen können; sie werden zu dem Zweck sich an den Neger halten müssen. —

Im Laufe dieser Ausführungen, denen ich einen wesentlich praktischen Charakter geben wollte, habe ich Gelegenheit gehabt, einige Schlüsse von praktischer Tragweite bezüglich

der individuellen Hygiene der Europäer in Central-Afrika zu ziehen und im allgemeinen die grossen hygienischen Fragen anzuzeigen, welche die Prüfung der Bedingungen für Existenz und Fortpflanzung unserer Rasse in diesen Gegenden aufrichtet. Diese Studie erweckt Desiderata, deren Verwirklichung nicht unmöglich ist, aber immerhin unermesslichen Schwierigkeiten unterworfen bleibt, die man nicht unbeachtet lassen darf. Es ist vorauszusehen, dass die Fieber vor der Urbarmachung zurückweichen werden, dass die Kultur gesundheitsschädliche Strecken aufbessern und Landstriche, die jetzt in mörderischem Klima liegen, bewohnbar machen wird. Es ist erlaubt zu hoffen, dass die Wasserverhältnisse und Verkehrswege sich verbessern werden, und dass die Transportmittel fortwährend ihrer Vervollkommnung entgegengehen; dass die Uebergangsdauer durch die ungesunden Regionen abgekürzt wird, dass die Erreichung der gesunden Klimate weniger langsam und weniger schwierig zu bewirken ist. Aber die Verwirklichung dieser zur Festsetzung einer ernstlichen und dauerhaften Zivilisation unvermeidlichen Projekte wird weniger von den zu machenden Anstrengungen, zu überwindenden speziellen Schwierigkeiten und den bedeutenden Ausgaben an Geld abhängen, als von Opfern an Menschen. Die Erforschung dieser Gegenden hat schon viele kostbare Existenzen gefordert, und wird deren noch mehr verlangen; ihre Kolonisation — welche Basis man ihr auch geben will — wird noch zahlreiche Menschenleben erfordern.

Die Zivilisation, wie der Krieg haben ihre Schlachtfelder, ihre Opfer, ihre Märtyrer!

Die Idee, Innerafrika zu zivilisieren, hat unter dem Druck einer neuen ökonomischen Stellung eine nutzbringende Richtung angenommen, die sich unwiderstehlich der Prüfung aller ernsten und vorsichtigen Geister aufdrängt. Die kommerziellen Vorurteile der verschiedenen Nationen wenden sich gegen dieses neue Feld, das der europäischen Tätigkeit eröffnet ist. Die Bewegung spricht sich von Tag zu Tag deutlicher aus; die Regierungen nehmen thätigen Anteil; Projekte überbieten sich,

und Unternehmungen bereiten sich vor. In der Zwischenzeit vollziehen sich grosse Ereignisse im Herzen von Afrika; gelehrte Forscher, tapfere Missionare, unternehmende Kaufleute dringen auf allen erreichbaren Wegen vor und geben durch glorreiche und mühsame Arbeiten Kunde von sich. Die Resultate ihrer Forschungen werden lebhaft besprochen; die Presse und die öffentliche Meinung nehmen sich ihrer an; die zivilisatorische Bewegung hat eine internationale Form angenommen, und erhabene Geister erwägen in ihrer Ungeduld schon die Kolonisationsfrage.

Gut! In diesem Wettstreit aller zivilisatorischen Kräfte haben auch die Aerzte und Hygienisten ihren Platz einzunehmen. Eine schwierige, aber vor allen anderen nützliche Arbeit fällt ihnen zu: jene, die Mittel zu finden, um die Sterblichkeit der Weissen in Central-Afrika zu vermindern. Dieser besondere Gesichtspunkt ist das, was ich unter der afrikanischen Frage verstehe, und die Sache scheint mir der Natur zu sein, dass es wohl der Mühe wert ist, das Augenmerk darauf zu richten.

Die Europäer können die Rolle des Zivilisators in Afrika nur unter der Bedingung übernehmen, dass sie dort leben können; sie können aber nur dann lange genug leben, um ihre Ideen auszustreuen, wenn sie sich mit ihrer Gesundheit befassen, die Regeln einer rationellen Hygiene beobachten und der medizinischen Wissenschaft alle ihr eigenen Waffen entlehnen, um sich den Sieg zu sichern in diesem Kampfe um die Existenz.

Leipzig,
Walter Wigand's Buchdruckerei.

Zehn Jahre Afrikanischen Leben

Von

August Boshart,
Capitaine, Commandant I. Cl. de la force publique à l'Etat Indépendant du Congo.



Otto Wigand, Leipzig.



Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

